Ein Freimaurer.

Roman

von

Dr. Henri Floru.

Zweiter Theil.

Dresden

Verlag von Adolph Wolf.

Erstes Capitel.

Liebe und Leichtsinn.

Doctor Werther war von der Nachricht, die er durch Römhild erhalten, sehr unangenehm berührt worden.

Das Rencontre, welches Mühlberg und Dornburg mit den unbekannten Socialdemokraten gehabt hatten, war ihm nicht fremd geblieben, und der Gedanke, der junge Paul Dornburg theile die Anschauung jener Leute, ängstete ihn gewaltig. Daß Elsbeth mit einem solchen Manne von diesen Grundsätzen jemals wahrhaft glücklich werden könne, war ihm ein Ding der Unmöglichkeit.

Sein Entschluß war schon im Moment der Mittheilung gefaßt worden. Es galt, Paul Dornburg zu prüfen und ganz besonders Kenntniß von seinem Leben in Hamburg zu erhalten. Wie aber sollte dies geschehen?

Römhild war abgereist, und Werther hatte ihn bis zum Bahnhofe begleitet.

Im Begriffe, wieder nach Hause zu fahren, rief ihm plötzlich eine Damenstimme einen „guten Morgen!“ zu.

Er wendete sich um und erblickte Therese, welche auf ihn zu kam und ihm erfreut die Hand reichte.

„Ich wollte schon zu Ihnen kommen, Herr Doctor, um Ihnen zu sagen, daß ich eine neue Wohnung bezogen habe, und Sie zu bitten, mich einmal mit Ihrem Besuche zu beehren. Ich bin ordentlich wie neugeboren, und es kommt mir Alles wie ein schöner Traum vor; ich kann mein Glück

noch gar nicht recht fassen. Bitte, kommen Sie doch, Herr Doctor; ich muß auch Ihren gütigen Rath erbitten hinsichtlich meiner Thätigkeit; ohne alle Beschäftigung kann ich doch nicht bleiben."

„Ich komme schon einmal, Fräulein Therese. Wo wohnen Sie denn?"

„Rosenstraße Nummer zwölf, zwei Treppen."

„Rosenstraße?" flüsterte Werther nachdenklich. Dann fuhr er aber rasch entschlossen fort: „Ich fahre diesen Weg, und wenn es Ihnen genehm ist, biete ich Ihnen einen Platz in meinem Wagen an."

„Ah — Sie geniren sich nicht, mit mir zu fahren?" fragte Therese, angenehm überrascht.

„Durchaus nicht, mein Fräulein. Ich wüßte nicht —"

„Na, leider Gottes hackt die Welt auf uns armen Geschöpfen am Vorstadttheater ziemlich derb herum, und eine Ballettänzerin ist immer gleichbedeutend mit einer leichtsinnigen Person. Ich möchte Ihnen nicht Unannehmlichkeiten bereiten."

„Bitte, steigen Sie ein, Fräulein Therese!" lächelte der Doctor.

Die Tänzerin gehorchte dieser Einladung.

„Es regen sich schon sehr böse Zungen, die mich beneiden und mein Glück unlauteren Quellen zuschreiben," flüsterte sie, als sie an der Seite Werther's in der prächtigen Equipage dahinfuhr.

„Neider und Verleumder wird es geben, so lange die Welt steht. Dieses Gezücht ist nicht auszurotten. Ein gutes Gewissen und eine energische Thatkraft ist das beste Mittel gegen sie," versetzte Werther.

„Ich wünschte, ich wäre etwas weniger leichtsinnig gewesen. Aber die Umgebung, die ganze Lebensstellung ist eben zu gefährlich und verführerisch, daß es einer ganz besonderen Charakterstärke bedarf, um fest zu bleiben. Der elende Baron hat mich erst in Mißcredit gebracht."

„Nun, lassen Sie das abgethane Sache sein. Sind Ihnen die Bekanntschaften ihrer ehemaligen Colleginnen bekannt?" versetzte plötzlich Werther.

„Ich habe mich weniger um meine Colleginnen bekümmert und war froh, wenn sie mich in Frieden ließen. Wenn Ihnen aber etwas daran liegt, die Gesellschaft zu beobachten, so dürfen Sie nur nach dem Theater-Restaurant in der Nähe des Theaters gehen; dort können Sie Beobachtungen

anstellen, so viel Sie wollen. Der Kellner Friedrich ist gefällig — Sie wissen das ja!" erwiderte Therese.

„Hm, es ist leicht möglich, daß ich Ihren Rath befolge; ich will erst sehen, ob ich vielleicht noch auf andere Weise zum Ziele komme. — Ah, wir sind ja bereits in der Nähe Ihrer Wohnung. Michael, Nummer zwölf anhalten," versetzte der Doctor.

Der Wagen hielt.

Therese stieg aus.

„Wollen Sie nicht einen Augenblick —"

„Vielleicht auf dem Rückwege, Fräulein Therese," fiel Werther ein, und der Wagen fuhr weiter.

Bei Nummer dreiundzwanzig wurde abermals gehalten.

Doctor Werther wurde von der Familie Bernhard mit großer Freude begrüßt.

„Ich habe mit Dir zu sprechen, Louis," begann Werther nach einigen Minuten des allgemeinen Gespräches. „Ich habe eine Entdeckung gemacht, die mich gewaltig beunruhigt."

„Nun?" fragte Bernhard theilnehmend.

„Elsbeth unterhält ein geheimes Liebesverhältniß mit dem jungen Dornburg!"

Bernhard fuhr betroffen zurück.

„Nicht möglich!" stammelte er.

„Es ist so," fuhr Werther fort und erzählte ihm die Sache.

„Der arme Römhild!" seufzte Bernhard.

„Sage lieber: die arme Elsbeth," fiel Werther ein. „Dornburg ist Socialdemokrat; das sagt genug! Ich muß Auskunft über sein Leben in Hamburg haben, und das offene und wahrheitsgetreue. Ich wollte Dich bitten, an einen Bruder oder an die Loge selbst zu schreiben und eine genaue Berichterstattung zu erbitten. Ich bin überzeugt, daß der junge Mann bekannt sein wird."

„Ob gerade der Loge?"

„So mag man Erkundigungen einziehen. Du weißt, was mir daran liegt. Willst Du die Sache übernehmen?" fiel Werther erregt ein.

„Gewiß, recht gern."

„Und Du schreibst heute noch?"

„Auf der Stelle!"

„Hast Du persönliche Bekannte unter den Brüdern?"

„Das nicht."

„So wende Dich direct an die Loge."

„Soll geschehen."

„Noch eins. Elsbeth besucht Dich?"

„Sie kommt öfters!"

„Du wirst sie vorsichtig zu prüfen suchen, ohne zu verrathen, daß Du ihr Geheimniß kennst."

„Weiß denn Rose davon?"

„Freilich, das ist mir eben ein Räthsel, daß sie mir noch keine Mittheilung gemacht hat."

Bernhard schüttelte den Kopf.

„Wenn Römhild nicht Augen- und Ohrenzeuge gewesen, so würde ich die Sache nicht glauben," versetzte er.

„Sobald Du Nachricht hast, erwarte ich Dich bei mir. Uebrigens muß ich Dir noch sagen, daß Helene eingewilligt hat, Dir zu sitzen; Du magst nur bestimmen, wann Du beginnen willst," sagte Werther.

„Ah, das ist herrlich, mein Bruder Alfred! Das Bild soll der Anfang einer neuen Aera für mich werden. Wie stehen denn die politischen Angelegenheiten?"

„Ich hoffe diesmal zu siegen, mein guter Louis, und die Theuere zu überzeugen."

„Gott gebe es, Alfred! Denn dann erst kannst Du sagen: Helene ist mein!"

Werther stand auf.

„Welche Nachrichten hast Du aus Paris?"

„Römhild ist dahin abgereist. Ich hoffe, er wird mehr Glück haben als Bonnard."

„Du hast es so eilig; ich hätte auch noch etwas mit Dir zu sprechen, Alfred," versetzte Louis.

„Nein, nein, ich kann noch warten. Seit gestern Nacht, nach dieser

Kunde von Elsbeth, quält mich eine fortwährende Unruhe. Was hast Du mir zu sagen?"

Mit den Worten setzte er sich wieder.

„Die Briefe sind eingegangen," versetzte Louis und überreichte dem Freunde zwei Schreiben.

Beide trugen maurerische Siegel.

Werther öffnete den ersten Brief und las den Inhalt.

„Ich ahnte es ja; die Brüder sind übrigens sehr ausführlich gewesen. Also in solchem Rufe steht er bereits! Nun, es war voraus zu sehen."

Jetzt griff er nach dem zweiten Schreiben.

„Ah, das ist höchst interessant, Louis. Ich fürchte, er versucht zum zweiten Male einen rettenden Coup!" fuhr er auf.

„Nach dieser Nachricht liegt die Wahrscheinlichkeit sogar sehr nahe. Aber daß man die Berufswahl seines Sohnes mit in Verbindung bringen will, ist mir denn doch zu gewagt," antwortete Louis Bernhard.

„Der Wink ist zu beachten. Der Sohn scheint ihm ein sicherer Complice zu sein. Er fürchtet, einem zweiten Baron von Schild in die Hände zu fallen."

„Willst Du das Bubenstück geschehen lassen?"

„Wenn's verhindert werden kann, soll's geschehen. Er ist zwar ein Unwürdiger, steht aber noch in der Kette; mag er bis an den Rand des Abgrundes kommen; aber hineinstürzen soll er nicht. Das, Bruder Louis, soll meine Rache sein," versetzte Werther lächelnd.

„Du bist groß, Bruder Alfred; aber vermiß Dich nicht; menschliche Berechnung unterliegt der Weisheit unseres Meisters über den Sternen."

Werther drückte dem warnenden Freunde die Hand.

„Gegen Gottes Willen läßt sich nicht kämpfen. Unser Streben aber ist gerecht, und er wird uns seinen Segen nicht entziehen," versetzte er, indem er sich wieder erhob.

Als er hinab kam, schickte er Michael mit dem Wagen nach Hause. Er wollte zu Fuß nachkommen.

Langsam schritt er dem Wagen nach.

Bei dem Hause Nummer zwölf blieb er stehen.

Nur einen Augenblick überlegte er; dann trat er rasch ein. Als er

die zweite Treppe erstiegen, tönte ihm aus der nächsten Thür helles, fröhliches Lachen entgegen.

Er stutzte und wollte schon wieder umkehren. Aber ein innerer Drang trieb ihn vorwärts.

Gehen wir ihm zuvor.

Kaum war Therese nach Hause gekommen, als ganz unerwartet die Tänzerin Atout zu ihr ins Zimmer trat.

„Victoria, liebenswürdige Excollegin, ich habe die Schlacht gewonnen und bin erste Solotänzerin, also Ihre Nachfolgerin geworden!“ rief sie der staunenden Therese entgegen.

„Aber wie geht denn das zu? Ich denke, Fräulein Sand —“

„Ja, ja, wenn es Ihnen nachgegangen wäre, so hätte die Sand mir den Rang abgelaufen; aber man hat glücklicherweise auch seine Protection. Es war übrigens schlecht von Ihnen; doch ich vergebe Ihnen, denn die Sand ist wüthend,“ rief Fräulein Atout unter Lachen und führte dabei einen graciösen Pas aus.

„Und welcher Protection haben Sie sich denn zu erfreuen gehabt?“ fragte Therese.

„O, einer ganz gewaltigen Protection — der Liebe und des Geldes!“ rief die Atout mit Pathos.

„Ah,“ machte Therese, „haben Sie von der Direction —“

„Ei bewahre, mein Schätzchen; ich habe meinen schönen Krösus aus Hamburg wiedergefunden und — was die Hauptsache ist — verliebt angetroffen, ich sage Ihnen, rasend verliebt!“

„In Sie?“

„Ach, bewahre, in eine Andere!“

„Und er hat Sie protegirt?“

„Natürlich, natürlich! Wir haben zusammen nach der Vorstellung soupirt, und es gelang mir, ihm eine fröhliche Stunde zu bereiten. O, trotz seiner Verliebtheit kann er immer noch sehr liebenswürdig sein. Sie hätten dabei sein sollen; das war ein schöner Abend!“

„Der Director war wohl auch dabei?“

„Natürlich; mein charmanter Paul schmiedete sofort das Eisen, weil es heiß war, und der Director mußte mir noch denselben Abend das

Versprechen geben, mich in Ihre Stelle rücken zu lassen. Paul ist schon einige Male wieder bei uns gewesen. Er meint, unsere Gesellschaft wäre ihm eine Erholung. Wissen Sie, Therese, ich bin eigentlich in seinem Auftrage hier bei Ihnen."

„Wie? Was haben Sie für einen Auftrag an mich?" fragte Therese verwundert.

„Man hat ihm von Ihrem fabelhaften Glücke erzählt mit dem Herrn Secretair jener reichen Polin, und er möchte Sie gern kennen lernen."

„Wozu soll ihm meine Bekanntschaft? Ich bin nicht gesonnen, Besuche zu empfangen," versetzte Therese ernst.

„Ei, ei, ist der Herr Protégé so ein strenger Othello?"

„Schwatzen Sie nicht Unsinn. Der Herr Doctor Werther ist ein höchst ehrenhafter Mann, auf den auch nicht der Schatten eines Verdachtes fallen kann."

„Ah," lächelte die Tänzerin, „der gute Papa sorgt aber sehr väterlich für Sie. Sie wohnen brillant."

„Der Herr Doctor hat meine Einrichtung noch gar nicht gesehen."

Fräulein Atout sah sie einige Secunden forschend an.

Plötzlich versetzte sie in vertraulichem Tone: „Sagen Sie, verehrte Collegin, so ist am Ende doch etwas Wahres an dem Gerede Friedrich's?"

„Friedrich?" fuhr Therese auf. „Was hat denn der Schwatzmichel wieder für ein Märchen aufgebracht?"

„Hm, Ihr Verhältniß zu dem Baron war bekannt; warum sollten Sie nicht Papiere von ihm besitzen, welche —"

„Entschuldigen Sie, Fräulein Atout, wenn ich dieses Thema unseres Gespräches abbreche," fiel Therese ein.

„Hm, Sie geben also zu —"

„Ich gebe gar nichts zu. Nur kommt es mir vor, als ob Sie noch einen besonderen Auftrag von Ihrem Protector erhalten hätten, der schon mehr in den Bereich eines Inquisitors fällt — wie?"

„Hm — offen gestanden, Paul Dornburg hat wirklich ein besonderes Interesse daran, Ihr Verhältniß zu dem Baron näher kennen zu lernen und, wenn es sein könnte, auch des Letzteren Geheimnisse zu erfahren," flüsterte Fräulein Atout.

„Ah, das ist verständlich gesprochen. Wetter, sagten Sie nicht, der junge Krösus wäre verliebt?"

„Gewiß."

„Hahaha, doch nicht etwa in die Tochter des Herrn Mühlberg?"

„Wie kommen Sie auf diese?"

„Weil es scheint, als ob er den Baron fürchte, und der Baron wirbt nämlich um jenes Goldfischchen."

„Schön; jetzt verstehen wir uns," lächelte die Atout.

„Sie sind wirklich sehr uneigennützig in der Liebe, Fräulein Atout. Herr Dornburg kann sich glücklich schätzen, einen solchen Anwalt seiner neuen Flamme an Ihnen zu besitzen."

„Mein Gott, warum soll ich ihm nicht gefällig sein? Er liebt das Mädchen wirklich aufrichtig und will es heirathen; ich habe keinen Verlust dadurch, denn mich kann er niemals heirathen. Warum soll ich ihm nicht helfen, seinen Nebenbuhler aus dem Felde zu schlagen?"

„Sehr gut und sehr edel von Ihnen," lächelte Therese.

„Also, liebe Collegin, haben Sie wirklich den Baron compromittirende Documente in Händen? Man fabelt von einem Eheversprechen, das er Ihnen ausgestellt haben soll."

Therese wurde nachdenkend.

Da klopfte es.

„Ah — Besuch?" lächelte Fräulein Atout.

Therese eilte zur Thür und öffnete.

Doctor Werther stand vor ihr.

„Wenn ich störe, Fräulein Therese, so komme ich schon ein anderes Mal wieder."

„Bitte, mein Herr, ich bin im Begriffe, zu gehen," fiel die Atout rasch ein, und sich an Therese wendend, fuhr sie fort: „Ich bringe nächstens Herrn Dornburg mit; mag er selbst sein Heil versuchen."

Eine leichte Verbeugung, und die Tänzerin tänzelte aus dem Zimmer.

„Dornburg?" flüsterte Werther erstaunt.

„Bitte, nehmen Sie Platz, Herr Doctor! Ich will Ihnen gleich die ganze Geschichte erzählen."

Werther ließ sich auf dem eleganten und niedlichen Sopha nieder

und versetzte: „Ich bin doch begierig, ob Sie mir nicht schon wieder einen großen Dienst erzeigen werden.“

„Ich? Wieso denn?“

„Bitte, erzählen Sie nur!“

Therese theilte die eben mit ihrer Freundin gehabte Unterredung dem erstaunten Werther mit.

„Dachte ich mir's doch, daß es so sein würde!“ rief Werther.

„Ich verstehe Sie wirklich nicht! Woher können Sie denn wissen, daß die Atout in Hamburg einen Liebhaber gehabt hat, der ihr hier in H. so plötzlich in den Weg kommen mußte, um meine Protection zu Schanden werden zu lassen? Ich muß gestehen, es ärgert mich; ich hätte die Sand gern in der Stelle gesehen,“ versetzte die Tänzerin.

„Lassen Sie es gut sein; Ihre Freundin wird auch noch eine bessere Stellung erlangen; diesmal freut es mich ungemein, daß die Atout gesiegt hat,“ lächelte der Doctor.

„Sie werden mir heute immer räthselhafter, Herr Doctor,“ erwiderte Therese verwundert.

„Mag sein, Fräulein Therese. Sie würden mir einen noch größeren Gefallen erzeigen, wenn Sie mich einmal in jenen Kreis einführen wollten,“ versetzte dieser.

Das Erstaunen der Tänzerin war gerade auf den höchsten Grad gestiegen. Sie fand keine Worte mehr, sondern schüttelte nur das gelockte Haupt, während ihre Augen sich fragend in das ruhig lächelnde Antlitz des Doctors senkten.

„Wie, Sie wollen mir den Gefallen nicht thun?“ fragte dieser nach einer kleinen Pause.

„Das kann doch unmöglich Ihr Ernst sein, Herr Doctor,“ flüsterte Therese.

„Habe ich jemals zum Vergnügen einen Scherz mit Ihnen getrieben, Fräulein Therese?“

„Hm, das nicht; aber bedenken Sie doch!“

„Was denn? Was soll ich denn bedenken?“ fragte der Doctor, der sich an der Verlegenheit des Mädchens zu weiden schien.

„Herrjeh, wenn Sie das nicht einsehen wollen! Glauben Sie denn, die Veränderung meiner Verhältnisse wäre unbeachtet geblieben?"

„Nein, das glaube ich nicht."

„Na, was glauben Sie denn eigentlich?"

„Ich glaube, man wird sagen: Na, die Therese hat aber Glück gehabt mit dem alten Herrn."

„Wirklich? Glauben Sie das?"

„Ganz gewiß."

„Nun, sehen Sie, Sie haben Recht! Man hält Sie für meinen Liebhaber."

„Immer zu!"

„Stört Sie das nicht?"

„Vorläufig nicht."

„Hm, aber es könnte doch einmal sein."

„Möglich."

„Nun, sehen Sie, so können Sie mich auch nicht in jene Gesellschaft begleiten; denn das wäre so viel wie eine öffentliche —"

„Blamage für Sie?" fiel Werther ein.

„Nein, das habe ich ganz gewiß nicht sagen wollen!" rief Therese. „Es wäre Ihrerseits eine öffentliche Bestätigung des uns zugemutheten Verhältnisses."

„Richtig; wenn ich nun aber gerade diesen Zweck im Auge hätte?"

„Dann würde ich Ihnen gern gehorchen; denn Ihre Absicht ist jedenfalls eine edle."

„Abgemacht; Sie begleiten mich?" fragte Werther.

„Mit Vergnügen!"

„Aber der junge Dornburg muß den Abend zugegen sein!"

„Gewiß. Sehen Sie, Herr Doctor, der Friedrich hat geplaudert, und man weiß sogar, daß ich Papiere in Händen habe, welche den Baron von Schild compromittiren. Diese Papiere möchte der junge Dornburg gern besitzen."

„Schön, schön; machen Sie ihm Hoffnung!" rief der Doctor.

„Sie haben etwas Besonderes mit dem jungen Manne vor, Herr Doctor!"

„Ich will ihn nur kennen lernen, Fräulein Therese.“

„Haben Sie ein Interesse dabei?“

„Ja,“ versetzte Werther ernst.

„Der junge Mann will die Tochter des reichen Mühlberg heirathen; wissen Sie das?“

„Ja.“

„Und der Baron —“

„Auch das weiß ich!“ fiel Werther ein.

„So? Ich hasse eigentlich diese Mühlberg.“

„Und warum? Weil sie Ihnen den Geliebten untreu gemacht hat?“ lächelte Werther.

„Kann wohl möglich sein.“

„Nun, diesen Haß müssen Sie ablegen, mein Kind!“

„Wie, ist Ihnen etwa auch dieser Backfisch bekannt?“

„Ich habe die Ehre!“ lächelte der Doctor.

„Ah, ich möchte nur wissen, wer und was Ihnen unbekannt wäre!“

Der Doctor überhörte diese Worte.

„Also nicht wahr, es bleibt dabei, Sie führen mich gelegentlich mit Ihren ehemaligen Colleginnen zusammen, und der Haß gegen Fräulein Mühlberg wird über Bord geworfen, wie?“ versetzte er und reichte der Tänzerin die Hand zum Abschiede.

„Ich muß wohl; Ihnen kann man doch nicht widersprechen. Aber wie gefällt Ihnen denn meine Einrichtung?“ rief Therese, den Händedruck des Doctors erwidernd.

„Sehr hübsch, ganz hübsch; aber es fehlt Ihnen eine Kammerfrau!“

„Kammerfrau? Wo denken Sie hin? Ich behalte meine Aufwärterin.“

„So, und lassen Ihren Hut hier auf der Petroleumlampe hängen, den kleinen, niedlichen Stiefel auf dem Toilettentischchen liegen und dort jenes unaussprechliche Kleidungsstück auf dem Fensterkissen frische Luft schöpfen, sowie —“

„Still, Herr Doctor; ich werde mir ein Mädchen halten, und Ihr Auge soll bei Ihrem nächsten Besuche nicht mehr beleidigt werden,“ fiel die Tänzerin ein und hielt ihre kleine Hand auf den Mund des Doctors.

„Mein Auge erträgt schon eine solche piquante Anordnung; aber die Frau Gräfin dürfte nicht angenehm davon berührt werden.“

„Die Frau Gräfin? Glauben Sie denn, daß die gnädige Frau sich herablassen würde, mich hier zu besuchen?“

„Warum denn nicht? Doch meine Zeit ist gemessen; leben Sie wohl und arrangiren Sie die Sache recht bald!“

Die Tänzerin war allein.

„Eine merkwürdige Bekanntschaft!“ murmelte sie. „Ich möchte nur wissen, wohin das noch führen wird.“ —

Paul Dornburg befand sich in großer Unentschlossenheit.

Die Ueberraschung, daß sein Liebesverhältniß mit Elsbeth kein Geheimniß mehr war, hatte ihn ungemein alterirt. Sollte er Elsbeth die Sache mittheilen, so kam er ganz entschieden um die geheimen Zusammenkünfte, und das wollte er nicht.

Es blieb ihm nur der eine Weg, den Baron von Schild aus dem Sattel zu heben, um dann frei und offen um Elsbeth zu werben.

Aber wie — wie war das möglich?

Wohl hatte er durch die Erneuerung seiner Hamburger Bekanntschaft von Fräulein Atout erfahren, daß Therese ihm behilflich sein könnte, den Baron aus dem Felde zu schlagen; aber die Ungewißheit, jene Papiere zu erlangen, quälte ihn ungemein.

Daß er Elsbeth wirklich aufrichtig liebte, hinderte ihn nicht, die Bekanntschaft mit der Tänzerin fortzusetzen; er befand sich auch ganz wohl dabei und amüsirte sich nach Herzenslust.

Der Gedanke, daß er dadurch ein Verbrechen an seiner ehrlichen Liebe beging, kam ihm nicht in den Sinn.

Fräulein Atout amüsirte ihn, und ihr Umgang verschaffte ihm sinnliches Vergnügen. Die heitere Laune der Französin, die stets lustige Gesellschaft übte einen Reiz auf ihn aus, dem er nur zu gern erlag.

War er des Abends nicht bei seiner geliebten Elsbeth, so befand er sich gewiß an der Seite der Französin.

Deshalb konnte aber nicht behauptet werden, daß er Elsbeth nicht wahrhaft liebe!

Seine Gefühle in ihrer Nähe waren himmelweit verschieden von jenen,

die ihn in Gesellschaft der Atout beseelten. Liebe und — Leichtsinn waren die Elemente, welche den jungen Mann beherrschten.

In mißlicher Stimmung begab er sich am heutigen Abende nach dem Vorstadttheater.

Er hatte sich vorgenommen, einmal recht heiter zu sein und seinen Aerger hinwegzulachen.

Ebenso aber wollte er auch die Atout nöthigen, ihn so rasch wie möglich mit Therese bekannt zu machen.

Seine Unruhe hatte ihn schon vor der Zeit von zu Hause weggetrieben, und er kam deshalb noch viel zu früh in der Restauration an.

Das Theater war noch nicht beendet, und nur einige Tänzerinnen, die heute nicht aufzutreten gezwungen waren, saßen an dem reservirten Stammtische.

Da Paul sich in diesem Kreise höchst ungebunden benahm und seine Aufmerksamkeit durchaus nicht allein dem Fräulein Atout zuwendete, so empfingen ihn die beiden Balletprinzessinnen mit großer Freundlichkeit.

Aber die böse Laune wollte heute nicht von ihm weichen.

„Sie haben uns die Sand vertrieben, Herr Dornburg," begann die eine Tänzerin; „das ist eigentlich recht schade, denn nun kommt Therese auch nicht mehr, und die Beiden waren doch immer recht originell in ihrer Heiterkeit."

„Können Sie mir nicht auch einen solchen Liebhaber verschaffen, wie Sie sind?" fiel die Andere ein. „Ich möchte endlich auch einmal aus den Corpsdamen herauskommen."

„Da müssen Sie sich an Fräulein Therese wenden," entgegnete Dornburg. „Diese hat es am besten verstanden, sich einen Liebhaber zu wählen. Wie hoch beläuft sich denn ihre jährliche Rente?"

„Ach, was weiß ich von der Rente! Der Kaufmann regt sich wohl schon wieder bei Ihnen? Uebrigens können Sie oder müssen Sie mir erklären, wie sich bei Ihnen Socialdemokrat und Patricierstolz miteinander vertragen. Hätten Sie wirklich Lust, Ihr Vermögen mit jedem Lump zu theilen?"

Dornburg lächelte ironisch.

„Ich möchte Ihnen Gelegenheit geben, Ihr brüderliches Herz zu

offenbaren," fuhr die Tänzerin fort. „Was hilft Ihnen das viele Geld, wenn Sie es doch noch vertheilen müssen? Da kommt es auf einige Tausend Thaler mehr oder weniger nicht an. Also machen Sie vorläufig den Anfang; geben Sie mir zehntausend Thaler!"

„Ihre Logik ist gar nicht schlecht, mein Fräulein; nur schade, daß sie eben unlogisch ist," versetzte Dornburg lachend.

„Beweisen Sie mir das, mein Herr!" rief die Tänzerin.

Da trat der Kellner Friedrich näher und flüsterte: „Fräulein Therese — die Gräfin — erscheint!"

„Ah, kommt sie doch!" riefen die Mädchen erstaunt.

In wenigen Secunden stand Therese vor ihnen.

„Ist die Vorstellung noch nicht aus?" fragte sie.

„Wetter, eine blauseidene Robe!" war die Antwort der beiden Damen.

„Mein Name ist Paul Dornburg!" stellte sich jetzt Dornburg vor.

Ein freudiges und zugleich neugieriges „Ah!" tönte über die Lippen Theresens, und sie erwiderte die Höflichkeit mit einer leichten Verbeugung, indem sie ihren Namen nannte.

„Warum kommen Sie allein, Therese? Werden Sie nicht Ihren Protector erzürnen?" fragte die ehemalige Collegin.

„Wenn ich das zu fürchten hätte, wäre ich nicht gekommen, obgleich ich mein eigener Herr bin und durchaus nicht von einem eifersüchtigen Galan überwacht werde. Ich wollte nur der Atout zeigen, daß ich nicht böse auf sie bin, weil ihre Protection mehr Werth gehabt hat, als die meinige."

„Hier sitzt der Wundermann!" lachte die eine Tänzerin und zeigte auf Dornburg.

„Fräulein Atout war heute bei mir und hat sehr uneigennützig für Sie gesprochen, Herr Dornburg. Sie wollen sich verheirathen und —"

„Verheirathen?" riefen die Anderen wie aus einem Munde, und selbst Dornburg fuhr unwillig auf.

„Nun ja, ist es nicht so, mein Herr?" versetzte Therese.

„Und das weiß die Atout?"

„Natürlich; ich habe die Neuigkeit erst von ihr erfahren."

„Darf man wohl wissen, wer die Glückliche ist, die diesen Goldfisch geangelt hat?“ fragte die eine Tänzerin.

„Meine Damen, wollen wir das delicate Thema nicht lieber abbrechen?“ versetzte Dornburg ärgerlich.

„Ach, ist es Ihnen unangenehm, Herr Dornburg, wenn von Ihrer Braut die Rede ist? Ich sollte meinen, ein glücklicher Bräutigam könnte sich nur wohl fühlen, wenn man von seiner Auserwählten spricht. Und Sie sind doch ein glücklicher Bräutigam; wenigstens sagte mir Atout, daß Sie Ihre Braut sehr lieb haben,“ fiel Therese von Neuem ein.

„Fräulein Atout scheint ungemein schwatzhaft gewesen zu sein,“ rief Paul Dornburg.

„O, sie war sehr glücklich! Die uneigennützigste Freude über Ihre so glückliche Herzensneigung sprach aus jedem ihrer Worte. Sie gönnt Ihnen die Liebe des Fräulein Mühlberg.“

„Donner und Doria, das ist zu viel!“ fiel Paul Dornburg ein und sprang von seinem Stuhle auf.

Die Damen erschraken; aber Therese blieb ruhig und lächelte nur malitiös, indem sie versetzte: „O, das ist gar nicht galant von Ihnen, Herr Dornburg! Sie wollen doch nicht fortgehen?“

„Gewiß will ich das, und ich bitte Sie, Fräulein Atout sagen zu wollen, daß — daß —“

„Daß Sie Fräulein Elsbeth ihrem ersten Bewerber überlassen; gut, soll geschehen,“ fiel Therese lächelnd ein.

Dornburg biß sich auf die Lippen und ließ sich wieder auf seinem Platze nieder.

„So, das ist schön, Herr Dornburg. Sie scheinen ein kleiner Hitzkopf zu sein. Ich denke, wir können vernünftig über die Sache sprechen und uns verständigen, da Sie doch wissen, daß ich auch ein klein wenig in Ihr Geschick eingreifen könnte, wenn es mir behagte.“

„Sie haben Recht, Fräulein Therese; aber es war mir unangenehm, daß Sie den Namen meiner Braut genannt haben, da unser Verhältniß noch sehr geheim gehalten werden muß,“ erwiderte Paul Dornburg.

„So? Das wußte ich nicht. Nun, schließen wir Frieden!“ flüsterte Therese.

„Ah, es brennt nichts so heiß, als geheime Liebe, von der Niemand nichts weiß," lachte die eine Tänzerin.

„Spaßen Sie nicht, meine Damen; die Sache ist ernsthaft," mahnte Therese, und sich an Dornburg wendend, fuhr sie fort: „Ich kann Ihnen die Aussicht stellen, daß Ihr Wunsch, den Sie zu Fräulein Atout geäußert haben, in Erfüllung gehen dürfte. Es kommt nur darauf an, ob Sie die Bedingungen eingehen, die ich Ihnen stellen werde."

„Bedingungen?"

„O, sehr einfache und leicht zu erfüllende Bedingungen!"

„So lassen Sie hören!"

„Ei bewahre, Fräulein Atout muß erst ihre Zustimmung geben. Für heute brechen wir nun wirklich dieses Thema ab; aber das nächste Mal, wenn wir wieder zusammenkommen, bringen wir die Sache in Ordnung. Es wäre mir lieb, wenn Sie einen Tag bestimmen wollten, an welchem wir uns hier zusammenfinden, damit ich — ich meinen guten Freund mitbringen könnte."

„Wie, Sie wollen Ihren alten Herrn —"

„Ach, der ist gar nicht so alt, wie Sie denken," fiel Therese lachend ein. „Er ist sogar noch ein schöner und sehr stolzer Mann. Ich glaube, Sie können sich in ihn wirklich verlieben."

„Nein, nein, haben Sie keine Angst; wir machen Ihnen den alten Papa nicht abspenstig," lachte die Tänzerin.

„Würde Ihnen auch schwer fallen. Doch da kommen ja die Anderen!" rief Therese.

Richtig, das Theater war zu Ende, und die Künstlerinnen fanden sich am Stammtische ein.

Fräulein Atout war erfreut, Therese hier zu finden, und begrüßte sie herzlich, ehe sie sich an der Seite Dornburg's niederließ.

„Sie werden heute einen schweren Stand haben, Fräulein Atout," lächelte Therese. „Herr Dornburg ist sehr übler Laune."

„Ei, was ist denn passirt?"

„Nein, nein, im Gegentheil, ich bin ganz heiter, und ich denke, die Gesellschaft wird ein Gläschen Schaumwein nicht verschmähen; wir wollen fröhlich sein," jubelte Dornburg und rief nach dem Kellner.

Dieser Vorschlag wurde natürlich mit Freuden angenommen, und als der Kellner das Verlangte brachte, mischte sich in das Knallen der Pfropfen das heitere Lachen der fröhlichen oder — leichtsinnigen Gesellschaft.

Therese war die Erste, welche aufbrach, nachdem ihr noch Dornburg den Tag bestimmt hatte, wann sie wieder hier zusammentreffen wollten.

Er selbst blieb bis zu Ende und amüsirte sich nach seiner alten Weise. Der Leichtsinn hatte ihn wieder so überwältigt, daß er in den Augenblicken des Genusses Alles vergaß.

Liebe und Leichtsinn kämpften bei dem jungen Manne um den Vorrang. Heute hatte der Leichtsinn wieder den Sieg davon getragen. Es war bereits am Morgen, als er nach Hause kam.

Zweites Capitel.

Die Brautwerbung.

Therese hatte nichts Eiligeres zu thun, als am andern Morgen dem Doctor Werther ihre Erlebnisse, Errungenschaften und Beobachtungen in einem Briefe mitzutheilen. Welchen Eindruck diese Nachricht auf Werther machte, kann man sich wohl vorstellen.

Lange saß er sinnend auf dem Sessel und hielt das unglückliche Papier in seiner Hand.

„Er ist ihrer nicht würdig," seufzte er plötzlich, „und doch liebt sie ihn. Oder sollte ihre Liebe Macht haben, den Leichtsinn des jungen Mannes zu besiegen? Eine Probe müssen wir machen, und wenn es mir auch noch so schwer ankommt. Das arme Kind, es wäre entsetzlich, wenn sie getäuscht werden sollte! Nein, nein, das darf nicht sein. Besser ein herber Schmerz bei Zeiten, als Qual und Reue für ewig. Bedingungen hat Therese gestellt, das ist mir lieb und paßt vortrefflich in meinen Plan. Mag sie das größte Glück genießen; desto stärker wird die Entdeckung der Wahrheit wirken und sie befreien und retten."

Nach den Worten erhob er sich und begab sich zu der Gräfin.

Bereits nach einer Stunde hatte Therese die Antwort, daß Werther sehr erfreut über die Errungenschaften sei und daß er sich bestimmt an dem genannten Abende bei ihr einfinden werde, um mit ihr nach dem Restaurant in die Gesellschaft der fröhlichen Künstler, Künstlerinnen und deren Verehrer zu gehen.

Paul Dornburg befand sich noch an dem Morgen nach der so heiter verlebten Nacht in seinem Zimmer.

Er war ärgerlich auf sich selbst und nahm sich wohl zum hundertsten Male vor, jene Kreise zu meiden und sich nie wieder verleiten zu lassen, so leichtsinniger Weise zu schwelgen.

Da fiel ihm sein Versprechen, das er der Therese gegeben, sehr schwer aufs Herz.

„Ach was, ich gehe eben nicht hin," murmelte er. „Wetter, aber die Papiere, das Eheversprechen, — das muß ich in meine Hände bekommen!" rief er lauter, sprang von dem Sopha auf und ging mit unruhigen Schritten im Zimmer umher.

„Und dann, dann kann ich jenen Baron entlarven und offen um meine geliebte Elsbeth werben," fuhr er fort. „Der Vater wird mir behilflich sein, und Mühlberg wird den Erben des reichen Banquiers nicht ausschlagen."

Da klopfte es leise an die Thür seines Zimmers, und der junge Mann stieß ein ärgerliches „Herein" aus.

„Guten Morgen, Herr Dornburg!" tönte es ihm entgegen, und ein Mann stand vor ihm, bei dessen Anblick Dornburg erbleichte.

Aber schnell gefaßt, erwiderte er den Gruß und nöthigte den Besucher, Platz zu nehmen.

„Sie werden mir gewiß verzeihen, Herr Dornburg, daß ich Sie hier aufsuche; ich komme im Namen des Vereins," begann der Mann.

Die Stirn des jungen Mannes umwölkte sich.

„Wir haben hier schon viele Freunde gewonnen und deshalb für heute Abend eine Zusammenkunft angesetzt," fuhr Jener fort. „Sie würden unserer Sache einen großen Dienst erzeigen, wenn Sie ebenfalls erscheinen und eine Rede halten wollten."

„Ich — ich soll in der Versammlung, hier, wo mich jedes Kind kennt, eine Ansprache halten?" fragte Paul erstaunt.

„Eben deshalb, Herr Dornburg, bitten wir Sie recht sehr, uns diesen Gefallen zu erzeigen. Die Stellung Ihres Herrn Vaters und die Schilderung Ihrer Ansichten werden einen großen und günstigen Eindruck bei den Leuten machen, und wir werden sie gewiß gewinnen."

„Nein, nein, das kann ich nicht.“

Erstaunt blickte der Besucher Dornburg an und erwiderte: „Das kann wohl nicht Ihr Ernst sein, Herr Dornburg. Sie werden doch Ihre Ansichten nicht verleugnen wollen? Oder haben Sie sich vielleicht geändert? Sind Ihre Ideen auf andere Bahnen gelenkt worden? Das wäre freilich sehr schlimm und die Täuschung für uns eine sehr bittere.“

Paul Dornburg fühlte sich beleidigt.

„Was halten Sie von mir?“ rief er. „Denken Sie, ich wechsele meine Ueberzeugung wie ich ein Gewand wechsele?“

„Es scheint fast so, Herr Dornburg; warum weigern Sie sich, hier in Ihrer Vaterstadt zu sprechen, da Sie doch in Hamburg so bereitwillig unserer Sache solche gute Dienste geleistet haben? Oder sprachen Sie dort bloß deshalb, weil Sie den Augen Ihres Herrn Vaters entrückt waren?“

Dornburg glühte vor Zorn.

„Sie sprechen sehr anzüglich, Herr Gilbert, und ich muß Sie dringend ersuchen, sich zu mäßigen. Ich habe meine Grundsätze noch nie verleugnet, und es kommt mir gar nicht in den Sinn, mich einer anderen Richtung zuzuwenden. Wenn ich Ihnen aber Ihr Gesuch abschlage, so habe ich meine besonderen Gründe dazu,“ versetzte er mit scharfer Stimme.

„‚Ein Mann — ein Wort!‘ sagten Sie, Herr Dornburg, bei Ihrem Weggange von Hamburg, als Sie uns versprachen, hier in Ihrer Vaterstadt nach unserm Sinne zu agitiren. Ich erlaube mir, Sie daran zu erinnern. Ihr Auftreten heute Abend ist von großer Wichtigkeit, da bereits Ihr Name als Gesinnungsgenosse von uns genannt worden ist und die Leute auf Ihr heutiges Auftreten vorbereitet sind,“ erwiderte Gilbert.

Dornburg stampfte mit dem Fuße.

„Uebrigens haben Sie auch die Verpflichtung, als Mitglied unserer Verbindung mit Wort und That unserer Sache zu dienen,“ fuhr Gilbert fort, „und ich hoffe, Sie werden sich nicht aus falscher Scham zurückziehen wollen —“

Dornburg warf dem kühnen Sprecher einen ernsten Blick zu und versetzte: „Und wenn das wirklich meine Absicht wäre?“

„Dann würden wir bedauern, unser Vertrauen einem Unwürdigen geschenkt zu haben.“

„Donner und Doria, das ist zu stark, mein Herr!“ rief der junge Mann leidenschaftlich aus.

„Es ist die Wahrheit, Herr Dornburg. Oder sind Sie etwa anderer Ansicht?“

Paul schwieg.

Zum ersten Male mochte ihm wohl der Gedanke kommen, daß es unklug von ihm gewesen war, seinen Grundsätzen zu folgen und sich öffentlich dieser Partei zugewendet zu haben.

„Sie schweigen, Herr Dornburg; das ist mir ein gutes Zeichen, denn ich hoffe, Ihr edler Charakter wird sich nicht einschüchtern lassen und Sie werden unseren Wunsch erfüllen und heute Abend erscheinen. Hier ist das Programm.“

Mit den Worten überreichte der Mann Dornburg ein Octavblatt, auf welchem das Programm der heutigen Versammlung verzeichnet stand.

„Wahrhaftig,“ fuhr Dornburg auf, als er einen Blick auf das Blatt geworfen hatte, „Sie haben meinen Namen genannt!“

„O nein, Herr Dornburg; es steht nur ein P und ein D—g auf dem Zettel.“

„Das ist genug, um meinen Namen daraus zu erkennen. Wer sollte hier in H. eine Ansprache an eine Versammlung halten, die demokratischen Grundsätzen huldigt? Man wird sofort den Mann errathen.“

„Was kümmert Sie das, Herr Dornburg? Sie haben es sich sonst zur Ehre gerechnet, als reicher Mann ein Gesinnungsgenosse der Arbeiter zu sein, und wahrlich, Ihr Verdienst ist auch nicht gering zu achten.“

„Hm, wenn mein Vater — übrigens, wissen Sie, Herr Gilbert, was meinem Vater hier kürzlich passirt ist?“ fuhr Paul auf.

„Ich weiß nichts.“

„Er ist von Agenten Ihrer — unserer Partei überfallen und gemißhandelt worden.“

„Nicht möglich!“

„Es ist so.“

„Da muß ein ganz besonderer Grund vorgelegen haben.“

„Und wenn dem auch so gewesen sein mag, so haben sich die Leute doch eine ungeheuere Blamage gegeben. Wenn mein Vater unsere Ansichten

nicht theilt, so ist das wohl leicht erklärlich. Am allerwenigsten aber wird man ihm durch solches Gebahren eine andere Ansicht beibringen können."

„Da haben Sie Recht, Herr Dornburg, und ich bedauere mit Ihnen diesen mißlichen Vorfall tief. Doch zur Sache! Ich darf Sie also heute Abend erwarten?" versetzte Gilbert.

„Noch sage ich Ihnen nicht bestimmt zu. Sie werden mir wohl zugeben, daß Verhältnisse eintreten können, in denen man sich genöthigt sieht, aus der Oeffentlichkeit zurückzutreten, ohne seinen Grundsätzen untreu zu werden. Bei mir sind solche Verhältnisse eingetreten, und ich muß erst mit mir zu Rathe gehen, ob ich Ihren Wunsch erfüllen kann oder nicht. Mit diesem Bescheide begnügen Sie sich; einen andern kann ich Ihnen jetzt unmöglich geben," erwiderte Paul Dornburg in fast entschlossenem Tone.

Herr Gilbert lächelte, als er sich erhob, und versetzte: „Ich bescheide mich gern, Herr Dornburg; weiß ich doch, daß der gute Theil in Ihnen siegen wird. Leben Sie recht wohl — auf Wiedersehen!"

„Adieu, Herr Gilbert!" versetzte Dornburg und erwiderte den Händedruck des Agenten.

Kaum aber war Gilbert hinaus, als der Banquier hastig ins Zimmer trat.

„Warum bist Du noch nicht im Bureau, Paul? Du bist die Nacht sehr spät nach Hause gekommen; wo hast Du wieder gesteckt? Weiß Gott, in Dir habe ich mich entsetzlich getäuscht! Du bist ein ganz anderer Mensch in dem gottvergessenen Hamburg geworden."

Mit den Worten warf er sich auf einen Stuhl und schaute auf seinen Sohn, der mit ernster Miene am Tische saß.

„Uebrigens wer war der Mensch, der mir auf der Treppe begegnete? Sein Gesicht kam mir bekannt vor," begann der Banquier, als Paul nicht sofort antwortete.

„Ein gewisser Herr Gilbert," versetzte Paul.

„Gilbert? Wohl eine Bekanntschaft aus Hamburg?" fragte der Vater in erregtem Tone.

„Du hast es errathen, mein Vater."

„So? Dann ist der Mensch wohl gar ein Socialdemokrat?" rief der Vater mit erhobener Stimme.

„Auch dies hast Du getroffen.“

Der Banquier stand auf, trat dicht an seinen Sohn heran und versetzte dann, indem er ihm scharf ins Auge schaute: „Und was wollte der Demokrat bei meinem Sohne, bei dem Sohne des Banquiers Dornburg?“

„Hm, eine einfache Privatangelegenheit trieb ihn zu mir.“

„Eine Privatangelegenheit? Was hat mein Sohn für Privatangelegenheiten mit solchem Gesindel?“

„Gesindel? Der Mann ist ein achtbarer Bürger Hamburgs!“ fuhr Paul auf.

„Hahaha, und Socialdemokrat! Sollst Du nicht mit ihm theilen?“ erwiderte der Banquier.

„Vater, Du kennst die Principien der —“

„Schweige, Paul! Ich kenne das Streben dieser Männer so genau wie Du, und ich habe ein Recht dazu, Dir zu sagen, daß sie auch einen Angriff auf offener Straße bei Nacht nicht verabscheuen.“

Paul biß sich auf die Lippen.

„Du spielst auf Deinen Unfall an,“ versetzte er.

„Wie, was weißt Du von meinem Unfalle?“

„Ich habe davon gehört. Doch man muß nicht von einem Unwürdigen auf Alle schließen.“

„Ei, Du giebst Deinem Vater gute Lehren! Nun denn, mein Herr Sohn, auch ich bin gekommen, um Dir eine Lehre zu geben. Du sagtest mir einst, daß Du die Tochter Mühlberg's lieb habest, und batest mich, Dein Fürsprecher bei ihrem Vater zu sein. Ich lehnte die Sache ab, weil das Mädchen nicht mehr frei ist. Nun aber habe ich erfahren, daß Du trotzdem ein Verhältniß mit Elsbeth angeknüpft hast, und ich möchte Dich vorerst fragen, wohin das führen soll!“

„Zu einer Verbindung, mein Vater, hoffe ich,“ rief jetzt Paul mit seiner angeborenen Gutmüthigkeit und reichte dem Vater die Hand, indem er fortfuhr: „Vergieb mir, mein Vater, daß ich hinter Deinem Rücken mich Elsbeth genähert habe; aber ich konnte nicht anders! Wir lieben uns so innig, und ich bin so glücklich gewesen, auch einen Weg zu finden, der uns zum Ziele führen kann, wenn Du nicht gegen uns bist.“

„So, so; Du bist sehr selbständig geworden, mein Herr Sohn. Der

Vater muß natürlich ‚Ja‘ sagen; das ist wohl auch ein Princip jener gefährlichen Sorte?“

„Mein Vater, sei nicht bitter und höre mich!“ flehte der Sohn mit zärtlichen Worten.

„Schlage Dir das Mädchen aus dem Sinne! Aus dieser Partie kann unter keinen Umständen etwas werden,“ rief der Banquier erregt.

Paul wurde sehr blaß.

„Mein Vater!“ stammelte er.

„Nicht nur, daß das arme Kind bereits verhandelt ist, sondern die Verhältnisse Mühlberg's trüben sich seit Kurzem auf so erschreckende Weise, daß ich fürchte, sein Fall steht nahe bevor.“

„Das wäre allerdings traurig, wenn sich Deine Befürchtung bewahrheiten sollte; doch dem ist ja vorzubeugen. Du bist reich und hast großen Einfluß —“

„Still davon!“ fiel ihm der Vater ins Wort. „Ich mische mich nicht in seine Angelegenheiten; das habe ich mir bereits fest vorgenommen.“

„Auch wenn Dein Sohn sein Schwiegersohn werden wollte?“

„Das wird mein Sohn eben nicht,“ rief der Banquier.

„Vater, höre mich an!“ flehte nochmals Paul.

Der Vater schwieg.

Paul fuhr nun fort: „Ich hoffe in den nächsten Tagen Herrn Mühlberg ein Document vorlegen zu können, das sein Versprechen, welches er dem Baron gegeben, zu nichte macht.“

„Oho!“ fuhr der Banquier auf.

„Der Baron hat einer hiesigen Tänzerin ein Eheversprechen, das heißt ein schriftliches Eheversprechen gegeben, und dieses Document werde ich Herrn Mühlberg bald vorlegen können. Die Dame ist entschlossen, ihre Rechte auf den Baron geltend zu machen.“

„Und wie kommst Du zu diesem Geheimnisse?“

„Durch einen Zufall, mein Vater, und ich bitte Dich, mich nicht weiter fragen zu wollen.“

Der Banquier war sehr nachdenklich geworden, und es entstand eine längere Pause, in welcher der Sohn mit gespannter Aufmerksamkeit auf den Vater schaute.

Endlich unterbrach dieser das Schweigen und versetzte: „Paul, Du liebst also Elsbeth wahrhaft und hoffst in ihrem Besitze glücklich zu werden?"

„Ja, mein Vater."

„Schön; wenn Du nun wirklich Elsbeth heirathest und ich Dir das Geschäft übergebe, wie stände es dann mit Deiner Gemeinschaft mit jenen Leuten? Würdest Du Dich als Banquier auch noch zu ihrer Fahne bekennen?"

„Ich werde meine Grundsätze nicht verleugnen."

„So? Und Du würdest als Socialdemokrat Dein ererbtes Gut unter sie vertheilen und —"

„Immer diese irrige Ansicht, mein Vater!"

„Paul, ich will mich nicht mit Dir streiten; aber jetzt kommt die Lehre, die ich Dir geben will und die ich zu beherzigen bitte," fiel rasch der Banquier ein. „Ich übergebe Dir mein Geschäft und Dein Erbe; ich bin Dir behilflich, Deine Elsbeth als Frau zu erlangen; aber Du versprichst mir, jede Verbindung mit jenen Menschen aufzugeben. Halt, ich bin noch nicht fertig! Wenn Du Dich weigerst, meinen Wunsch zu erfüllen, so enterbe ich Dich und werde niemals meine Einwilligung zu einer Verbindung mit Elsbeth Mühlberg geben. Das ist mein letztes Wort, und nun wähle!"

Nach den Worten wendete sich der Banquier nach der Thür.

Paul aber rief: „Vater, noch ein Wort!"

Der Banquier blieb stehen.

„Was willst Du?" fragte er.

„Ich bitte Dich, Deine Worte zurückzunehmen!"

„Niemals!"

„Vater, ich bin kein Knabe, dem man seine Grundsätze befehlen kann. Wovon ich überzeugt bin, das laß ich mir durch kein Gebot rauben."

„Behalte Deine Grundsätze; aber betheilige Dich nicht öffentlich an dem Bestreben dieser Umsturzmänner," erwiderte der Banquier und trat aus dem Zimmer.

Der junge Mann schaute lange vor sich nieder.

Dann erhob er sein Haupt und schüttelte dasselbe, gleichsam als ob er sich der schweren Gedanken, die ihn befallen hatten, entledigen wollte.

„Das war deutlich genug gesagt," murmelte er. „Also enterbt — oder Verleugnung seines Ichs, — eine ganz hübsche Alternative! Fast regt sich in mir ein böser Dämon, der mich reizt, dem Alten zu trotzen und zu sehen, wie weit er seine Drohung halten würde. Aber ist es denn ein böser Dämon, der dieses Gefühl in mir erweckt? Mit nichten, es ist die Freiheit des Willens, mein angeborenes Recht als Mensch, das man mir ungerechterweise verkümmern und unterdrücken will, — der Kampf des Rechtes gegen Tyrannei."

Mit großen Schritten durchmaß er wieder das Zimmer. Seine Miene verfinsterte sich immer mehr, und seine erst so milden Augen sprühten Blitze des Zornes.

„Nein, das ist zu weit gegangen; er hat die Grenzen der Gewalt des Vaters über sein Kind überschritten, und ich — ich fühle mich nicht bewogen, ihm zu gehorchen."

Ein abermaliges Klopfen an der Zimmerthür unterbrach sein Selbstgespräch. Im nächsten Augenblicke stand Anna, seine Schwester, vor ihm.

Man sah es ihrem Gesichte an, daß sie geweint hatte, und der Ton ihrer Stimme zitterte noch in leiser Erregung, als sie begann: „Paul, der Vater ist sehr unwillig auf Dich; er sprach mit der Mama, und ich hörte zufällig Worte, die mich ungemein erschreckt haben. Was hast Du mit dem Vater gehabt? Ich bitte Dich, verschweige mir nichts."

Paul sah seiner Schwester bitter lächelnd ins Auge und versetzte: „Was soll ich gehabt haben? Nichts; es beliebt dem Vater, mich wie ein einfältiges Kind zu behandeln, ja, mich zum Sklaven seines Willens herabzusetzen."

Anna rang die Hände.

„O, mein Gott, was muß ich für Worte aus Deinem Munde hören, Paul! Wann wäre das früher einmal vorgekommen, daß sich der Vater über Dich geärgert hätte! Und jetzt — jetzt klagt er alle Tage. Paul, Du bist nicht mehr derselbe, der Du warst, ehe Du nach Hamburg gingest. Sage mir, was ist es, das Dich so verwandelt hat?" flehte Anna.

„Mein Gott, nun willst wohl auch Du mir noch den Kopf warm machen? Ich bin eben kein Kind mehr und habe meinen eigenen Willen und auch meinen — Gott sei Dank! — gesunden Menschenverstand. Das

sind Güter, die ich mir nicht ohne Weiteres rauben lassen will. Und dahin trachtet der Vater."

„Paul, rede nicht so frevelnde Worte!" rief Anna mit Entrüstung. „Der Vater meint es gut mit Dir und will Dich nur vom Verderben abhalten, in das Du rettungslos versinken mußt, wenn Du noch weiter auf der Bahn fortschreitest, auf welcher Du Dich befindest."

Paul Dornburg starrte seine Schwester mit einem Blicke an, in welchem sich Erstaunen und Zorn zugleich abspiegelten.

Dann lachte er plötzlich laut auf und rief: „Das ist wahrhaftig lächerlich; hat man Dich etwa zum Sittenprediger gesetzt, damit Du mich an meine Sünden ermahnen und zur Buße führen sollst?"

Anna war empört über diesen Ton. Die Röthe der Scham überlief ihr Antlitz, und mit bebender Stimme konnte sie nur das Wort „Paul!" über ihre Lippen bringen.

Doch Paul gewahrte nicht den Schmerz, der in dem Tone dieses einzigen Wortes lag, sondern fuhr mit höhnischem Lächeln fort: „Sage nur frei heraus, ohne weitere Umschweife, daß Du mein Verhältniß zu Elsbeth dem Vater verrathen hast. Ich bin darauf vorbereitet und kann auch die Gewißheit ertragen, daß meine eigene Schwester gegen mich intriguirt."

„Himmel, vergieb ihm; er weiß nicht, was er spricht!" erwiderte die Jungfrau und sank leise weinend auf einen Stuhl.

Paul beachtete sie nicht weiter, sondern setzte seinen Spazirgang im Zimmer wieder fort.

Aber bald warf er einen scheuen Blick auf sie, und nach und nach mehrten sich diese forschenden Blicke, wobei sein Antlitz einen milderen Ausdruck annahm.

Jetzt erhob sich Anna.

„Ich sollte Dich eigentlich verlassen, Paul, denn die Beleidigungen waren zu starker Natur. Aber da Du mein Bruder bist und ich auch Dich nicht blindlings ins Verderben rennen lassen will, so will ich reden, zumal noch das Lebensglück einer anderen theueren Person auf dem Spiele steht. Dein Leichtsinn ist erkannt. Wir Alle wissen, in welcher Gesellschaft Du die Nächte verlebst, und die Mutter und ich haben schon viele Thränen

um Deinetwillen vergossen. Auch Deine Bekanntschaft mit den Demokraten ist uns nicht fremd geblieben, und ich und die Mutter haben lange darüber nachgedacht, auf welche Weise wir Dich zur Erkenntniß bringen sollen."

Ein kurzes, höhnisches Auflachen unterbrach Anna. Doch sie ließ sich dadurch nicht stören, warf nur einen mitleidigen Blick nach dem verblendeten Bruder und fuhr fort: „Wir haben kein Mittel gefunden, und wir hofften auf Gottes Hilfe. Heute aber, Paul, als ich das Gespräch der Eltern zufällig mit anhören mußte, da ist mir ein Gedanke gekommen, und deshalb komme ich zu Dir."

„Nun, so laß nur den gescheiten Gedanken hören!" lachte Paul spöttisch.

„Es ist mein heiligster Ernst, Paul, was ich Dir zu sagen habe," fuhr Anna fort. „Ich stelle Dir eine ähnliche Alternative wie der Vater."

„Hahaha, Du weißt, womit mir der Vater gedroht hat?" lachte Paul auf.

„Ich habe es leider hören müssen; ich wundere mich nur, wie Du noch darüber lachen kannst," erwiderte Anna in ernstem Tone.

„Na, wundere Dich; aber nun laß hören, was Deine Weisheit zum Heile für mich herausgeklügelt hat," versetzte der junge Mann.

Anna wurde unsicher. Die spöttische Ruhe des Bruders erregte sie gewaltig und ließ sie wenig von ihrem Plane erwarten.

„Nun, Du zögerst? Willst mich wohl recht neugierig werden lassen?"

„Paul, es spricht ein böser Geist aus Dir. Diese Worte kommen nicht aus Deinem Herzen. Nun denn, höre mich! Ich bin fest entschlossen, meinen Vorsatz auszuführen. Entweder Du ziehst Dich von Deinen politischen Gesinnungsgenossen und jenen nächtlichen Theatergesellschaften zurück, oder ich enthülle Dein Leben und Treiben ohne Umschweife Elsbeth. Du hast also die Wahl zwischen Elsbeth oder Deiner Gesellschaft."

Die letzten Worte sprach sie mit bebender Stimme; die Veränderung, welche mit ihrem Bruder vorgegangen war, ließ sie erbeben.

Paul Dornburg war geisterhaft bleich geworden.

Anna eilte aus dem Zimmer.

Aber wie der Blitz war er ihr nach, erfaßte sie am Arme und zog sie mit Gewalt zurück ins Zimmer.

„Das Complot ist gut angelegt; aber so hört auch meinen Entschluß! Noch heute werde ich vor Elsbeth treten, um sie mit meinen politischen Gesinnungen bekannt zu machen, und zum Zeichen, daß ich Euere Drohungen verspotte, werde ich heute Abend einer socialdemokratischen Versammlung beiwohnen und zu den Leuten sprechen. Hörst Du, Anna, der Sohn des Banquiers Dornburg wird im Vereine sprechen und das Programm der Arbeiter vertheidigen."

Mit Entsetzen hörte Anna die Worte des gereizten Bruders, und mit gefalteten Händen flehte sie: „Paul, um Gotteswillen, thue das nicht! Erbarme Dich Deiner guten Mutter!"

„Mutter?" flüsterte der junge Mann erschreckt.

„Paul, es wäre der Tod unserer geliebten Mama, wenn sie das hören sollte, daß ihr einziger Sohn ihren Bitten und Ermahnungen zum Trotze auf solche Abwege gerathen sei, und Du, Paul, würdest den Augenblick verwünschen, der Dich in zorniger Uebereilung zu diesem Schritte getrieben hätte. O, Paul, Paul, höre doch auf die Stimme der Liebe und erfülle unser Flehen. Sieh', wir verlangen ja gar nichts so Schweres von Dir, und der Gewinn, der Dir dadurch entgegenblickt, ist doch wohl mehr werth, als Deine jetzige Gesellschaft."

„Anna, die Gesellschaft kann ich meiden, das wird mir nicht schwer fallen; aber mein Wort zu brechen, das ist mir nicht leicht," fiel der Bruder ein.

„Hast Du Dich denn den Menschen so verpflichtet, daß Du so schwer zurücktreten kannst?"

„Mein Wort und meine Ueberzeugung halten mich an der Sache, welcher ich gelobt habe, mit meinen Kräften zu dienen."

„Und selbst wenn Du dadurch das Herz der Mutter brechen solltest?" fragte Anna.

Paul bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

„Laßt mir Zeit; ich muß erst mit mir klar werden!" stöhnte er.

Das Auge der Schwester leuchtete verklärt auf, und die Hand des Bruders ergreifend, flüsterte sie: „Gehe mit Dir zu Rathe, Paul; ich warte, und mein Mund wird schweigen."

Paul antwortete nicht, und Anna entfernte sich rasch aus dem Ge-

mache. Neue Hoffnung beseelte sie, und sie eilte, diese der Mama mitzutheilen.

An dem Abende besuchte Paul Dornburg die Versammlung nicht, sondern blieb im Familienkreise daheim.

Der Banquier freute sich über den Gehorsam seines Sohnes, ließ sich aber diese Freude nicht merken, als er nach Hause kam und Paul daheim fand.

Letzterer zog sich bald zurück, und Anna theilte nun auch dem Vater ihren Besuch und sein Resultat bei dem Bruder mit.

Der Banquier belobte sie und erklärte, daß er trotz der mißlichen Verhältnisse Mühlberg's gern bei diesem für seinen Sohn um die Hand der Tochter werben wolle.

Paul hielt tapfer aus. Er blieb daheim, und nur an den bestimmten Abenden eilte er zu seiner geliebten Elsbeth.

Noch hatte er es nicht über sich gewinnen können, der Geliebten die Kunde von ihrer Belauschung mitzutheilen.

So kam der Abend heran, an welchem er sich wieder in dem Restaurant einfinden sollte.

Wenn er auch an das Versprechen dachte, das er sich selbst gegeben, jene Cirkel zu meiden, so zog ihn doch diesmal die Hoffnung hin, das Document zu erhalten, das ihm den Weg zur Erlangung seines heißesten Herzenswunsches bahnen sollte.

Um seine Mutter zu beruhigen, theilte er ihr seinen Vorsatz, hinzugehen, mit.

Obgleich diese dadurch nicht angenehm berührt wurde, so konnte sie ihn doch nicht von diesem Schritte zurückhalten. Sie bat nur, wenn er seinen Zweck erreicht habe, für immer abzubrechen und sich nicht wieder verführen zu lassen.

Paul versprach ihr dies in feierlichen Worten. Hatte er doch selbst diesen Entschluß schon gefaßt.

Er ging diesmal später als gewöhnlich und traf die Gesellschaft bereits in der besten Stimmung.

Doctor Werther befand sich ebenfalls in ihrer Mitte und schien überhaupt die Anregung zu sein, daß es so fröhlich zuging.

Auch diesmal perlte der Champagner in den Gläsern und erhob die Fröhlichkeit immer mehr.

Paul wurde mit Jubel empfangen, und Fräulein Atout nahm ihn sofort in Beschlag.

Die Lustigkeit heimelte ihn an, und er erfüllte nur zu gern die Mahnung, fröhlich zu sein, die ihm entgegen gerufen wurde.

Der Doctor Werther gefiel ihm ganz besonders, und als ihm dieser zuflüsterte, daß Therese ihm das Document leihen wolle, wurde er so vergnügt, daß er bald einer der Fröhlichsten war.

Mit der Steigerung seiner Lustigkeit aber wurde Werther immer ernster.

Man beachtete das wenig und schrieb das Schweigen des Doctors anderer Ursache zu, zumal er oft und viel mit Fräulein Therese leise flüsterte.

Plötzlich erhob er sich und bat ums Wort.

Die tiefste Stille trat ein, und man blickte gespannt auf den Doctor, der mit lächelnder Miene den Kreis überschaute.

Endlich begann er: „Meine Herrschaften, es wird Ihnen ja bereits bekannt sein, daß in vierzehn Tagen ein großartiger Maskenball abgehalten werden soll."

„Jawohl, jawohl!" riefen mehrere Stimmen.

„Hört, hört!" fielen Andere ein.

„Still! Silentium!" versetzte Paul.

Der Doctor fuhr fort: „Zur Theilnahme an diesem Carnevalsvergnügen ist Jedermann berechtigt, der Anspruch auf Bildung machen kann und dessen Lebensstellung eine geachtete ist. Nun denn, meine Herren und Damen, Sie würden mich mit unendlich großer Freude erfüllen, wenn Sie mir gestatteten, eine kleine Bitte an Sie zu richten."

„Weiter, weiter, ist gestattet," fielen Viele lachend ein.

„Ich bin gern, wenn ich in Gesellschaft bin, in fröhlicher Gesellschaft. Da ich nun die Absicht hege, den Maskenball zu besuchen, so erlaube ich mir, Sie hiermit zur Theilnahme ganz ergebenst einzuladen und mir das Vergnügen zu gönnen, Sie Alle an diesem Abende als meine Gäste betrachten zu dürfen."

Ein langgedehntes „Ah“ des Erstaunens ließ sich vernehmen, als der Doctor schwieg. Dann aber brach ein Sturm der Begeisterung los, und der Wunsch des Doctors wurde bereitwilligst acceptirt.

Nur Paul Dornburg wollte nicht mit einstimmen.

Der Doctor bemerkte wohl dessen ruhige Haltung, erwähnte aber nichts, sondern stattete nur der Gesellschaft seinen Dank für die Annahme seiner Einladung ab. Nach einiger Zeit war die allgemeine Unterhaltung wieder im Gange.

Natürlicherweise hatte man den bevorstehenden Maskenball als Thema erwählt.

Doctor Werther erhob sich abermals und gab Paul Dornburg einen Wink, ihm zu folgen.

Dieser gehorchte und ging dem Doctor nach. In einem Nebenzimmer trafen sie zusammen.

„Hier, Herr Dornburg, ist das Papier; bitte, wollen Sie von dem Inhalte Kenntniß nehmen?“

Mit den Worten überreichte der Doctor dem jungen Manne das Eheversprechen des Barons von Schild an die Tänzerin Therese.

Paul Dornburg ergriff hastig das Blatt und überflog mit großer Erregung den Inhalt desselben.

„Ah,“ versetzte er, „das ist ein kostbares Document! Mein Herr, Sie erweisen mir durch Einhändigung dieses Blattes einen Dienst, den ich Ihnen mein ganzes Leben lang nicht wieder vergelten kann; denn Sie werden dadurch der Gründer meines Lebensglückes.“

„Es soll mich ungemein freuen, Herr Dornburg, wenn das Blatt die Wirkung hervorbringen sollte, welche Sie von demselben erwarten. Aber ich bin denn doch nicht so uneigennützig, als daß ich Ihnen das Document ohne Weiteres überlassen könnte. Sie werden mir erlauben, eine kleine Bedingung zu stellen, unter welcher ich Ihnen genehmige, von dem Blatte den gewünschten Gebrauch zu machen.“

„Sprechen Sie, Herr Doctor; ich erfülle jede Bedingung!“ rief Paul Dornburg.

„Nun, Sie sprechen ein großes Wort aus, Herr Dornburg, und ich könnte nun Ihr Versprechen mißbrauchen und eine Forderung stellen, die

Ihnen doch wohl schwer zu erfüllen sein könnte. Aber haben Sie keine Angst; meine Bedingung ist eigentlich gar keine, ein Scherz zu nennen. Sie wissen, ich habe die Tischgesellschaft zum bevorstehenden Maskenballe eingeladen, bemerkte aber, daß Sie sich sehr passiv hielten und keine Lust zu haben schienen, an dem Vergnügen theilzunehmen. Es wäre mir aber sehr unangenehm, wenn gerade Sie meine Einladung ausschlagen wollten, und ich bitte Sie nun nochmals ganz besonders, mein Gast am Maskenballe sein zu wollen."

„Offen gestanden, Herr Doctor, diese Bitte hatte ich am allerwenigsten von Ihnen erwartet, und es kommt mir nicht allzu leicht an, Ihnen dieselbe zu erfüllen."

„Wie, Sie sind doch sonst gern in lustiger Gesellschaft!" versetzte Doctor Werther.

„Ja, das ist schon richtig. Aber wenn man wirklich liebt und die Absicht hegt, zu heirathen, so muß man doch mit diesen Vergnügen ein wenig sparsamer sein."

„Sie wollen also ein ganz solider Ehemann werden?" lächelte Doctor Werther.

„Das heißt so solid, wie es mir eben möglich ist. Ich liebe Elsbeth wirklich aufrichtig; aber ich glaube, mit der Zeit dürfte sich doch auch wieder der Geschmack an jenen Vergnügen einfinden, die man so gern mit dem Worte ‚Thorheiten' bezeichnet," erwiderte Paul.

„So, so! Sie wollen nur jetzt momentan nicht Gefahr laufen, daß Ihre sogenannten Thorheiten dem Ohre Ihrer Geliebten verrathen werden könnten," lachte Doctor Werther. „Nun, die Vorsicht kann ich Ihnen allerdings nicht verdenken."

„Elsbeth würde jedenfalls nichts davon erfahren!"

„Hm, wenn sie aber später erführe, daß Sie zuweilen Thorheiten begingen?" lächelte Werther spöttisch.

„Dann wäre sie meine Frau!" erwiderte Paul.

„So, so, ich verstehe! Nun, da muß ich schon meine Bitte zurücknehmen und Ihnen das Papier ohne jede Bedingung überlassen," antwortete der Doctor. „Es bleibt mir dann freilich die Aufgabe, Fräulein Atout über Ihr Ausbleiben zu trösten."

„Ei bewahre, Herr Doctor, Sie dürfen sich nicht diese Last aufbürden; ich komme ganz bestimmt zu dem Maskenballe," fiel Paul Dornburg lachend ein und reichte dem Doctor die Hand.

„Nun, überlegen Sie sich die Sache, Herr Dornburg! Wie ich Ihnen bereits gesagt, ich stehe von jeder Bedingung ab und möchte nicht, daß Sie etwa mir zu Gefallen Ihren Gefühlen Zwang anlegen und sich aus den Armen der Braut nach dem Maskenballe an die Seite einer Courtisane wenden sollten. Nein, nein, um Himmelswillen nicht!" wehrte der Doctor.

„Hahaha, Sie scheinen sehr ängstlicher Natur in dieser Hinsicht zu sein, mein verehrter Herr Doctor," fiel Dornburg ein. „Doch fürchten Sie nichts; meine Braut wird nicht erfahren, daß ich mich im Gewühle eines leichtblütigen und fröhlichen Völkchens des Maskenballes befinde, während sie sich im Traume auf ihrem keuschen Lager wiegt und vielleicht meinen Namen über ihre Lippen flüstert. Wollen wir diese Thorheit noch einmal genießen und dann bis auf unbestimmte Zeit begraben sein lassen."

„Ich fürchte, die unbestimmten Zeiten werden nicht allzu lange fern bleiben," lachte der Doctor und drohte dem jungen Manne mit dem Finger.

„Wollen sehen, Herr Doctor. Vielleicht bin ich besser, als Sie zu vermuthen scheinen. Also es bleibt dabei; auf Wiedersehen beim Maskenballe! Aber welche Maske wählt man denn?" rief Dornburg.

„Ich werde jedenfalls einen Domino wählen," erwiderte der Doctor.

„Nein, das paßt mir nicht; ich muß eine flotte Maske besitzen. Sie mögen zusehen, ob Sie mich finden werden."

Mit den Worten legte er seine Hand auf den Arm des Doctors und wollte sich wieder nach dem ersten Zimmer begeben.

Doch Doctor Werther versetzte: „Entschuldigen Sie mich, Herr Dornburg; ich erwarte Fräulein Therese, um sie nach Hause zu begleiten."

„Sie wollen uns verlassen?" fragte Dornburg.

„Heute kann ich unmöglich länger weilen, und Sie würden mich verbinden, wenn Sie meine Entschuldigung der Gesellschaft gegenüber übernehmen wollten."

„Wenn Sie durchaus nicht mehr bleiben können, sehr gern," versetzte Dornburg. „Empfangen Sie nochmals meinen innigsten Dank! Ich hoffe,

Ihnen bald das schönste Resultat von der Anwendung dieses Documentes mittheilen zu können.“

„Ich wünsche Ihnen den besten Erfolg, und nun leben Sie wohl!“

Die beiden Männer reichten sich die Hand, und während Paul Dornburg wieder nach dem Restaurationszimmer ging, trat Fräulein Therese zu Werther und flüsterte: „Nun, wie steht die Sache?“

„Ich habe mich leider nicht getäuscht; er wird kommen!“ erwiderte Werther und bot der Dame seinen Arm, um sie nach dem Wagen zu führen, der bereits auf sie wartete. —

Herr Mühlberg befand sich in seinem Zimmer.

Ungefähr vor zwei Stunden war er aus dem Geschäfte nach Hause gekommen und hatte sich in das Zimmer eingeschlossen, nachdem er der Mamsell Rose gesagt, daß er ungestört sein wolle und sie jeden Besuch mit den Worten abweisen solle, daß er nicht daheim sei. Es mochte eine schwere Arbeit sein, welche der Kaufmann verrichtete.

Seine Hände zitterten zuweilen, und von seiner Stirn träufelte der Schweiß.

Ueber ein großes Buch gebeugt, calculirte er, schrieb Ziffern, radirte und verbesserte hier und da an verschiedenen Stellen.

Als er endlich die Feder weglegte, entquoll ein tiefer Seufzer seiner Brust, und er stützte seine glühende Stirn auf seine Hand.

„Ein einziger glücklicher Treffer, und ich wäre gerettet,“ flüsterte er. „Noch kennt kein anderer Mensch als ich den Inhalt dieses Buches, die Arbeit meiner schlaflosen Nächte. Selbst Lampert hat keine Ahnung von einem zweiten Hauptbuche. Der arme Mann würde den Tod davon haben, wenn er eines Morgens dieses Buch an der Stelle des echten finden sollte. Ich muß ihn noch vor der Katastrophe sicher stellen, wenn sich alle Aussicht auf Rettung verlieren sollte.“

Nach den Worten starrte er wieder schweigend auf seine vollbrachte Arbeit nieder.

Plötzlich fuhr er auf und erhob sich von seinem Stuhle.

„Es ist der Fluch der bösen That, der mich verfolgt,“ stöhnte er. „Unglück auf Unglück bricht herein. Jede Speculation fällt zu meinem Nachtheile aus. Mein Name wird bereits mit Bedenken genannt, und

doch bin ich noch allen Verpflichtungen nachgekommen. Auf welche Weise ich dies vermocht habe, kann Niemand wissen, und doch — doch schwindet mein Credit von Tage zu Tage."

Mit gesenktem Haupte schritt er durch das Zimmer.

„Und doch kann ich, darf ich nicht fallen! Es wäre unerhört, unbegreiflich, und alle Welt würde mich verdammen. Wer aber erklärt mir das Räthsel? Es ist, als ob ein böser Geist im Geheimen an meinem Untergange arbeitete."

Da klopfte es leise an der verschlossenen Thür.

Die Stirn des Kaufherrn legte sich in Falten, und er schwieg.

„Ich bin es, Herr Mühlberg!" tönte die Stimme der Mamsell Rose.

Mühlberg öffnete und fuhr die Mamsell hart an, daß sie es wage, ihn trotz seines Verbotes dennoch zu stören.

Doch Rose trat rasch ins Gemach.

„Herr Mühlberg, verzeihen Sie; Herr Dornburg und sein Herr Sohn Paul sind im Wohnzimmer und wünschen mit Ihnen in einer dringenden und höchst wichtigen Angelegenheit zu sprechen. Ich wagte nicht, Sie zu verleugnen," versetzte Rose in sichtbarer Aufregung.

„Rose, Sie werden starrköpfig! Ich habe Ihnen gesagt, daß ich für Niemanden zu sprechen bin," versetzte Mühlberg zornig.

„Machen Sie nur eine Ausnahme, Herr; ich — es kommt mir vor, als ob die Herren mit einer guten Nachricht zu Ihnen kämen," bat Rose.

„Ich erwarte sie!" versetzte Mühlberg verdrießlich, da er sah, daß er nun nicht gut ausweichen konnte.

Rose war rasch aus dem Zimmer.

Mühlberg aber nahm das dicke Buch, das ihm soviel Arbeit gemacht hatte, und schloß dasselbe in seinen Secretair; dann erwartete er den Besuch.

Er durfte auch nicht allzu lange warten, als es leise an der Thür des Zimmers klopfte.

„Herein!" rief Mühlberg und ging einige Schritte der Thür entgegen.

Mit freundlichem Gruße traten ihm die Herren entgegen, und der Banquier reichte ihm die Hand.

Mühlberg hatte ja die Kunst, sich zu verstellen und seine Gefühle zu

verbergen, bis zur Vollkommenheit erlernt. Die Herren konnten aus seiner freundlichen Miene und den höflichen Worten durchaus nicht erkennen, daß sie ihm so ungelegen kamen.

Banquier Dornburg schüttelte die dargereichte Hand des Kaufmannes in biederer Herzlichkeit recht kräftig und wurde nicht gewahr, daß dieselbe eisigkalt in der seinen ruhte.

„Ich habe schon lange das Vergnügen entbehren müssen, Sie bei mir zu sehen, verehrter Freund, und ich vermuthe fast, daß es heute eine ganz besondere Angelegenheit ist, welche mir die Freude Ihrer Anwesenheit verschafft," versetzte Mühlberg.

„Sie haben nicht falsch vermuthet, verehrter Freund," erwiderte Dornburg, als sie Alle Platz genommen hatten, „und ich möchte Sie auch nicht lange in Ungewißheit über den Zweck meines Hierseins lassen. Wir Beiden sind zwar nicht oft zusammen gekommen, aber desto mehr haben sich unsere Kinder begegnet und gesprochen."

Bei den Worten blickte er Mühlberg forschend ins Gesicht. Doch dieses behielt seinen Ausdruck, und nicht der leiseste Zug war bemerkbar, daß ihn diese Mittheilung überrascht hätte.

„Bitte, fahren Sie nur fort, Herr Dornburg!" versetzte er.

Dornburg konnte seine Gefühle nicht so verbergen. Ein Zug des Mißvergnügens glitt über sein Antlitz, denn die eisige Ruhe Mühlberg's war ihm unangenehm. Fast bereuete er, diesen Gang unternommen zu haben. Doch er hatte angefangen und mußte nun auch die Sache zu Ende führen.

„Es ist eigentlich ein Geständniß, welches Ihnen mein Sohn Paul besser sagen kann als ich, was wir Ihnen zu machen haben, und wenn Sie gestatten, so will ich Paul weiter sprechen lassen," versetzte der Banquier.

„Bitte, Herr Dornburg, ich bin ganz Ohr!" war die Antwort Mühlberg's.

Paul erglühte und gerieth ein wenig in Verlegenheit. Auch ihm war die Ruhe und Kälte des Mannes zuwider und machte einen beängstenden Eindruck auf ihn.

Doch die Augen Mühlberg's waren fragend auf ihn gerichtet; deshalb nahm er sich zusammen und begann: „Ich habe das Glück gehabt, Ihr

Fräulein Tochter Elsbeth näher kennen zu lernen. Die liebliche äußere Erscheinung Fräulein Elsbeth's und noch mehr der edle Charakter und das gute Herz derselben haben einen solchen Eindruck auf mich gemacht, daß meine Hochachtung und Verehrung in Liebe übergegangen ist."

Hier hielt Paul inne. Es war, als ob er einige Worte der Ermunterung von Mühlberg erwartete. Doch dieser blickte schweigend, ohne eine Miene zu verändern, auf den jungen Mann.

Paul schlug die Augen nieder, und der Banquier konnte ein leichtes Hüsteln der Unzufriedenheit nicht unterdrücken.

Doch Paul hatte seine Verlegenheit überwunden. Er schlug seine Augen auf, und sein Blick traf den Kaufmann so scharf, daß dieser einen Moment die Augen wegwendete und erwiderte:

„Bitte, Herr Dornburg, fahren Sie nur fort!"

„Ich habe Ihnen bereits mein Geständniß gemacht, Herr Mühlberg," fuhr Paul fort. „Ich liebe Fräulein Elsbeth, und mein Vater ist gekommen, für mich den Brautwerber bei Ihnen zu machen."

„Ah, Sie lieben meine Tochter und wollen sie heirathen, Herr Dornburg?" lächelte jetzt Mühlberg. „Nun, das thut mir aufrichtig leid, und ich wundere mich nur, daß Ihr Herr Vater Ihnen nicht bald die Unmöglichkeit der Erfüllung Ihres Wunsches mitgetheilt hat, da derselbe doch weiß, daß Elsbeth bereits verlobt ist."

„Verlobt wollen Sie doch nicht sagen, Herr Mühlberg?" rief jetzt der Banquier.

Ein stechender Blick Mühlberg's traf ihn.

Doch er ließ sich nun nicht mehr einschüchtern, sondern fuhr fort:

„Ich habe meinen Sohn gewarnt und ihm auch die Hoffnungslosigkeit seiner Liebe vorgehalten, konnte ihm doch aber nicht —"

Ein verlegenes Hüsteln Mühlberg's unterbrach ihn. Der Banquier beendete den angefangenen Satz nicht, sondern fuhr fort: „Ich erreichte von Paul das Versprechen, seiner Liebe zu entsagen, und erst vor einiger Zeit erfuhr ich, daß er dasselbe nicht gehalten und sich dennoch im Geheimen die Liebe Ihrer Tochter erworben habe."

Mühlberg fuhr auf. „Im Geheimen?" fragte er.

„Es ist leider so; die beiden jungen Leutchen lieben sich, und da ich

kein anderes Hinderniß, als Ihr dem Baron gegebenes Versprechen zwischen einer Verbindung der Beiden fand, so theilte ich Paul jenes Hinderniß mit."

Abermals fuhr Mühlberg auf. Seine erkünstelte Ruhe war vorüber, und die Sache wurde nun auch von solcher Wichtigkeit, daß er die Maske abwarf und, zu dem Banquier gewendet, versetzte: „Ob Sie dadurch das Vertrauen eines Freundes gerechtfertigt haben, überlasse ich Ihnen zu bestimmen."

„Lassen Sie mich nur ausreden, verehrter Freund," fuhr Dornburg fort. „Paul hat nun durch einen glücklichen Zufall einen Weg gefunden, der ihn zur Erreichung seines Zieles führen und jenes Hinderniß vollständig beseitigen könnte. Aus diesem Grunde habe ich seinen Wunsch erfüllt und bin mit ihm hierher zu Ihnen gekommen, um ein Fürsprecher bei Ihnen zu werden. Mein Sohn wird Ihnen nun den Beweis für die Wahrheit meiner Worte liefern."

Die kalte Ruhe war wieder auf dem Gesichte des Kaufherrn zu lesen, als er versetzte: „Ich bin einigermaßen neugierig auf jenes Mittel, das mich Verpflichtungen entheben sollte, die ich nur allein zu lösen vermöchte."

Paul Dornburg zog das Document aus seiner Tasche und erwiderte: „Ich bitte, dieser Schrift eine gefällige Beachtung zu schenken."

Mühlberg entfaltete das Papier.

Die Handschrift überraschte ihn schon, und er durchflog mit wahrhaftem Erstaunen den für ihn und besonders für Elsbeth so wichtigen Inhalt.

Obgleich ihm nun das Vortheilhafte einer Verbindung seiner Tochter mit dem Sohne des reichen Banquier Dornburg unter den vorliegenden Verhältnissen vollständig vor Augen trat, so blieb er doch noch gemessen und erwiderte: „Wollen Sie mir gestatten, von dieser Schrift eine Abschrift nehmen zu lassen?"

„Ist bereits geschehen, Herr Mühlberg; hier ist sie," antwortete Paul und überreichte dem Kaufmanne die beglaubigte Abschrift.

„Nun, ist jenes bekannte Document durch dieses Schriftstück nicht vollständig ungiltig geworden?" fragte der Banquier.

„Das ist allerdings geschehen, verehrter Freund, und ich bin Ihnen und Ihrem Herrn Sohne ungemein dankbar. Es soll mir das größte

Vergnügen bereiten, Gelegenheit zu finden, Ihnen diese meine Dankbarkeit durch die That beweisen zu können," versetzte Mühlberg in höflichstem Tone, indem er das Original des Eheversprechens dem Banquier wieder zurückgab.

Dieser aber empfand abermals einen kleinen Aerger über die Worte Mühlberg's und über den Ton, in welchem sie gesprochen worden. Er schluckte aber die scharfe Entgegnung und mit ihr den Aerger wieder hinab und sprach: „Die Gelegenheit ist schon geboten; ich bitte Sie für meinen Sohn um die Hand Ihrer Fräulein Tochter Elsbeth."

Ganz ohne Erregung klangen die Worte des Banquiers nicht. Erwartungsvoll standen Vater und Sohn vor dem lächelnden und sich höflich verbeugenden Mühlberg.

„Ich fühle mich ungemein durch diesen Antrag geehrt, mein verehrter Freund," begann er in freundlichstem Tone. „Doch kommt mir die Sache eigentlich so schnell und überraschend, daß ich im Augenblicke nicht im Stande bin, eine bestimmte Antwort zu geben, da ich doch auch nicht gern ohne die Zustimmung meiner Tochter eine Entscheidung treffen möchte, welche schließlich nicht ihre Billigung haben könnte."

„Sie haben ja bereits gehört, daß mein Sohn sich die Gegenliebe Elsbeth's erworben und daß die Beiden vollständig einig miteinander sind," fiel der Banquier ein.

Mühlberg räusperte sich.

„Hm, ich hätte nicht geglaubt, daß meine Tochter hinter meinem Rücken ein so intimes Liebesverhältniß eingehen würde," flüsterte er. „Die Sache zeugt doch von sehr wenig Vertrauen, und — nehmen Sie es mir nicht übel, Herr Paul Dornburg — auch von Ihrer Seite —"

„Verzeihen Sie, Herr Mühlberg, diesen Fehltritt! Aber wir haben uns nicht ganz geheim genähert, sondern Mamsell Rose war unsere Vertraute, und unter ihren Augen haben wir uns getroffen und gesprochen," fiel Paul rasch dem Kaufmanne ins Wort.

„Rose? So, so! Nun, wie gesagt, es ist mir sehr, sehr schätzenswerth, einen so hochachtbaren Schwiegersohn erhalten zu können, und ich will somit Elsbeth rufen lassen, um ihre Erklärung zu hören," versetzte Mühlberg und klingelte.

Auf dieses Zeichen schien Rose schon gewartet zu haben; denn kaum

war der letzte Ton verhallt, als sie auch schon ins Zimmer trat und mit freudig erregter Miene nach dem Begehr des Herrn fragte.

„Ich bitte, Elsbeth zu rufen.“

Im Nu war die Alte wieder verschwunden.

Die drei Männer sprachen kein Wort.

Es war eine ganz eigenthümliche Situation.

Dornburg betrachtete jetzt Mühlberg mit einem schlauen Lächeln. Es schien, als ob er glaube, dessen innersten Gedanken errathen zu haben.

Mühlberg war aber auch etwas unruhig geworden. Ein feiner Beobachter konnte schon errathen, daß ihm etwas auf dem Herzen lag, über welches er gern Aufklärung erhalten hätte. Die Art und Weise nur, wie dies geschehen könnte, war ihm noch nicht recht klar, und das machte ihn ein wenig unsicher.

Dornburg wollte eben sprechen, als Rose mit Fräulein Elsbeth ins Zimmer trat.

Wohl traf ein Blick ihrer schönen Augen den glücklichen Paul; aber sofort senkten sich die Lider mit ihren langen Wimpern, und Elsbeth schritt auf den Vater zu, indem sie mit zitternder Stimme versetzte: „Du hast mich rufen lassen, mein Vater.“

„So ist es, und ich meine, Du weißt wohl auch bereits die Ursache, Elsbeth!“ erwiderte der Vater.

Ein glühendes Roth färbte die Wangen der Jungfrau, und ihr Mund blieb stumm.

„Herr Paul Dornburg hat mir soeben die Ehre erwiesen, um Deine Hand anzuhalten,“ fuhr der Kaufmann fort. „Ich war natürlich ganz überrascht, als ich dabei hören mußte, daß Du ein Liebesverhältniß ohne mein Wissen angeknüpft hast.“

„Mein Vater!“ hauchte Elsbeth und lehnte ihr Haupt an seine Brust, während ihre Augen bittend in das ernste Gesicht des Vaters schauten.

Dornburg empfand schon wieder einen leichten Aerger über das Benehmen Mühlberg’s. Doch er konnte unmöglich seinen Unmuth erkennen lassen und wendete seine Augen von den beiden Personen ab.

„Verzeihung!“ hörte er Elsbeth mit bebender Stimme weiter flüstern.

„Nun, es ist jetzt nicht die Zeit, Dir das Unangemessene Deiner

Handlung vorzuhalten; ich möchte nur von Dir hören, ob Du wirklich gesonnen bist, Herrn Paul Dornburg als Gattin anzugehören. Ich habe die Entscheidung von Dir abhängig gemacht."

Das Auge Elsbeth's leuchtete unter Thränen auf, und ihre Stimme zitterte jetzt nicht mehr, als sie erwiderte: „Wenn ich Deine Einwilligung erhalten kann, mein Vater, so wirst Du uns glücklich machen."

„Nun, Herr Dornburg, Sie haben die Entscheidung wohl vernommen. Wenn es die wahre, uneigennützige Liebe ist, welche Sie um die Hand meiner Tochter hat werben lassen, so nehmen Sie das Kind hin," versetzte Mühlberg.

Das Wort „uneigennützig" belehrte Dornburg, daß er sich in seiner vorherigen Vermuthung nicht getäuscht hatte. Doch seine Gedanken wurden abgelenkt.

Elsbeth sank vor dem Vater auf ihre Kniee und rief: „Dank, mein Vater! Ich bitte um Deinen Segen!"

Paul Dornburg trat unwillkürlich näher und sank an der Seite Elsbeth's nieder.

Mühlberg war überrascht. Man sah es ihm an, daß er sich Gewalt anthun mußte, um sich in die Feierlichkeit und Würde dieses Augenblickes hineinzufinden. Doch seine Selbstbeherrschung war ja groß.

Im nächsten Augenblicke legte er seine Hände auf die Häupter der Knieenden und begann: „Möge der Segen des Himmels auf Euch ruhen und diese Verbindung mit seiner Gnade beschirmen, daß sie Euch zum Glücke und Frieden gereiche!"

„Amen!" rief der Banquier.

Mühlberg hob den jungen Mann empor und küßte ihn. Dann hauchte er auch einen flüchtigen Kuß auf die Stirn Elsbeth's und legte die Hände der beiden Liebenden ineinander.

Der Banquier war herangetreten und folgte dem Beispiele Mühlberg's.

Aber wie ganz anders war der Kuß des künftigen Schwiegervaters, den Elsbeth fühlte, als die flüchtige, fast frostige Berührung ihres eigenen Vaters.

Ein seliges, dankbares Lächeln lohnte dem Banquier seine väterliche Liebe.

„Nun, ich denke, wir schicken die Kinder jetzt einen Augenblick weg, um ihnen Gelegenheit zu geben, die Wichtigkeit dieses Augenblickes allein empfinden zu können," begann plötzlich der Banquier mit einem bedeutsamen Blicke auf Mühlberg.

Dieser verstand den Wink und stimmte bei.

Paul Dornburg zog sich mit seiner verlobten Braut in das andere Zimmer zurück, woselbst sie von der treuen Rose mit Freudenthränen und den herzlichsten Segenswünschen empfangen wurden.

Die beiden Väter standen sich nun allein gegenüber. Der Banquier reichte Mühlberg die Hand und begann:

„Nun, mein verehrter Freund, die jungen Leutchen wären zufriedengestellt; denn mein Sohn hat jedenfalls eine ganz uneigennützige Liebe zu Ihrer Tochter und ist beglückt, daß er Ihr Jawort erhalten hat; ebenso wird das mit Ihrer Tochter wohl der Fall sein. Ein Paar solch' verliebte Seelen sehen eben nicht weiter, und deshalb müssen die Alten dafür sorgen, daß nun der zweite Theil dieser Verbindung geschäftlich geordnet wird. Wir sind ja Beide Kaufleute, um uns zu verstehen."

„Gewiß, Herr Dornburg, ich verstehe Sie," erwiderte Mühlberg mit einem leichten Lächeln. „Es handelt sich um die Frage: Was bekommt die Braut für eine Mitgift?"

„Weit gefehlt, mein Freund! Sie haben das Wort ‚uneigennützig' betont, und ich habe verstanden. Von einer Bestimmung der Mitgift kann nicht die Rede sein. Ich denke, wenn zwei solche Häuser, wie die unsrigen, ihre Kinder verbinden, fällt jede Krämerei weg. Elsbeth ist Ihre Tochter, das genügt; Paul ist mein Sohn, das würde auch genügen. Aber wenn die Verliebten Hochzeit machen wollen, so muß auch der Mann wissen, welches Heim er seiner Braut bieten kann. Deshalb will ich Ihnen nur die Erklärung geben, daß mein Paul in der Lage ist, auf jede Unterstützung seitens seiner Braut bei Gründung eines eigenen Hausstandes vorläufig zu verzichten. Paul soll mein Geschäft übernehmen."

Wohl kam Mühlberg diese Eröffnung sehr erwünscht; aber er stellte sich scheinbar einigermaßen beleidigt und erwiderte: „Sie werden mir gestatten, mein Freund, daß auch ich in dieser Sache meine Ansicht geltend machen darf. Ich bin fest überzeugt, daß Sie oder vielmehr Ihr Sohn

Paul auf die Mitgift meiner Tochter zu verzichten in der Lage ist; doch würde es mich unangenehm berühren, wenn ich meine Tochter mit leeren Händen —"

„Halt, Freund, nicht weiter!" fiel Dornburg ein. „Ich bitte Sie, nur keine Kleinigkeitskrämerei! Ich bin ebenso überzeugt, daß es Ihnen leicht fallen würde, Ihrer Tochter eine entsprechende Aussteuer zu Theil werden zu lassen, wie Sie von meinen Worten. Doch ich habe mir es einmal in den Sinn gesetzt, den Jungen mit dem vorhandenen Fond weiter arbeiten zu lassen, um zu sehen, ob er dieselben Resultate erzielen wird, die ich jetzt erziele. Sollte meine Anna einmal heirathen, na, dann könnten Sie ja dem Jungen unter die Arme greifen und ihm die Aussteuer Els-beth's zur Verfügung stellen, um damit die Mitgift seiner Schwester be-streiten zu können, ohne sein Geschäftscapital zu schwächen. Nun, gefällt Ihnen der Vorschlag?"

„Echt kaufmännisch!" lächelte Mühlberg.

„Allerdings, und deshalb hoffe ich auch, Ihre Zustimmung zu ge-winnen," erwiderte Dornburg.

„Ich komme gern Ihren Wünschen entgegen und bin mit dieser Er-klärung einverstanden," antwortete Mühlberg.

Scheinbar erfreut rief Dornburg: „Schön, schön, ich danke Ihnen! Es sollte mir angenehm sein, wenn die Vereinigung unserer Kinder zugleich auch Veranlassung werden sollte, unsere Geschäftsverbindung wieder von Neuem anzuknüpfen. Die Verlobung wollen wir wohl in den nächsten Tagen bekannt geben?"

„Wie Sie wünschen, verehrter Freund!" lächelte Mühlberg.

Somit war auch die Sache geordnet.

Drittes Capitel.

Eine geheime Ehe.

Doctor Werther hatte sich, wie wir bereits gesehen, persönlich von dem inneren Werthe des jungen Dornburg überzeugt, und er mußte sich gestehen, daß derselbe nicht geeignet war, seine Schutzbefohlene auf die Dauer glücklich zu machen.

Dazu kam noch die Nachricht der Hamburger Brüder, welche ihm der Maler Bernhard überbracht hatte und die durchaus nicht günstig lautete, sondern das Urtheil bestätigte, welches sich der Doctor über Paul Dornburg gebildet hatte.

Es galt nun, Elsbeth die Augen zu öffnen und sie von ihrer Liebe zu heilen.

Dazu hatte der Doctor bereits Vorkehrungen getroffen.

Das Paul Dornburg geliehene Document hatte derselbe Therese wieder zugestellt, und von dieser erfuhr Werther die stattgehabte Verlobung der beiden Liebenden. Einige Tage später brachten die Zeitungen auch die Anzeige, und den Doctor befiel ein höchst wehmüthiges Gefühl, als sein Auge diese Annonce erblickte.

„Der Schmerz war ihr nicht zu ersparen," murmelte er. „Noch kann ich nicht offen vor sie treten und ihr das Geheimniß offenbaren; erst muß sie frei und außer der Gewalt jenes Mannes sein."

Er legte das Zeitungsblatt bei Seite und versank in tiefes Nachdenken.

„Warum mir Rose keine Nachricht gegeben hat, ist mir unerklärlich,"

begann er abermals in leisem Selbstgespräche. „Es ist unverzeihlich von ihr, ohne meinen Willen diese Liebe zu begünstigen.“

Da wurde sein Monolog durch die Meldung des Dieners unterbrochen, daß Herr Bernhard ihn zu sprechen wünsche.

Der Doctor stand auf und ging dem Freunde entgegen, indem er dem Diener zurief: „Herr Bernhard hat jederzeit freien Zutritt bei mir!“

Die Miene Bernhard's war ernst, und seine Worte klangen fast traurig, als er begann: „Ich komme heute in einer sehr wichtigen und ernsten Angelegenheit zu Dir, mein Bruder.“

Werther zog ihn an seine Seite auf das Sopha und erwiderte: „Du bist mir immer willkommen, mein Bruder Louis! Ist die Kunde ernst oder gar schmerzlich, so weiß ich doch, daß sie mir durch ein theilnehmendes Herz verkündigt wird. Nun, sprich, was bringst Du für Neuigkeiten?“

Der Maler zog ein Schreiben aus seiner Tasche und versetzte, indem er dasselbe Werther überreichte: „Hier, mein Bruder, lies diesen Brief!“

Werther empfing den mit dem Poststempel „Paris“ versehenen Brief und las den Inhalt desselben mit großer Aufmerksamkeit und großem Interesse.

Als er fertig war und das Schreiben wieder zusammenfaltete, versetzte er: „Es ist die Bestätigung meiner Befürchtung, und ich habe das schon längst vorausgesehen. Du wirst mir einen großen Dienst erzeigen, wenn Du mir den Inhalt überläßt, damit ich ihn Helene übergeben kann.“

„Er steht zu Deiner Verfügung. Daß der Brief die Wahrheit enthält, dafür kann ich mich verbürgen,“ war die Antwort des Malers.

„Gebe Gott, ich könnte sie endlich, endlich überzeugen!“ seufzte der Doctor. „Dann, Louis, hättest Du mir eine sehr frohe Kunde gebracht.“

„Ich verstehe die Gräfin nicht. Sie erfüllt doch sonst jeden Deiner Wünsche und befolgt Deine Vorschläge; warum sie gerade in dieser Sache so hartnäckig ihren Willen verfolgt?“

„Das ist doch sehr leicht zu verstehen, mein guter Louis. Helene besitzt diese leidenschaftliche Liebe für ihr Vaterland mit jedem Polen gemeinschaftlich. Wenn bei ihr der Wunsch nach dem doch einmal unerreichbaren Ziele noch stärker vorhanden ist, so magst Du das wohl ihrer Stellung und dem Andenken an ihren Gemahl, der im Kampfe für Polen

gefallen ist, zuschreiben. Ich bin ihr nie mit Bestimmtheit entgegengetreten und habe stets gehofft, das Vergebliche ihres Bestrebens ihr einmal klar vor Augen führen zu können. Diese Nachricht kommt mir sehr gelegen, da bereits auch derartige Andeutungen von Bonnard eingegangen sind. Hätte ich nicht so vorsichtig in ihrem Namen operirt, so wäre sie schon längst verrathen worden."

„Und wie willst Du den erwachten Verdacht beseitigen?" fragte der Maler.

„Ist bereits vorgesehen, mein Freund. Der Briefschreiber hat schon Recht, wenn er unter der hochgestellten Dame in dem Comité des Geheimbundes Helene vermuthet; bei einem Verrathe aber würde man einen anderen Namen vorfinden und durchaus keine Beweise entdecken, welche Helene compromittiren könnten. Diese Vorsicht habe ich ohne ihr Wissen gebraucht, und ich denke, sie wird mir dafür dankbar sein.

Louis Bernhard schwieg ein Weilchen.

„Du bist eine starke Seele, Bruder Alfred. Ich hätte es nicht vermocht, mich in Deine Verhältnisse zu finden."

Werther lächelte.

„Du täuschest Dich, Louis; auch Dir würde es gelungen sein, so gut wie mir. Was liegt mir an der Welt? Bin ich nicht höchst glücklich geworden? Warum hätte es mir schwer fallen sollen, zu schweigen, wenn ich dadurch mein Glück, die Ruhe und den Frieden Helenens bewahrte?"

„Magst schon Recht haben; aber es bleibt immer eine ganz besondere, männliche Charakterstärke erfordernde Sache," versetzte der Maler.

„Wenn man liebt, fällt Einem nichts zu schwer," lächelte der Doctor und drückte dem Freunde und Bruder die Hand. Dann strich er mit der Hand durch das volle Haupthaar und versetzte: „Hat Dir die Gräfin heute eine Sitzung versprochen?"

„Um vier Uhr," erwiderte Bernhard.

Der Doctor schaute nach der Uhr und versetzte: „Nun, so will ich Dich zu ihr führen; es fehlen nur noch fünf Minuten."

Als sich die beiden Freunde erhoben, versetzte plötzlich Bernhard: „Ach richtig, bald hätte ich vergessen, Dir zu sagen, daß Dich Mamsell Rose

gern einmal sprechen möchte. Sie läßt Dich bitten, ob Du ihr nicht eine Zusammenkunft im Pavillon des Mühlberg'schen Gartens gewähren wolltest?"

Erstaunt schaute Werther dem Freunde in die Augen.

„Louis, ist das Dein Scherz?" versetzte er.

„Nein, nein, Alfred, es ist die Bitte der Mamsell. Sie meint, es sei ihr unmöglich, zu Dir zu kommen, und es bliebe kein anderer Weg, als der Pavillon."

„Gut, sage ihr, daß ich noch heute Abend gegen zehn Uhr dort erscheinen werde."

Nach den Worten reichte Werther dem Freunde den Arm und führte ihn aus dem Zimmer nach den Gemächern der Frau Gräfin.

Im Vorzimmer ließ sich der Doctor durch die Dienerin anmelden und wartete mit lächelnder Miene den Bescheid ab.

Bernhard erwiderte das Lächeln.

Es lag etwas Geheimnißvolles in diesem beiderseitigen Lächeln.

Die Dienerin brachte die Meldung, daß die Herren der gnädigen Frau Gräfin willkommen seien.

Werther trat mit seinem Freunde bei der Dame ein.

Die ehrfurchtsvolle Verbeugung der Herren mit einem leichten Kopfnicken erwidernd, rief sie: „Ach, Sie kommen gewiß, mich an mein Versprechen zu erinnern, Herr Bernhard! Ich muß Ihnen gestehen, daß ich ganz darauf vergessen hatte. Meine Toilette ist auch nicht danach angethan, daß ich Ihnen heute sitzen könnte. Sie werden mir hoffentlich verzeihen, wenn ich Sie bitte, morgen wieder zu kommen."

Der Maler verbeugte sich und versetzte: „Ich stehe der gnädigen Frau Gräfin zu jeder Stunde zu Diensten; doch wenn ich mir erlauben dürfte, eine bescheidene Antwort zu geben, so —"

„Sprechen Sie nur, Herr Bernhard!" fiel die Gräfin ein, als der Maler stockte.

„Ich bedarf nur heute einige Minuten Ihre Geduld in Anspruch zu nehmen, da es sich um die Copie einiger Gesichtslinien handelt," versetzte Bernhard.

„Ach so, da bedarf es keiner besonderen Toilette? Nun, ich stehe Ihnen gleich zu Diensten," und sich an Werther wendend, fuhr sie fort:

„Da sehen Sie, mein lieber Herr Doctor, wie nachgiebig ich bin. Nun werden Sie aber zur Strafe hier bleiben und mir rathen, welche Miene mich am vortheilhaftesten erscheinen läßt."

„Sehr gütig, gnädige Frau," lächelte der Doctor. „Ich denke, die natürlichste Miene ist wohl die beste."

„So? Nun, dann unterhalten wir uns miteinander, und ich vergesse, daß dieser böse Mensch zugegen ist, um mich zu belauschen," lachte die Gräfin und deutete auf einen Stuhl an ihrer Seite.

Der Doctor nahm Platz und begann ein gewöhnliches Gespräch, während der Maler sich zur Arbeit vorbereitete.

Das Gespräch wurde ziemlich leise geführt, bis es in den Flüsterton überging.

Bernhard war schon längst mit seiner Arbeit fertig, und die Beiden hatten es nicht bemerkt, daß er still das Gemach verlassen hatte.

Die Angelegenheit, über welche sie sich unterhielten, war auch ganz geeignet, ihre Seelen so in Anspruch zu nehmen, daß sie die Gegenwart um sich her vergessen konnten.

Die Gräfin hatte das Gespräch auf ihr verlorenes Kind gelenkt. Die Nachrichten aus Paris, welche sie von Bonnard erhalten, verließen sie keinen Augenblick.

War es nicht geradezu ein widriges Geschick zu nennen, das sich in der Auffindung ihrer Tochter geltend machte? Welche Ergebnisse würde Römhild erzielen?

Der Name des Letzteren, den Werther eben ausgesprochen, veranlaßte sie, den Doctor nach den neueren Nachrichten über Mühlberg zu fragen.

Da richtete Werther sein Haupt nach dem Maler und entdeckte erst jetzt dessen Weggang.

Lächelnd machte er die Gräfin darauf aufmerksam.

„Himmel, wie kann man aber auch so vergeßlich sein!" versetzte diese. „Herr Bernhard ist jedenfalls über meine Rücksichtslosigkeit unwillig geworden, und da er nicht hat zeichnen können, ist er weggegangen."

„Nicht doch, Helene," flüsterte jetzt Werther und legte seinen Arm um die Taille der Gräfin, „Du urtheilst falsch. Louis ist fertig gewesen und hat uns einfach nicht stören wollen; deshalb ist er schweigend weg=

gegangen. Laß Dich also beruhigen, meine Gute; er zürnt Dir nicht! Wer könnte Dir auch zürnen, Helene!" setzte er zärtlich hinzu und drückte einen herzlichen Kuß auf die zarte Hand der Dame.

„Du meinst, alle Leute müßten mich mit Deinen Augen betrachten, mein guter Alfred," lächelte die Gräfin; „das ist aber nicht so. Andere sehen auch meine Fehler, nicht nur meine etwaigen Vorzüge."

„Ei, meine Gnädige, täusche Dich nicht; auch ich sehe Deine Fehler!" versetzte Werther und drohte ihr mit dem Finger.

Erstaunt schaute ihm die Dame in das schelmisch lächelnde Auge und erwiderte: „Du hast mir aber doch noch keinen Vorwurf über irgend Etwas gemacht!"

„Nicht? Willst Du Dich nicht ein wenig besinnen?" fragte Doctor Werther.

Die Gräfin sann nach.

„Ich weiß wirklich nicht," versetzte sie.

„Nun, dann muß ich freilich Deinem Gedächtnisse zu Hilfe kommen," begann Werther, und seine Miene nahm einen ernsthaften Ausdruck an. „Dein einziger Fehler ist Deine Passion für Schwärmerei von versunkener Herrlichkeit."

„Ah, ich weiß, wohin Du zielst!" fiel die Gräfin ein. „Aber, mein Freund, nennst Du das einen Fehler?"

„Leidenschaft, Schwärmerei, — sind das keine Fehler?" fragte er.

„Du hast allerdings ein wenig schroffe Ausdrücke gewählt, Alfred," versetzte sie.

„Schroff, aber treffend, Helene; kannst Du mir widerlegen, daß Deine Hoffnungen eitel Schwärmerei sind und daß Du für diese Schwärmerei eine wahre Leidenschaft entwickelst?"

Die Gräfin seufzte.

„Es ist eben nicht Dein Vaterland, Alfred," flüsterte sie.

Werther sah sie mit einem langen Blicke an, in welchem ein Grad des Vorwurfs zu lesen war.

„Helene," versetzte er dann, als sie beschämt die Augen zu Boden schlug, „ist es nicht Dein Vaterland? Und liebe ich nicht Alles, was Du liebst?"

„Verzeihe mir, Alfred! Deine schroffen Worte ließen mich ungerecht werden,“ flüsterte die Gräfin.

Werther lächelte traurig.

„Helene, wenn ich mit voller Ueberzeugung Deine Hoffnungen theilen könnte, wie glücklich wollte ich sein! Aber ich kann es nicht, denn Deine Sache ist eine verlorene. Glaubst Du denn nicht, daß es mir schwer wird, fortwährend ein Bekämpfer Deiner Hoffnung sein zu müssen? Und doch danke ich Gott, daß ich das gewesen bin. Du nanntest meine Worte schroff; wenn ich Dir nun sagen würde, daß alle und jede Hoffnung verloren ist, weil der Verrath schon in den edelsten Bestrebungen eingeschlichen ist?“

„Verrath!“ keuchte die Gräfin und wurde leichenblaß.

„Verrath, Helene! Nun denke Dir ein hoffnungsloses Streben und dazu Verrath!“

„Alfred, Du hast Nachrichten!“ rief die Gräfin und erfaßte die Hand des Doctors.

„Gewiß, Helene; aber leider sehr traurige Nachrichten. Wappne Dich mit Kraft und Entsagung! Hier, lies diesen Brief!“

Mit den Worten überreichte er ihr den Brief von Louis. Ein heftiges Zittern ergriff die Dame, als sie den Inhalt des Briefes durchflog, und Werther zog sie an seine Brust.

„Der Elende!“ stöhnte sie und ließ ihr Haupt auf die Schulter Werther's sinken, als sie mit der Lectüre zu Ende war.

Eine kleine Pause entstand, und die Gräfin rang nach Fassung

„Ist das auch Wahrheit?“ rief sie plötzlich.

„Die reine, nackte Wahrheit, Helene,“ war die traurige Antwort des Doctors.

„So ist allerdings Alles verloren!“ hauchte sie.

Ein Freudenstrahl flog über das Gesicht Werther's; aber seine Lippen blieben noch geschlossen.

„Wenn der Verrath sich in diese Verbindungen bereits eingeschlichen hat und dazu noch von einem Polen gepflegt wird, dann — dann, Alfred, ist es eine Thorheit, auch nur noch den leisesten Gedanken an das Gelingen unserer Bestrebungen zu knüpfen,“ fuhr die Gräfin fort, und ihre Stimme

zitterte, während die Thränen aus ihren schönen Augen rannen. Die begeisterte edle Frau weinte um ihr Vaterland.

Werther ließ sie ruhig gewähren.

Nach einer Weile trocknete Helene ihre Thränen und versetzte: „Nun, Alfred, jetzt ist mein Fehler auch dahin; bist Du zufrieden?"

Werther zog das noch immer schöne Weib stürmisch an seine Brust und flüsterte: „Gott sei gelobt; jetzt — jetzt, Helene, ist auch die letzte Veranlassung meiner Angst und Sorge gefallen. Jetzt, meine theure Helene, droht Dir kein Unheil, keine Gefahr mehr!"

Helene lächelte wehmüthig.

„Es war ein schwerer Schlag, mein Freund!"

„Ich konnte Dir ihn nicht ersparen, Helene."

„Nein, nein, es sei Dir auch kein Vorwurf gemacht; aber, Alfred, Du sagst, ich sei gerettet? Wird nicht dieser Verrath auch die Getreuen alle ins Verderben reißen und — mich mit ihnen?" rief sie plötzlich ängstlich.

Werther erhob sich, sah die Gräfin mit einem unendlich liebevollen Blicke an und versetzte: „Geliebte, ein großer Sünder steht vor Dir; mache Dich bereit, seine Beichte zu empfangen!"

Fragend schaute ihm die Gräfin ins Auge.

„Absolution, meine Herzenskönigin!" fuhr Werther fort und beugte ein Knie vor ihr.

„Aber wie kann ich Dir Absolution im Voraus versichern, wenn ich noch gar nicht Deine Beichte gehört habe?" erwiderte die Gräfin mit lächelnder Miene, weil sie wähnte, daß es sich um einen Scherz handele.

„Mein Mund bleibt ewig stumm, Geliebte, wenn ich nicht die erbetene Absolution vorher erhalte."

„Himmel, das müssen wir freilich verhüten!" rief die Gräfin. „So empfange denn die Vergebung und Lossprechung aller Deiner Sünden!"

Jetzt nahm Werther wieder an ihrer Seite Platz und begann: „Ich habe mich einer oftmaligen Fälschung schuldig gemacht, Gräfin Helene von Dreschinski."

Die Betonung des Namens frappirte die Dame. Ihr Antlitz wurde wieder ernst.

„Ich scherze nicht, Helene," fuhr nun Werther fort. „Ich bekenne

Dir, daß ich aus Vorsicht jeden Brief in jener Angelegenheit mit einem anderen, fingirten Namen unterzeichnet habe und daß die Gräfin Helene von Dreschinski keinen Verrath zu fürchten hat."

„Alfred!" flüsterte die Gräfin überrascht.

„Wohl wissen die Getreuen, daß Helene von Dreschinski die Spenderin jener Hilfsmittel gewesen ist; aber kein schriftliches Wort giebt Kenntniß davon; nicht der geringste Anlaß ist für einen Untersuchungsrichter zu finden, eine Anklage gegen Dich zu formiren. Nun, willst Du Deine Absolution noch aufrecht erhalten?"

„Mein theurer, geliebter Alfred, Du bist groß und weise in allen Dingen," hauchte die Gräfin und barg ihr Haupt an seiner Brust. „Jetzt bin ich ganz Dein, Alfred. Auch die Liebe für mein Vaterland will ich auf Dich übertragen. Du hast zum zweiten Male Deine Helene gerettet. O, Alfred, darf ich in dieser Stunde eine Bitte an Dich wagen?" versetzte die Gräfin.

„Sprich, meine gute Helene!" flüsterte Werther zärtlich.

„Alfred, Du kennst mich und hast oft gesagt, daß ich kein gewöhnliches Weib sei. Alfred, würdige mich, Dir in Deinem Streben und Deiner edeln Wirksamkeit zur Seite stehen zu dürfen. Mein ganzes Vermögen ist Dein; hilf, rette damit nach Herzenslust."

„Helene, diese Bitte schwebte mir auf den Lippen, ehe Du sie ausgesprochen hast. Sieh', ich bin ein Egoist! Für meine Pläne möchte ich Dich gern begeistern und gewinnen, um Deine Hilfe zu erringen, und doch kann ich Dich nur sehr dürftig mit unserm Zwecke bekannt machen. Ist das nicht ein Unrecht?" erwiderte Werther.

„Dank, Dank, theurer Freund! Fürchte nicht, daß ich mit peinlicher Neugierde quälen könnte; das sei fern von mir. Ich begnüge mich mit dem, was Du mir mittheilen kannst, und würde auch zufrieden sein, wenn Dein Mund hierüber ganz schweigsam bliebe," war die Antwort der Gräfin.

Werther drückte einen Kuß auf ihre Stirn.

„Du bist das edelste Weib, Helene, das je die Sonne gesehen," versetzte er.

Helene aber entwand sich rasch seinen Armen und rief: „Ah, Alfred, weißt Du, wann Du mir das zum ersten Male gesagt hast?"

Der Doctor war verwundert.

„Nein, mein Kind, das weiß ich wirklich nicht.“

„Dieselben Worte, Alfred,“ fuhr die Gräfin fort und erhob sich. „Gedulde Dich einen Augenblick; ich werde Dir es gleich sagen können und Dir auch vielleicht eine kleine Ueberraschung dadurch bereiten.“

Rasch trat die Gräfin an ihren Secretair, öffnete denselben und entnahm aus einem geheimen Fache ein ziemlich starkes, mit schwarzem Einbande versehenes Buch, mit dem sie wieder zurückkam und sich an der Seite Werther's niederließ.

„Sieh' einmal, Alfred, was ist das?“

Mit den Worten bog sie den Einband auf.

„Ah, Tagebuch?“ versetzte der Doctor. „Du führst ein Tagebuch, Helene?“

„Habe es geführt, Alfred,“ lächelte die Gräfin. „Und weißt Du, wann ich es angelegt habe?“

„Nun?“ fragte der Doctor.

„Als ich Dich zum ersten Male sah.“

„Ah, als Malergehilfe?“

„Ganz recht, im Atelier Bernhard's.“

„Und wurdest mein rettender Engel.“

„Und Du mein rettender Genius,“ erwiderte die Gräfin und schlug das erste Blatt des Buches auf.

„Willst Du hören, was ich zuerst geschrieben habe?“ fragte sie.

„Aber warum hast Du mir das so lange verborgen, Helene?“ fragte Werther.

Die Gräfin sah ihm offen in das Auge und schien selbst verwundert darüber zu sein.

„Ich weiß es selbst nicht, Alfred,“ versetzte sie lächelnd. „Ich glaube, ich habe keinen besonderen Grund gehabt, oder ich habe mich geschämt vor Dir!“

„Wirklich?“ lächelte Werther. „Nun, desto größer ist jetzt meine Freude und Ueberraschung; Du leihest mir doch für heute Abend das Buch?“

„Wollen wir nicht zusammen lesen?“ fragte sie.

„Du vergißt die Dienerschaft. Es dürfte spät werden, ehe wir fertig würden,“ erwiderte der Doctor lächelnd.

Ein Seufzer tönte über die Lippen der Gräfin.

„Ach, dieser entsetzliche Zwang, Alfred!"

„Wir haben uns bereits so lange gefügt, mein Kind; so wird es nun wohl auch noch zu ertragen sein. Bitte, lies mir Deine erste Notiz vor," antwortete Werther.

Das Antlitz der Gräfin erheiterte sich wieder, und nach einigen Secunden begann sie: „‚Paris, Mittwoch den 18. Mai 18.. Was ist mit mir vorgegangen? Ich erkenne mich selbst nicht wieder. Seit gestern Mittag steht mir das Bild jenes Mannes fortwährend vor meiner Seele, und seine Augen — ach, diese Augen! — schauen mich so traurig und doch auch wieder so feurig und fragend an. Mein Herz klopft heftiger, wenn ich an ihn denke. Ah — bah — ein Maler! Ich will vergessen. Gräfin von Dreschinski, ermanne Dich und sei stark!' — Nun, wie gefällt Dir das, Alfred?" fragte die Gräfin lächelnd.

„Hm, der Schluß klingt nicht sehr erbaulich," versetzte Werther.

„Nun, so willst Du wohl nicht weiter hören?"

„Ei gewiß, meine Theure. Ich bin begierig, zu erfahren, wie die Gräfin Dreschinski sich ermannt und stark bewiesen hat," erwiderte der Doctor.

„Spötter!" lächelte die Gräfin und fuhr dann fort: „‚Donnerstag den 19. Mai Abends 1/212 Uhr. Gott sei Dank, endlich kann man wieder einmal frei aufathmen. Wie mir dieser Lärm zuwider ist! — Lärm? — Wahrhaftig, mein Kopf schmerzt, meine Hände sind glühend; ich glaube, ich habe Fieber! Werde morgen nach dem Arzte senden! Arzt? Was soll dieser? Nein, nein, ich bin nicht krank! Und doch, doch bin ich krank, recht sehr krank! Wie fade und kleinlich mir die Männer heute alle vorkamen! Entsetzlich langweilig. Selbst der Baron hat mir heute mißfallen. Wie anders war mein guter Gemahl! Gemahl? — O weh! Helene, belüge Dich nicht selbst! Dessen Bild ist es nicht, das Dir vorschwebt. Hätte ich doch dieses Atelier nicht besucht! Aber der Maler sagte, er wäre ein deutscher Gelehrter — ein Demagoge — ein Verbannter! Er leidet für sein Vaterland! O, Sympathie der Seelen!' — Nun?" fragte sie.

„Hm, das wird schon etwas besser," versetzte Werther.

„Noch nicht zufrieden?" fuhr die Gräfin fort. „Nun denn, Alfred, hier nimm das Buch; magst Du selbst weiter lesen!"

Der Doctor nahm das Buch aus den Händen der Gräfin und versetzte: „Ich danke Dir, Helene. Nun aber noch eine Frage, mein Kind. Darf ich Bonnard beauftragen, alle Verbindung mit dem Comité abzubrechen?“

Ein tiefer Seufzer entrang sich nochmals der Brust der Gräfin; dann aber erwiderte sie: „Thue es, mein Alfred!“

Der Doctor führte die Hand der Dame an seine Lippen.

Da ertönte ein leises Klopfen.

Rasch trat Werther einige Schritte zurück und ließ sich auf einen entfernt stehenden Sessel nieder.

Die Gräfin gab das Zeichen zum Eintreten.

Die Thür öffnete sich, und die Zofe der Gräfin trat in das Zimmer, auf einem silbernen Teller einen Brief tragend, den sie dem Doctor mit den Worten präsentirte: „Baptiste trug mir auf, Ihnen den soeben angekommenen Brief hier zu übergeben, da derselbe den Poststempel Paris trage.“

„Paris?“ fragte die Gräfin lebhaft, während der Doctor das Schreiben entgegennahm und rasch öffnete.

Die Dienerin hatte sofort das Gemach verlassen.

Gräfin Helene sprang von ihrem Platze auf und trat an die Seite Werther's, stützte sich mit der einen Hand auf dessen Schulter und flüsterte, während ihre Augen auf den Inhalt des Briefes gerichtet waren: „Nachrichten von Bonnard oder Römhild?“

„Es ist Römhild's Handschrift,“ versetzte der Doctor.

„So laß mich mit Dir zugleich lesen, Alfred!“ bat die Dame.

„Bitte, Helene!“

Aber schon nach den ersten Zeilen rief die Gräfin mit dem Tone des höchsten Glückes: „Gefunden? O mein Gott, Alfred, mein Kind ist gefunden! Ich werde Cäcilie wiedersehen!“

Werther erhob sich und führte die Glückliche nach dem Sopha.

„Der Himmel ist uns gnädig, Helene,“ flüsterte er. „Die Auffindung Deiner Tochter ist ein wahres Wunder. Nun aber sei stark und ertrage auch die Freude, wie Du vorher den Schmerz ertragen hast.“

Thränen flossen über die Wangen der Gräfin. Aber diesmal waren

es keine Kinder des Schmerzes, sondern das glückliche Lächeln des Gesichtes ließen sie als Freudenthränen erscheinen.

„Lies mir den Brief vor, mein guter Alfred!“ flüsterte sie.

„Er ist sehr kurz, Helene,“ begann Werther, „und wird uns jedenfalls keinen Aufschluß über das glückliche Ereigniß geben. Wahrscheinlich aber haben wir bald die Freude, Comtesse Cäcilie hier in H. begrüßen und empfangen zu können.“

Eine gewisse Betonung lag in dem Worte „Comtesse“, und der Blick Werther's fiel fragend in das Gesicht der Gräfin.

Die glückliche Miene derselben verflog und machte einem leichten Erschrecken Platz.

„Alfred, ich verstehe Dich,“ flüsterte sie. „Mit Cäciliens Ankunft muß Dein Opfer —“

„Nicht weiter, Helene!“ lächelte der Doctor und schloß mit seiner Hand den kleinen Mund der Gräfin. „Es muß beim Alten bleiben; ich bin Dein Secretair auch in den Augen Deiner Tochter.“

„Mit nichten, Alfred! Meine Tochter soll sofort aus meinem Munde unser Geheimniß erfahren,“ fiel die Gräfin ein. „Mag sie Deine grenzenlose Güte und Uneigennützigkeit und Deine große Sorge für ihr Wohl auch sofort erkennen. Nein, nein, Alfred, ich bitte Dich, laß mir meinen Willen und versuche nicht, mich umzustimmen! Ich vermag in meiner Absicht keine Gefahr zu erkennen, und ich bin es Dir schuldig, also zu handeln. Und nun, mein Freund, lebe wohl — auf Wiedersehen!“

Der Doctor machte keine Einwendungen mehr; er küßte die Stirn der Gräfin und verließ sie.

Es war schon spät in der Nacht. Doctor Werther saß noch immer am Schreibtische und las in dem Tagebuche der Gräfin Helene von Dreschinski.

Wir wollen dem Leser einige der bedeutungsvollsten Abschnitte aus dem Buche mittheilen.

Dienstag, Nachts 1 Uhr.

Endlich, endlich allein! Ach, wie entsetzlich sind doch diese Menschen! Galanterie, weiter nichts. — Schöne Phrasen im Munde und hohle Köpfe! — Eine Qual, eine grenzenlose Qual! — Und fünf Stunden lang habe ich

das ausgehalten! Ich habe gelacht, gescherzt, vielleicht ein wenig coquettirt, und warum? — Um mir nichts merken zu lassen. — Ach, wie ich sie hasse, alle diese erbärmlichen Männer — — jetzt, jetzt bin ich allein, allein mit meinem Herzen. — Ich habe ihn wieder gesehen; ich muß hin! — Wenn er ahnte, daß ich mit seinem Freunde gesprochen! — O, welche Seligkeit! Er wird mich schützen und behüten, daß ich allen diesen faden Männern entfliehe. — Alfred heißt er!

Sonntag, Mittag 3 Uhr.

Sie haben keine Ahnung gehabt, daß ich sie belauscht habe. O, Helene, Gräfin von Dreschinski, wie weit ist es mit Dir gekommen! — Wenn das ein sterbliches Auge gesehen, daß Du verborgen hinter dem Gemäuer gestanden hast wie ein junges, verliebtes, eifersüchtiges Landmädchen, um den Geliebten zu belauschen! — — Doch fort damit! Wie sagte er? „Die Gräfin ist das edelste Weib, das die Sonne gesehen!" — Das waren seine Worte. Er achtet mich; wie jubelt mein Herz! Wie himmlische Töne klang es in meinem Busen: „Er achtet mich! O, Alfred, und ich liebe Dich!"

Montag, den 30. Mai.

Wie eigenthümlich das ist; ich kann nicht zu Bett gehen, wenn ich nicht vorher dir, liebes Tagebuch, einige Worte zuflüsterte! Mir ist eigentlich heute gar nichts begegnet; was soll mir auch weiter begegnen? Was hat für mich noch Interesse? Nur zwei Dinge sind es: „Er und das Vaterland". — Ich habe ihn nicht gesehen, schon zwei Tage nicht; aber ich bin doch bei ihm. Täglich, stündlich, zu jeder Minute steht sein Bild vor meinen Augen, sind meine Gedanken mit ihm beschäftigt. Er ist allein; auch das weiß ich! — Doch still, still, mein Herz, es darf nicht sein! — Ich komme, mein süßes Kind; Cäcilie, mein Töchterlein, ich komme!

Freitag, den 15. Juni.

Es ist geschehen! Der große Schritt ist gethan. Alfred, Doctor Alfred Werther ist in meinem Hause. Wie mich seine Augen forschend ansahen; mit welchem begeisterten Eifer, aber auch mit welcher Wehmuth

strahlten seine schönen Augen! Es ist mir, als ob ein Geheimniß hinter ihnen geschlummert, und ich, ich, Helene, ich muß es sagen, ich hoffe, die Auserwählte zu sein, dieses Geheimniß mit ihm zu theilen.

Man spöttelt über meinen neuen Secretair. — Baron von Schild wurde anmaßend. Ich habe ihn zurechtgewiesen; er thut's nicht mehr. Sie werden's nicht wagen, nochmals ihn zum Ziele ihres Spottes zu machen, und ich, — ich fürchte mich vor der Zukunft, und doch bin ich so glücklich!

Sonnabend, den 2. Juli, Nachmittags 1 Uhr.

Himmel, wie ist mir? Alle meine Pulse fiebern; mein Herz schlägt freudig in meiner Brust; die höchste Wonne durchzieht meine Seele! Jubilirend möchte ich's anstimmen, aufjauchzen in seliger Freude: „Ich hab's verstanden; o, Alfred, ich weiß, daß auch Du mich liebst!"

Sonntag, den 2. Juli, Nachts 1 Uhr.

Herr des Himmels, ist denn das möglich? So viel Leid schon ertragen, solche Bosheit kennen gelernt! — Ja, das war das Geheimniß, was ich vermuthete. Alfred hat mir seine Vergangenheit erzählt, — schändlich, schändlich! Es ist meine Pflicht, ihn wieder aufzurichten; ich will ihn trösten und der Welt erhalten!

Den 3. August.

Wir sind vermählt! — O, welche Fülle von Seligkeit liegt in diesen Worten! — — Welch' edles Herz schlägt in seiner Brust! Welch' großes Opfer bringt er seiner Manneswürde! Er ist mein Gatte vor Gott und dem Gesetze, aber vor den Augen der Welt mein Secretair — mein Diener. — O, Alfred, Du großer, herrlicher, geliebter Mann! Und das Alles thust Du mir zu Liebe, für das Wohl meines Kindes und für mein Vaterland! Wie innig war das Lächeln auf seinem edeln Angesichte, als er erfuhr jenes barbarische Gesetz! „Du sollst Dein Vermögen nicht verlieren, Du bleibst Gräfin von Dreschinski, behältst somit den Reichthum Deines verstorbenen Gatten für Dich und Dein Kind. Meine Liebe ist viel zu heilig, als daß sie sich zwischen Dich und Dein Töchterlein drängen möchte!" — So edel ist kein anderer Mann!

Durch diese kurzen Fragmente, welche wir aus dem Tagebuche der Gräfin herausgezogen, wird dem Leser nun wohl klar sein, in welchem Verhältnisse Doctor Werther zu der reichen Gräfin von Dreschinski stand. Um die junge Frau nicht durch eine Verheirathung unter ihrem Stande in den Augen der polnischen Aristokratie zu erniedrigen und um ihr das enorme hinterlassene Vermögen ihres ersten Gemahls zu sichern, hatte Doctor Werther nun bereits gegen zwanzig Jahre diesen geheimen Ehebund vor den Augen der Welt auch getreulich gewahrt. Endlich schloß der Doctor das Buch; er hatte es bis auf den letzten Buchstaben durchlesen. Noch einige Minuten blieb er sinnend am Tische sitzen; dann aber versetzte er: „Ja, sie hat Recht; die Ankunft ihrer Tochter erfordert eine Aenderung. Nun denn, ihr edles Herz wird den richtigen Weg finden; ich will es ihr überlassen.“

Viertes Capitel.

Neues Mißgeschick.

Wir sehen uns genöthigt, den Leser wieder nach Paris zu führen.

Die Mittheilung, welche die Gräfin durch den Brief von Dr. Römhild erhalten, war, wie wir ja bereits wissen, ein höchst erfreuliches Ereigniß, indem es diesem gelungen war, Comtesse Cäcilie in dem großen Seine=Babel aufzufinden. Daß dieses auf eine höchst wunderbare Art geschehen sein mußte, ist uns wohl erklärlich. Waren doch Jahre darüber vergangen, ohne nur eine Spur von dem verlorenen Kinde der Gräfin finden zu können. Wissen wir doch auch schon, durch welche eigenthümliche Verkettung der Verhältnisse Capitain Bonnard, der schon so nahe am Ziele, Cäcilie abermals verloren hatte.

Wir knüpfen nun unsere Erzählung an die Ereignisse, welche sich im Boulevard Royal zugetragen, wieder an.

Die Aengstlichkeit Amanda's vor dem Musikanten Jardin war Ursache gewesen, daß sie der Aermste wieder verloren hatte. In höchster Aufregung eilte Amanda aus dem Garten und war, wie wir wissen, bald den Nachforschungen Jardin's entschwunden.

Das arme Mädchen war ganz trostlos.

Kaum war sie den Nachstellungen jener Leute und somit aus ihrer unglücklichen Lage entronnen und hatte gehofft, hier an diesem Orte, sicher vor der alten Bekanntschaft, ein neues Leben zu beginnen, da trat das Schicksal in der Person Jardin's wieder störend dazwischen. Wo sollte sie

hin? Ganz allein, ohne jegliche Hilfe, erblickte sie wohl die entsetzlichen Gefahren, die ihr drohten. Bereits war sie ein großes Stück in schnellem Laufe von dem Orte geflohen, ohne zu wissen, wohin. Plötzlich stockte ihr Fuß, — ein rettender Gedanke schien sich in ihrer Seele zu regen. Nur einige Secunden stand sie unschlüssig, dann wendete sie rasch ihren Lauf und schritt wieder zurück nach der Wohnung des menschenfreundlichen Conducteurs.

Trotz der Kälte trat sie bald schweißtriefend in das Gemach, in welchem sie so freundlich empfangen worden war und wo sie, mit neuen Hoffnungen erfüllt, der Zukunft getrost entgegen geblickt hatte, in das Haus des Conducteurs.

Erstaunt betrachtete die Frau sie und fragte in herzlichem Tone, was ihr begegnet sei.

Amalie aber war so ergriffen, daß sie wortlos auf einen Stuhl sank und mehrere Minuten schweigend zur Erde starrte; alle Fragen der bekümmerten guten Frau blieben unbeantwortet.

„Mein Gott," begann sie endlich, „aber so sagen Sie mir doch, Amanda, was Ihnen begegnet ist? Haben Sie ein Unglück gehabt, oder hat man Sie beleidigt, oder was ist Ihnen?"

Da erhob Amanda ihre schönen, feuchten Augen und flüsterte.

„Ich muß fort, weit fort! Man hat meinen Aufenthalt entdeckt, und eher will ich sterben, als wieder in die Hände dieser elenden Menschen zu gerathen!"

Verwundert über diese Nachricht, drang die Frau in das zitternde Mädchen, ihr doch mitzutheilen, was sich ereignet habe.

Amanda erzählte ihr nun die Begegnung mit Jardin.

Kopfschüttelnd erwiderte die Frau:

„Armes Kind, ich weiß nicht, ob Sie Recht gethan haben; wenn der junge Mann Ihnen etwas Wichtiges mitzutheilen hatte, so mußten Sie ihn doch anhören. Sie konnten ja nachher immer noch thun, was Ihnen beliebte!"

„Nein, nein; er hat mir nichts Wichtiges mitzutheilen; ich weiß es schon, was er von mir will! Das war nur ein Vorwand, um mich für seine Pläne günstig zu stimmen!"

„So, — kennen Sie Herrn Jardin näher?“

„Sie sollen Alles erfahren, denn ich hoffe nun bei Ihnen auch weitere Hilfe zu finden!“ erwiderte Amanda.

„Wenn es in meiner Macht steht, so will ich es gern thun! Und wenn es Ihnen nur daran liegt, wieder einen Platz in einem anderen Stadttheile zu erlangen, so kann Ihnen mein Mann dazu behilflich sein! Also sprechen Sie!“

„O, mein Gott, ich ahnte es wohl, daß Sie mir von dem Himmel gesandt sind, Schutz und Rettung einem armen hilflosen Mädchen angedeihen zu lassen! So hören Sie denn, warum ich Jardin geflohen bin. Der junge Mann ist Mitglied einer herumziehenden Musikbande! Als ich vor einigen Jahren noch gezwungen war, in solche Locale zu gehen, um durch mein Spiel und meinen Gesang die Gäste zu unterhalten, da kam ich auch öfters mit jenen Musikanten zusammen. Herr Jardin bewies mir bald größere Aufmerksamkeit, und nach einiger Zeit — obgleich ich ihm keine Ermuthigung dazu gegeben hatte — machte er mir eine Erklärung. Jardin liebte mich und wollte mich für sich gewinnen. Daß ich ihn abwies und ihn durchaus gar keine Hoffnung machte, hielt ihn nicht ab, mich auch fernerhin mit seinen Wünschen zu belästigen. Da entschloß ich mich endlich, der Gewalt des Zigeuners zu entfliehen. Es gelang mir wohl, aber ich kam in eine Hand, in welcher mir abermals nicht viel Gutes für meine Person bevorstand. Sie werden sie nicht kennen, denn die Frau hält sich zurückgezogen in der Cité auf und wird von dem umwohnenden Gesindel Mutter Bicêtre genannt und als eine Kartenschlägerin gefürchtet und nach jener Art geachtet. Obgleich mir die Frau einen gewissen Schutz gewährte und mir die Stelle einer Blumenverkäuferin in der ‚Halle‘ verschaffte und mich auch vor den Augen jener Menschen verbarg, so ereignete sich doch ein Zufall, der meine Anwesenheit dem Zigeuner Jam verrieth; dazu kam noch, daß ein gewisses Mißtrauen gegen Mutter Bicêtre in mir erwachte. Rasch entschlossen floh ich abermals, und Sie wissen, welches glückliche Zusammentreffen mit Ihrem Manne mich hierher gebracht hat. Daß Jardin so schnell meinen Aufenthalt gefunden, ist mir ein Räthsel; aber das ist mir klar, daß ich so schnell wie möglich fort muß!“

Die Frau hatte Amanda mit keinem Worte unterbrochen.

Als diese geendet, saßen Beide noch einige Minuten schweigend zusammen; dann begann die Frau:

„Nun, trösten Sie sich, mein Kind! Sie werden allerdings schwer verfolgt von dem Schicksale, welchem Sie gern entfliehen möchten, — aber verlieren Sie den Muth nicht; mit Gottes Hilfe werden Sie Ihr Ziel erreichen. Sie bleiben bei mir, und wenn mein Mann nach Hause kommt, so wollen wir weiter berathschlagen!"

„Ich bin in solcher Angst, daß ich kaum wage, hier bei Ihnen im Zimmer zu verweilen," erwiderte Amanda, „und Sie würden mich sehr erfreuen, wenn Sie mir gestatten wollten, mich in die Kammer zurückzuziehen, welche Sie mir als Schlafstätte angeboten haben."

„Sie dürfen sich nicht ängstigen; hier wird Sie Niemand aufsuchen; aber wenn Sie es durchaus wünschen, so steht es Ihnen frei, sich dorthin zu begeben!"

„Ja, ja; ich bitte Sie darum!" fiel Amanda rasch ein.

Nach wenigen Minuten befanden sie sich auch in dieser Kammer.

Ein Gefühl der Sicherheit war endlich über sie gekommen, und ihre Angst und ihre Furcht verschwand allmählich, so daß sie gegen Abend viel getroster dem Rufe ihrer freundlichen Wirthin folgte und sich in die Stube begab, woselbst sich bereits der Conducteur befand.

„Das thut mir leid, mein liebes Kind, daß Sie solches Malheur gehabt haben!" rief er ihr entgegen. „Ich hätte Sie so gern bei meiner Frau gewußt, damit ich während meiner Abwesenheit von zu Hause ruhiger sein könnte! Doch zum Glücke bin ich im Stande, Ihnen weiteren Schutz angedeihen zu lassen. Sie fahren morgen früh mit mir im Omnibus, und ich bringe Sie dann an einen sichern Ort, in die Familie meines Freundes. Dort werden Sie gut aufgenommen werden und nicht nöthig haben, den Blumenhandel weiter zu betreiben. Sie werden in der Familie Beschäftigung finden."

Daß Amanda diese Nachricht ungemein erfreute, ist wohl erklärlich.

Mit neuen Hoffnungen beseelt, zog sie dann am anderen Morgen wieder von dannen.

Die Tour war lang, und der Wagen füllte sich immer mehr. Sie war die Erste gewesen, welche in demselben Platz genommen hatte, und sie

amüsirte sich mit Beobachtung der verschiedenen Passagiere, die da ein= und ausstiegen.

Bereits bei der zweiten Station waren auch zwei Herren eingestiegen, die nicht weit von ihr Platz genommen hatten.

Amanda bemerkte nicht, daß sie von diesen beobachtet wurde.

Erst später, da mehrere Stationen schon vorüber waren und die beiden Herren immer noch nicht ausstiegen, fielen sie ihr mehr in die Augen.

Sie sann darüber nach, ob ihr dieselben bereits einmal begegnet seien, konnte sich aber durchaus dessen nicht erinnern.

Die Fahrt war zu Ende.

Die Passagiere stiegen aus; Amanda aber blieb noch sitzen, weil sie erst den Wink des Conducteurs abwarten wollte.

Die beiden Herren blieben ebenfalls zurück.

Der Conducteur trat an den Wagen und versetzte:

„Meine Herren, die Tour ist zu Ende!"

Er bekam keine Antwort, sondern der jüngere von den beiden Männern flüsterte dem anderen einige Worte zu.

„Wollen Sie nicht aussteigen?" fragte der Conducteur.

„Wenn die Tour zu Ende ist, so müssen doch alle Passagiere aussteigen!" versetzte einer der Herren.

„Gewiß, meine Herren!" erwiderte der Conducteur und gab Amanda einen Wink mit den Augen.

Das Mädchen erhob sich und schritt rasch aus dem Wagen.

Die beiden Männer folgten ihr.

Nachdem sie noch einige Worte leise miteinander gesprochen hatten, entfernten sie sich von dem Wagen.

Amanda war durch dieses Benehmen der Männer unruhig geworden, und ihre Augen schauten ängstlich fragend auf den Conducteur.

Wenn auch diesem die Sache nicht ganz richtig erschien, so wollte er doch dem Mädchen ihre Unruhe nicht noch vergrößern und versetzte, den Wink ihrer Augen unbeachtet lassend:

„Nun kommen Sie, mein Kind; ich werde Sie führen!"

„Aber die Herren?" fragte Amanda.

„Was ist mit diesen? Sie haben sich ja entfernt," versetzte gleichgiltig der Conducteur und schritt von dannen.

Amanda folgte ihm.

In wenigen Minuten traten sie in ein Haus, und die Thür schloß sich hinter ihnen.

Da erschien auch sofort einer der beiden Männer, die sich in der Nähe verborgen gehalten hatten.

Er zog ein Notizbuch aus der Tasche, zeichnete sich die Nummer des Hauses und die Straße auf und ging dann wieder zurück an den Ort, wo ihn sein Begleiter erwartete.

„Bist Du aber auch gewiß, daß es das Mädchen war?" fragte der Aeltere.

„Ganz gewiß! Ich habe sie nur einmal gesehen, aber ich würde sie unter Hunderten wieder erkennen," erwiderte der Andere.

Darauf gingen sie miteinander weiter.

Es war Nacht.

Abermals herrschte in dem Kellerraume der Mutter Bicêtre eine grausame Kälte.

Tiefe Finsterniß bedeckte den Raum.

Ein ängstliches Stöhnen drang aus einer Ecke des Gemaches.

Plötzlich ertönte ein starkes Klopfen an der Thür.

Ein Angstschrei war die Antwort in dem Gemache, und aus dem Winkel schlich, tappte vielmehr eine Gestalt nach dem Tische, welcher in der Mitte des Gemaches stand.

Schon wieder und noch stärker erschallte das Klopfen, und eine Stimme rief:

„Alte Hexe, mache auf! Ich bin's, — Fillet, — bringe Nachricht!"

„Ich komme!" erwiderte Mutter Bicêtre mit schwacher Stimme und versuchte mit dem Feuerzeuge Licht zu machen. Das gelang ihr denn endlich, und mit dem Lämpchen in der Hand schritt sie nach der Thür und öffnete dieselbe.

Der uns bereits bekannte Fillet trat ein; hinter ihm kam noch ein Mann in derselben Kleidung wie Fillet und den Hut tief in das Gesicht gedrückt.

„O, Sie haben wieder eine schreckliche Kälte in dem Loche!"

„Geben Sie mir Geld oder Holz! Mir fehlt es an Beidem!" antwortete die Frau.

„Warum haben Sie das Mädel laufen lassen?" versetzte der Mann.

Die Alte schwieg und richtete ihre Augen forschend auf den Begleiter.

„Wer ist der Herr?" fragte sie.

„Ein Freund von mir. Vielleicht kennen Sie ihn auch."

Der Begleiter nahm seinen Hut ab und trat dicht an die Alte heran.

Diese schüttelte mit dem Kopfe und versetzte:

„Ich kenne den Herrn nicht!"

„Na, das hat auch weiter nichts zu sagen!" rief Fillet. „Wir sind nur gekommen, um Ihnen mitzutheilen, daß wir den Aufenthalt Amanda's erfahren haben!"

Die Alte erschrak und seufzte: „O, mein Gott, das arme Kind!"

„Das ist Ihnen wohl gar nicht recht!" rief Fillet. „Na, Sie brauchen sich nicht zu ängstigen; in Ihre Hände kommt Amanda nicht wieder! Wir wollen ihr ein anderes Plätzchen verschaffen!"

„Gott im Himmel, steh' ihr bei!" seufzte die Alte und sank auf den Stuhl.

Der ältere Mann betrachtete die Frau mit scharfen Blicken; dann wendete er sich an Fillet und versetzte: „Sie ist es!"

Mutter Bicêtre hatte die Worte wohl verstanden und blickte fragend nach dem Manne hinüber.

„Sie kennen mich?" rief sie.

„Ich kenne Sie. Doch es sind schon viele Jahre her, als ich Sie kennen lernte. Sie waren damals noch ein junges Frauenzimmer und befanden sich in einem vornehmen gräflichen Hause. Sie führten auch dazumal den Namen ‚Babette'! Ist's nicht so?"

Mutter Bicêtre war ganz bleich geworden und starrte mit angstvollem, verwirrtem Gesichte den Redner an. Ihre Hände zitterten, und ihre Lippen bewegten sich wohl, aber es drang kein Laut über sie.

„Sie haben sich sehr verändert seit jenem Handel," fuhr der Mann fort. „Das Sündengeld, das Ihnen der Baron gegeben hat, scheint Ihnen keinen Segen gebracht zu haben!"

„Herr des Himmels, wer sind Sie?“ rief die Alte. „Was wollen Sie von mir?“

„Sie werden sofort beide Fragen beantwortet sehen, Babette, ehemalige Kammerfrau der Gräfin Helene von Dreschinski!“ erwiderte der Fremde.

Mutter Bicêtre schwieg, und ihr Haupt sank muthlos auf die gefalteten Hände.

„Mein Name ist Charles Dumont,“ begann der Fremde, „jener Dumont, der aus Ihren Händen das Kind der Frau Gräfin genommen hat, um dasselbe in den Fluten der Seine verschwinden zu lassen! Jetzt kennen Sie mich wohl?“

Die Alte erhob das Haupt.

„Sie haben das Kind nicht getödtet?“ sagte sie.

„Woher wissen Sie das?“

„Beantworten Sie erst meine Frage.“

„Nein, ich nicht — aber dieser!“ versetzte Dumont und zeigte auf Fillet.

„Das ist nicht wahr!“

„Wie können Sie das behaupten?“

„Weil ich bestimmt weiß, daß das Kind noch lebt!“

Jetzt lächelte Dumont und versetzte:

„Und woher wissen Sie nun, daß das Kind noch lebt?“

„Weil Amanda die Tochter der Gräfin ist.“

„Können Sie das beweisen?“

„Gewiß!“ war die Antwort der Alten.

„Und wodurch wollen Sie den Beweis führen?“

„Das Kind hat ein kleines Mal am Ohrläppchen, und Amanda trägt dieses Mal.“

Diese Antwort schien Dumont sehr zu erfreuen, und er erwiderte:

„Es ist gut. Sie werden mir nun bescheinigen durch Ihre Unterschrift, daß Sie mir das Kind der Gräfin auf Geheiß des Barons von Schild ausgeliefert haben, um dasselbe zu tödten. Hier ist ein Zettel, auf welchen ich bereits die Thatsachen verzeichnet habe; nur fehlt mir noch die Kenntniß von der Summe, die Sie von dem Baron für Ihre That erhalten haben. Was hat Ihnen also der Baron gegeben?“

„Tausend Francs," stöhnte die Alte.

Dumont zog aus seiner Tasche einen Zettel hervor, nahm aus seiner Brieftasche eine Feder, füllte die Lücke in dem Document aus und reichte dann der Alten das Billet und die Feder entgegen, damit sie ihren Namen unter das Schriftstück setzen möchte.

Die Alte horchte.

„Warum verlangen Sie das?" fragte sie.

„Sie werden keinen Nachtheil davon haben; es gilt nur, der Gräfin einen Anhalt zu geben, um jenen vornehmen Sünder verfolgen und bestrafen zu können!"

„Und Amanda ist glücklich gefunden?" fragte die Alte nochmals.

„Sie ist gefunden und wird bald im Schutze des Capitains Bonnard sein."

„Nun denn, so geben Sie her!"

Nach den Worten schrieb die Alte mit zitternder Hand ihren Namen unter das Document.

Charles Dumont steckte das Blatt wieder zu sich und warf der Alten mehrere Geldstücke auf den Tisch; dann verließ er, ohne ein Wort hinzuzufügen, das Gemach.

Fillet folgte ihm.

Mutter Bicêtre saß erst lange Zeit in tiefe Gedanken versunken an dem Tische.

Sie konnte sich nicht erklären, was diese Scene zu bedeuten hatte.

Es mochte wohl eine Stunde vergangen sein, da erhob sie sich, steckte die Geldstücke zu sich und wollte wieder auf ihr ärmliches Lager schleichen.

Schon im Begriffe, das Lämpchen zu löschen, öffnete sich abermals die Thür.

Erschreckt blickte sie auf und erkannte Fillet.

„Was wollen Sie noch von mir?" rief sie ihm entgegen.

„Mutter Bicêtre, jetzt bin ich gekommen, um mit Ihnen ein gutes Geschäft abzuschließen. Weiß der Teufel, was diesem Dumont in den Kopf gefahren ist! Seit einigen Tagen ist er ein ganz Anderer geworden und schleicht scheu und schüchtern mit einem vermummten jungen Menschen herum, ohne daß wir erkennen können, was er beabsichtigt. Heute Abend suchte

er mich auf, verlangte, daß ich ihn zu Ihnen führen sollte, ich hab's gethan, und Sie wissen so gut wie ich, warum er gekommen ist, und werden wohl auch durchschauen, was er für eine Absicht hat. — Amanda ist wirklich die Comtesse Dreschinski; er will sie der Mutter zustellen und dadurch jedenfalls eine schöne Summe herausschlagen. Er war unvorsichtig genug, mir den Aufenthaltsort Amanda's mitzutheilen, und ich denke, wir können uns das Geld selbst verdienen; ich werde ihm zuvor kommen und Amanda entführen. Sie sollen das Mädchen bei sich aufnehmen, bis ich mit Capitain Bonnard Rücksprache genommen habe; dann theilen wir das Finderlohn. Sind Sie damit einverstanden?"

Die Habgier der Alten regte sich, und sie sagte zu.

Mit einem Händedruck wurde der Handel geschlossen, und Fillet entfernte sich wieder. —

Louis Dumont, der reiche Kaufherr in Saint Germain, als Gauner verkleidet, war mit seinem Vater, Charles Dumont, sowohl am Tage, als auch in der Nacht durch Paris gewandert, um nach Amanda zu suchen.

Sie waren die beiden Herren, welchen wir im Omnibus begegnet sind.

Louis Dumont hatte die Absicht, sich sofort Amanda zu nähern und ihr das Geheimniß ihrer Herkunft mitzutheilen.

Doch der Vater redete ihm dies aus, indem er vorgab, erst die Beweise zu holen, daß das Mädchen auch wirklich das rechte Kind der Gräfin sei.

Der Sohn gab nach und trennte sich am Abende von seinem Vater, der ihm versprach, am andern Morgen das Resultat seiner Nachforschungen mitzutheilen.

Was der Alte erreicht hatte, das haben wir soeben gesehen.

Louis Dumont war, nachdem er sich wieder umgekleidet hatte, nach seiner Wohnung gefahren; dort wußte man ja von seinem Ausfluge weiter nichts, als daß er verreist sei.

Frau Clairmont, seine Wirthin, kam ihm freundlich entgegen, und ihre Freude wurde noch größer, als sie bemerkte, daß der Herr in einer viel besseren Stimmung zurückgekommen war, als er weggegangen war.

Rasch eilte sie in ihr Gemach und kam bald wieder mit einem Briefchen in der Hand zurück ins Zimmer.

„Dieser Brief ist am zweiten Tage nach Ihrer Abreise hier bei mir abgegeben worden!“ versetzte sie und überreichte denselben.

Dumont öffnete ihn und überflog den Inhalt.

Seine Ruhe verwandelte sich sehr bald wieder in Aengstlichkeit, und sein Gesicht wurde sehr bleich, als er das Schreiben durchgelesen hatte.

„Welches Mißverständniß!“ murmelte er, „und welches Mißgeschick verfolgt das arme Kind! Ich muß ihn noch aufsuchen!“

Nach den Worten griff er abermals nach seinem Hute, schellte der Wirthin und sprach:

„Ich muß noch einmal ausfahren, gedenke jedoch in einigen Stunden wieder zurück zu sein. Von wem haben Sie diesen Brief erhalten?“ versetzte er zu Frau Clairmont.

„Ein junger Herr namens Jardin überbrachte denselben.“

Dumont nickte mit dem Kopfe und entfernte sich.

Kopfschüttelnd sah ihm die Frau nach.

„Einen dreifachen Preis, wenn Sie mich rasch nach dem Dauphin-Restaurant fahren!“ rief er dem Kutscher zu, indem er in den Fiaker sprang.

Der Rosselenker that seine Schuldigkeit und trieb die Pferde an, so daß sie in kurzer Zeit den angegebenen Ort erreichten.

Dumont trat in das Local und erkannte auch bald unter den Musikanten jenen jungen Mann, mit dem er im Boulevard Royal zusammengekommen war.

„Ich habe mit Ihnen zu sprechen,“ flüsterte er ihm zu.

Jardin war sofort bereit und trat mit Dumont in ein Nebengemach.

„Sie sagten mir,“ begann Dumont, „daß keine selbstsüchtige Absicht Sie geleitet habe, Fräulein Amanda zu verfolgen. Nach Ihrem Briefe aber, den ich erst heute empfangen, haben Sie dazumal die Unwahrheit gesagt.“

„Ihre Vermuthung, daß eine besondere Absicht meinestheils auf Amanda die Ursache gewesen sei, Ihnen entgegen zu treten, ist falsch. Ich kenne Fräulein Amanda und hege nur die Absicht, sie ihrer Mutter wieder in die Arme zu führen; deshalb bin ich gekommen, um Ihnen zu sagen, daß dies vielleicht in einigen Stunden schon geschehen wird.“

„Das darf nicht sein!“ fiel Jardin ein. „Sie wird Amanda nicht in ihre Hände bekommen!“

„Wer wird mich hindern?“ fragte Dumont.

„Ich!“ versetzte Jardin.

„Kennen Sie den Aufenthalt Amanda's?“

„Ich kenne ihn besser als Sie; denn dort, wo Sie sie vermuthen, ist sie nicht mehr!“

Dumont erschrak.

„Herr, sprechen Sie die Wahrheit?“ rief er.

„Ich lüge nicht!“

„So werde ich Sie arretiren lassen!“

„Das werden Sie nicht!“

„Und doch auf der Stelle!“

Mit den Worten wollte Dumont fort; doch Jardin hielt ihn am Arme zurück und sagte:

„Wenn Sie mich arretiren lassen, so weiß morgen ganz Paris, daß der reiche Kaufmann Louis Dumont der Sohn des Verbrechers und Gauners Charles Dumont ist!“

Der junge Kaufmann sank, zum Tode erschrocken, auf einen Stuhl nieder.

Er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

Aber nur einige Secunden hielt dieser Schmerz aus; dann stand er auf und versetzte mit ruhiger Stimme:

„Thun Sie das, mein Herr! Ich habe keinen Theil an den Thaten meines Vaters und weiß überhaupt erst seit kurzer Zeit, daß ich der Sohn jenes Mannes bin!“

Jardin lachte höhnisch auf.

„Sehr schön gesprochen, mein Herr! Aber das wird Ihnen Niemand glauben! Ihr Reichthum ist die Frucht von dem Verbrechen Ihres Vaters, und Sie sind sein Mitschuldiger! Die Strafe und Entehrung trifft Sie so gut, als Ihren Vater!“

Der junge Mann erkannte wohl die Richtigkeit dieser entsetzlichen Worte und erbebte.

Plötzlich ergriff er hastig die Hand Jardin's und rief:

„Mein Herr, mein ganzes Vermögen, das ich besitze, das ich mir erworben habe durch meinen Fleiß, gehört Ihnen, wenn Sie auf den Besitz

Amanda's verzichten und mir behilflich sind, das Mädchen den Händen des Capitains Bonnard zu überliefern!"

Das Antlitz Jardin's zuckte in freudiger Aufregung, und er erwiderte: „Sie kennen den Capitain noch nicht?"

„Aber ich hoffe, ihm morgen Amanda zuzuführen."

„Das wird nun eben nicht gehen."

„Es ginge aber, wenn Sie mir den Aufenthalt Amanda's verriethen!"

„Und Sie erfüllen Ihr Versprechen?" fragte Jardin.

„Fahren Sie sogleich mit mir nach Hause, so sollen Sie eine Anweisung über die Hälfte meines Vermögens erhalten. Dann aber führen Sie mich sofort zu Amanda!"

Jardin lächelte.

„Genug, mein Herr!" versetzte er. „Ich habe mich nun überzeugt von Ihrer Aufrichtigkeit und will Ihnen nicht weiter hinderlich sein, Ihre guten Werke zu vollbringen. Der Brief, den ich Ihnen schrieb, sollte mich über Ihre Absichten gegen Amanda aufklären. Ich verzichte auf Ihr Versprechen und wünsche nur, daß Sie glücklich ausführen, was Sie so glücklich begonnen haben. Gestatten Sie mir nur, morgen zugegen zu sein, wenn Sie Fräulein Amanda dem Capitain Bonnard zuführen wollen!"

Ganz erstaunt erwiderte Dumont:

„Das sei Ihnen gewährt. Finden Sie sich morgen Nachmittag drei Uhr in dem Palais Dreschinski ein."

„Ich werde kommen," versetzte Jardin.

Die beiden Männer reichten sich die Hände und trennten sich darauf.

Während nun über das Geschick Amanda's auf solche Weise Rath gehalten wurde, befand sich diese in der Familie, in welche sie durch den Conducteur geführt worden war, und hatte bald erkannt, daß ihr Beschützer die Wahrheit gesprochen und sie hier, an diesem Orte, jedenfalls sicher und friedlich wohnen würde.

Sie erzählte aufrichtig auch dieser Familie ihre Lebensgeschichte und hatte dadurch sofort die Liebe und Achtung derselben gewonnen.

Schon spät in der Nacht begab sie sich in ihr angewiesenes Gemach, woselbst sie ihre Lagerstätte fand.

Da tauchten plötzlich noch einmal die beiden Herren aus dem Omnibus

in ihrem Gedächtnisse auf, und wenn auch eine gewisse Aengstlichkeit sich bei ihr regte, versuchte sie dieselbe doch zu unterdrücken, und nach kurzer Zeit streute Gott Morpheus seinen Mohn auf sie herab, so daß sie bald in tiefen Schlummer gesunken war.

Plötzlich fuhr sie erschreckt auf.

Es war ihr, als ob sie einen ängstlichen Hilferuf gehört hätte. Furchtsam schaute sie sich in dem finstern Raume um, konnte aber nichts Verdächtiges erblicken und auch nicht das leiseste Geräusch vernehmen.

„So muß ich wohl geträumt haben!“ murmelte sie und legte sich wieder in die Kissen zurück.

In diesem Momente ertönte abermals in ganz ängstlichem Tone ihr Name. Jetzt hörte sie deutlich, daß es eine Frauenstimme war und daß der Ruf aus dem Nebenzimmer erklang.

Hastig sprang sie auf, warf rasch einige Kleidungsstücke über und trat dann in das Nebengemach.

Hier erblickte sie die Frau händeringend im Zimmer auf und nieder gehend, während ihr Mann jammernd und stöhnend im Bette lag.

Kaum hatte sie den Fuß über die Schwelle gesetzt, als die jammernde Frau auf sie zustürzte und sie um Gotteswillen bat, auf die nächste Straße zum Arzt zu eilen, da ihr Mann plötzlich erkrankt sei.

Amanda war natürlich sofort bereit, den Wunsch der rathlosen Frau zu befriedigen, und versetzte nur:

„Bezeichnen Sie mir nur den Weg, liebe Frau, damit ich nicht fehl gehe und die Ankunft des Arztes dadurch verzögere.“

Die Frau erwiderte:

„Ein Fehlen ist gar nicht möglich. Die Straße beginnt beim dritten Hause, von uns aus gerechnet, und der Arzt wohnt gleich im ersten Hause der Straße. Ein Klingelzug, welcher sich an der Thür befindet, dient dazu, den Arzt sofort zu wecken.“

Amanda kleidete sich vollends an und eilte zur Thür hinaus.

Wohl schauderte sie, als sie plötzlich auf die Straße trat und dieselbe öde und leer fand.

Doch es war keine Zeit zu verlieren, und der Dienst, den sie zu erfüllen im Begriffe stand, war ja ein Dienst der Liebe und Barmherzigkeit.

Entschlossen eilte sie weiter.

Kaum aber bog sie um die Ecke in die bezeichnete Straße ein, als sie geradezu einem Manne in die Arme lief.

Im Nu fühlte sie sich umschlungen.

Im nächsten Augenblicke flog eine Lederkappe über ihr Gesicht, und einige Secunden darauf befand sie sich in einem festverschlossenen Wagen.

Die Sinne des zum Tode erschrockenen Mädchens schwanden. Sie hörte nur noch das Rollen der Räder des dahinsausenden Wagens und verfiel in eine tiefe Ohnmacht.

Zwei Herren waren es, welche sich neben dem Mädchen niedergelassen hatten.

Die Lederkappe hatte man wieder vom Antlitze der Ohnmächtigen entfernt, und der eine Mann war beschäftigt, die Jungfrau durch stärkende und stark duftende Essenzen wieder ins Bewußtsein zurückzurufen, was ihm auch nach einiger Zeit gelang.

Doch der Schreck war dem Mädchen so in die Glieder gefahren, daß sie vor Schwäche weder sprechen, noch um Hilfe rufen konnte.

So schnell der Ueberfall auch gekommen war, so hatte sie doch noch Fillet und ihren einstigen Pflegevater, den Zigeuner Jam, erkannt.

Das Bewußtsein, daß sie nun unrettbar wieder den Händen dieser Leute übergeben war, hatte sie so niedergedrückt, daß jeder Hoffnungsstrahl auf Befreiung in ihrem Herzen erloschen war.

Die beiden Männer selbst wunderten sich über die Ruhe der Gefangenen und betrachteten sie mit unverwendeten Blicken.

Wohl länger als zwei Stunden fuhr nun schon der Wagen.

Der Tag begann bereits zu grauen, und Amanda erkannte mit neuem Schrecken, daß sie sich wieder in der Cité befand.

Endlich hielt der Wagen an.

Der Eine öffnete sofort die Thür des Wagens, sprang heraus und nöthigte Amanda mit kurzen Worten, ihm zu folgen.

Ohne Widerstreben stieg diese aus dem Wagen und erkannte nun, daß sie vor dem Hause war, in welchem Mutter Bicêtre wohnte.

Dieses machte einen angenehmen Eindruck auf sie; doch verbarg sie diesen vor den sie stets beobachtenden Männern.

„So, mein Püppchen," begann der Zigeuner Jam; „Du darfst Dich gar nicht fürchten! Es ist nicht unsere Absicht, Dich in unsere ehrenwerthe Gesellschaft aufzunehmen! Freilich thut es uns leid, daß Du uns so verachtet hast. Wir möchten Dich schon ganz gern bei uns haben; aber wir sind Dir ja viel zu gut, um gegen Deinen Wunsch zu handeln! Wir haben eine große Freude für Dich in petto. Mutter Vicêtre wird Dir einstweilen Quartier geben, bis wir Dich an einen Ort führen können, wo Du freudig aufgenommen werden wirst!"

Amanda that, als höre sie diese Worte nicht, und schwieg. Während dessen hatte Fillet den Kutscher abgelohnt und entlassen.

Er trat nun an das Haus, öffnete dasselbe mit einem Schlüssel, und bald verschwanden die drei Personen in dem dunkeln Raume der Hausflur. —

Minute auf Minute verging, ja, eine Stunde war verronnen, und Amanda war noch nicht zurückgekehrt.

Der Kranke seufzte und stöhnte, und die Frau befand sich in der größten Seelenangst.

Der Anfall des Mannes war so plötzlich gekommen, daß sie durchaus keine Ahnung hatten, wodurch das Uebel entstanden war.

„Ich muß nur einmal nachsehen, wo Amanda bleibt!" sprach dann endlich die Frau.

Der Kranke nickte nur mit dem Kopfe und wendete sich unter den heftigsten Leibschmerzen.

In der nächsten Minute war er allein.

Rasch sprang er aus dem Bette, griff nach der Wasserflasche und trank den Inhalt derselben hastig aus.

Da erblickte er auf dem Tische noch den Ueberrest seiner Cigarre, die er gestern Abend vor dem Schlafengehen weggelegt hatte.

Bei dem Anblicke dieser fiel ihm ein, daß er ja gestern Abend in dem Restaurant, wo er gewöhnlich am Abende zu sein pflegt, von einem Fremden eine ihm dargebotene Pastille genossen hatte, welche von dem Herrn als ganz besonders appetit- und dursterregend bezeichnet worden war.

Und als endlich die Frau wieder zurück kam, ohne Amanda gefunden zu haben, rief er ihr entgegen:

„Frau, wir sind von einem Schurken überlistet und betrogen worden! Amanda ist verloren! Meine Krankheit war das Mittel zur Ereichung dieses Schurkenstreiches!“

Darauf erzählte er der bestürzten Frau, was geschehen war. Seine Schmerzen ließen auch bald nach, und am andern Morgen war er wieder gesund.

Nur Amanda blieb verschwunden.

Fünftes Capitel.

Eine Verhaftung.

Frau Clairmont, die Haushälterin des Kaufherrn Louis Dumont in St. Germain, bereitete den Frühstückstisch, als der junge Hausherr bereits ins Zimmer trat.

Der ‚gute Morgen', den er der Frau entgegen rief, klang dieser heute so freundlich und so fröhlich, daß sie freudig überrascht ihr Auge auf den jungen Mann richtete und in demselben Tone ihren Gegengruß erwiderte und dann hinzufügte:

„So ist es recht, Herr Dumont! Das freundliche Gesicht steht Ihnen viel besser, als eine so traurige und melancholische Miene, und ich muß Ihnen gestehen, daß auch mir wieder leichter ums Herz geworden ist, da ich Sie heiter und zufrieden sehe!"

Louis Dumont lächelte und sagte:

„Ja, Frau Clairmont, ich bin heute wirklich recht glücklich!"

„O, das freut mich!" rief die Frau. „Nun bleiben Sie aber auch dabei, werfen Sie die alte griesgrämliche Laune ab, und freuen Sie sich Ihres Lebens, denn Sie haben ja keine Ursache, unzufrieden zu sein!"

Dumont setzte sich an den Kaffeetisch und nöthigte Frau Clairmont, ihm gegenüber Platz zu nehmen.

„Ich habe Ihnen etwas mitzutheilen, Frau Clairmont, was Sie überraschen wird! Aber ich bitte Sie, mich nicht zu unterbrechen, denn es ist mein fester Entschluß, so zu handeln, wie Sie gleich hören werden!"

Diese Worte hatte Dumont wieder mit sehr ernstem Tone gesagt, und Frau Clairmont schien der fröhliche Muth bereits wieder zu fallen.

Mit sehr großer Spannung erwartete sie die Erklärung des Hausherrn.

„Sie haben früher in guten Verhältnissen gelebt, Frau Clairmont! Ihr Gatte war ein tüchtiger Kaufmann, und das Haus Clairmont hatte einen hohen, bedeutenden Klang in der Kaufmannswelt!“

Frau Clairmont nickte zustimmend mit dem Haupte und murmelte:

„Ja, ja, — so war es! Aber das sind vergangene Zeiten!“

„Ein falscher Freund,“ fuhr Dumont fort, „war es, der Ihren Gatten betrog und das Haus Clairmont zum Falle brachte!“

„Auch das stimmt!“ meinte die Frau. „Mein guter Mann schenkte jenem Betrüger ein zu großes Vertrauen! Wir geriethen durch die Niederträchtigkeit des Mannes fast an den Bettelstab! Mein guter Mann erlag diesem Schlage und ließ mich und unser Kind in dieser unglücklichen Lage zurück!“

„Ich weiß es!“ fuhr Dumont fort. „Aber Sie waren eine tüchtige und energische Frau. Sie haben Ihren Sohn erzogen und ihn zu einem tüchtigen und rechtschaffenen Kaufmann ausbilden lassen! Durch Ihrer Hände Arbeit haben Sie sich ernährt, — und das gereicht Ihnen zur hohen Ehre! Ihr Sohn befindet sich seit zwei Jahren in meinem Geschäfte; ich kenne ihn genau, er hat das Talent von seinem Vater geerbt, wird aber in der Wahl der Geschäftsfreunde vorsichtiger sein, als Ihr Gatte! Ich weiß', daß sein Streben dahin geht, sich selbständig zu machen, um Sie aus einer Stellung, die doch immer eine dienende bleibt, zu befreien!“

„O, Herr Dumont,“ begann die Frau, „sprechen Sie nicht so! Ich habe noch nie empfunden, so lange ich bei Ihnen bin, daß ich eine dienende Person sei! Sie haben mich behandelt, wie eine mütterliche Freundin, und der Himmel mag Ihnen das lohnen!“

„Unterbrechen Sie mich weiter nicht, Frau Clairmont! Nun komme ich erst zur Hauptsache. Sie sagten vorhin, ich sei heute heiterer und glücklicher als sonst. Sie haben Recht! Wenn ich aber glücklich und zufrieden bleiben soll, so muß ich fort von Paris!“

Die Frau erschrak und wollte etwas erwidern.

Dumont winkte mit der Hand und fuhr fort:

„Mein Entschluß steht fest; ich gehe unwiderruflich weg von Paris! Wohin, das weiß ich selbst noch nicht! Das soll vorläufig auch Niemand erfahren! Sie aber, Frau Clairmont, Sie bleiben hier, und Ihr Sohn übernimmt mit dem heutigen Tage mein Geschäft mit allen seinen Activen und Passiven erb- und eigenthümlich!"

War es die unerwartete Freude oder ein tiefer Schreck, welcher das Antlitz der Frau erbleichen ließ?

Ihre Augen blickten starr auf den Herrn.

Ihre Lippen zitterten, aber die Zunge versagte ihr den Dienst.

„Sie sprechen kein Wort? Was ist Ihnen, Frau Clairmont?" rief Dumont besorgt.

Keine Antwort.

„Nehmen Sie ein Glas Wasser!" fuhr Dumont fort, sprang auf, holte das Wasserglas herbei und hielt es der Frau an die Lippen.

Diese trank auch ein wenig, dann versetzte sie:

„Mein Gott, Herr Dumont, ich weiß nicht, war das Scherz oder Ernst von Ihnen?"

Dumont lächelte, trat an die Glockenschnur und zog dreimal an derselben, indem er versetzte:

„Das sollen Sie gleich erfahren!"

Nach wenigen Minuten erschien ein junger Mann im Zimmer.

Es war der Sohn der Wittwe.

„Nehmen Sie Platz, Herr Clairmont!" versetzte der Principal.

Clairmont folgte diesem Rufe und setzte sich neben seine Mutter.

Der Principal zog nun aus seiner Tasche ein Papier und begann:

„Was in diesem Papiere verzeichnet steht, habe ich soeben Ihrer Frau Mutter mitgetheilt! Ich übergebe Ihnen hiermit den ‚Kaufbrief' für das Geschäft Louis Dumont, — von dem heutigen Tage an sind Sie der Herr und Principal dieses Hauses!"

Der junge Mann wußte nicht, ob er wache oder träume.

Er stotterte einige unzusammenhängende Worte.

Da ertönte plötzlich eine Klingel.

Frau Clairmont erschrak.

„Herr Gott, Herr Chevalier Dubois!"

„Nehmen Sie!“ rief Dumont und drückte das Papier dem jungen Clairmont in die Hände.

„Seien Sie glücklich und gedenken Sie meiner!“

Mit den Worten sprang er auf und schritt rasch in das Nebenzimmer.

Kaum war er dort eingetreten, so öffnete sich die Thür und sein Vater, Charles Dumont, trat ins Zimmer.

„Nun, wie steht's?“ rief ihm der Sohn entgegen.

„Es ist Alles in Ordnung, Louis! Die Alte hat unterzeichnet; hier ist der Zettel! Amanda ist wirklich das Kind der Gräfin Dreschinski, und es steht nun kein Hinderniß mehr entgegen, das Mädchen in die Hände des Capitains Bonnard zu führen!“

„Gott sei Dank!“ rief der Sohn. „Nun denn, so wollen wir auch nicht länger zögern! Ich bin hier fertig, — wir können abreisen!“

„Du bleibst also wirklich noch bei Deinem Vorsatze?“

„Ja, mein Vater, es ist bereits geschehen! Ich will keinen Franc von unrechtem Gute in meinen Händen behalten! Was ich mir erworben, genügt, um ein neues Leben entfernt von Paris zu beginnen!“

Der Alte machte ein sehr trauriges Gesicht und sah schweigend vor sich nieder.

„Du wirst keine Noth leiden, mein Vater! Ich bin jung und kann arbeiten! Der Segen wird uns nicht fehlen, und ich hoffe noch recht glücklich zu werden!“

„Wie Du willst, mein Sohn!“ versetzte der Alte.

„Nun, so komm und laß uns eilen!“ war die Antwort des Sohnes.

Noch saßen die Beiden, Frau Dumont und ihr Sohn, in völliger Erstarrung im Gemache, als der Kaufherr noch einmal ins Zimmer trat und ihnen ein letztes Lebewohl zurief und dann rasch hinaus schritt.

„Herr Dumont! Herr Dumont!“ tönte es von Beider Lippen, und sie sprangen auf, um den Scheidenden gleichsam zurückzuhalten.

Dieser winkte mit der Hand, rief ihnen noch einen Abschiedsgruß zu, nahm den Arm seines Vaters und schritt von dannen. —

Schweigend und in sich gekehrt saß der alte Charles Dumont in dem Wagen, der sie nach dem Asyle Amanda's führen sollte.

So schwer ihm ums Herz war, so leicht und glücklich fühlte sich hingegen der Sohn.

Es wurde jedoch kein Wort auf dem langen Wege gesprochen.

Erst als der Wagen hielt und sie Beide ausstiegen, flüsterte Louis Dumont:

„Nun, Gott gebe, daß wir das Mädchen überzeugen können!"

In wenigen Minuten traten sie in das Haus und bei der Familie ein, in welcher Amanda gestern Aufnahme gefunden hatte.

Aber welcher Schreck erfaßte die Seele des jungen Mannes, als er auf seine Frage nach Fräulein Amanda die bestürzten Gesichter sah!

„Mein Gott, Sie sind erschrocken! Wo befindet sich Fräulein Amanda?"

„Das Mädchen ist nicht mehr hier!" versetzte mit zitternder Stimme die Frau.

Sprachlos starrte Louis Dumont sie an.

„Was soll das bedeuten? Wo ist sie hingegangen?"

„Mein Herr, ich weiß nicht, welches Interesse Sie an dem Mädchen haben; aber ich bin genöthigt, Ihnen eine traurige Mittheilung zu machen!"

Nach den Worten erzählte sie die Ereignisse der vergangenen Nacht.

Der junge Dumont war ganz außer sich vor Schmerz und rief:

„Sie ist entführt worden! O, mein Gott, ich bin unschuldig an all' dem Mißgeschicke! Warum mußte ich an jenem Tage Jardin entgegentreten!"

„Mein Sohn! Komm, mein Sohn! Sei nicht muthlos! Ich glaube die Thäter zu kennen! Es ist keine Zeit zu verlieren; wir müssen handeln!"

Mit den Worten zog er den Sohn mit sich fort.

Bald saßen sie wieder im Wagen und rollten von dannen.

Charles Dumont war mit seinen Vermuthungen schon auf rechter Fährte.

Der erste Besuch galt dem Zigeuner Jam.

Doch hier war jeder Versuch, etwas zu erfahren, vergeblich; weder Drohungen noch Bitten und Versprechungen wirkten auf den Zigeuner.

Er blieb verschlossen und erklärte, daß er von einer Entführung Amanda's nichts wisse.

Ebenso erging es ihnen bei Fillet.

Auch zu Mutter Bicêtre führte Charles Dumont seinen Sohn, um dort Nachforschungen nach Fräulein Amanda zu halten.

Alles umsonst!

Die Alte blieb verschwiegen und verleugnete die Anwesenheit Amanda's.

Louis Dumont gab sich mit der Versicherung der Alten nicht zufrieden und durchsuchte jeden Winkel des Gemaches, aber er fand Amanda nicht.

Trostlos und niedergeschlagen fuhren sie wieder weg.

Viele Stunden irrten sie in Paris herum.

Aber alle ihre Bemühungen blieben erfolglos.

So nahte denn die Stunde, zu welcher Dumont Jardin in das Palais Dreschinski bestellt hatte.

Obgleich sein Vater nicht einverstanden damit war, sich dahin zu begeben, so drang doch Louis darauf, und sie bestiegen endlich den Wagen, der sie an diese Stelle führen sollte.

Gehen wir ihnen voran.

Capitain Bonnard ist nicht allein.

Seit einigen Tagen befand sich Dr. Römhild bei ihm.

Noch hatte Römhild seine Mission, die Nachforschungen nach der verlorenen Comtesse Cäcilie, nicht angetreten.

Bonnard hatte ihm erst die nöthigen Mittheilungen von den Ergebnissen seiner Nachforschungen gemacht, und es war beschlossen worden, daß heute Abend ein gemeinschaftlicher Versuch unternommen werden sollte.

Beide saßen plaudernd auf dem Sopha.

„Es ist vielleicht eine Anmaßung von mir," begann jetzt Dr. Römhild, „aber ich kann mir nicht helfen, ich muß diese Frage an Sie stellen, Herr Capitain!"

„Sprechen Sie nur, mein junger Freund!" erwiderte dieser.

„Ich bin mit einem solchen wichtigen Auftrage beehrt worden, bin von Doctor Werther in die Nähe der Gräfin gezogen worden, habe eine Stellung erreicht, die weit meine Wünsche in pecuniärer Hinsicht übersteigt und fühle mich zu ganz besonderem Danke dem Doctor verpflichtet! Es würde mir schmerzlich sein, wenn meine Frage als Neugierde betrachtet würde; deshalb versichere ich Ihnen, daß es nur die innigste Theilnahme

ist, etwas Näheres über das eigenthümliche Verhältniß der Gräfin und meines Beschützers und Freundes, des Doctor Werther, zu erfahren."

Capitain Bonnard lächelte und versetzte:

„Das kann ich Ihnen gar nicht verdenken, mein lieber Freund, und wenn Ihnen Doctor Werther noch keine Aufklärung gegeben hat, nun, so hat er jedenfalls nicht daran gedacht. Er wird es aber in keinem Falle übel aufnehmen, wenn ich Ihnen das Geheimniß dieser beiden Personen enthülle."

„Geheimniß?" fragte erstaunt Römhild.

„Allerdings," fuhr Bonnard fort; „Sie wissen, daß die Gräfin dem reichsten und angesehensten polnischen Adel angehört! Sie wissen wohl, daß ihr Gemahl in den Freiheitskämpfen gefallen ist. Die Lebensgeschichte Doctor Werther's ist Ihnen auch bekannt, wenigstens soweit, wie er sie Ihnen selbst erzählt hat, und ich habe nur daran anzuknüpfen, wo er aufgehört hat. Ein Zufall machte Werther mit der Gräfin bekannt. Beide edeln Charaktere näherten sich; aus der gegenseitigen Hochachtung wurde die innigste, treueste Liebe. Mit einem Worte, Doctor Werther ist vermählt mit der Frau Gräfin! Diese Ehe aber wird und muß geheim gehalten werden, um das enorme Vermögen der Gräfin ihrer Tochter zu erhalten. Das ist das ganze Geheimniß, das Sie nun hoffentlich auch bewahren werden, als ob es Sie selbst beträfe."

Römhild war erstaunt.

Er versprach allerdings die Geheimhaltung und drückte seine hohe Bewunderung für Werther aus.

In dem Augenblicke meldete der Diener den Musikanten Jardin.

Er wurde sofort vorgelassen, und der junge Mann stürzte mit dem Freudenrufe ins Zimmer:

„Sie ist gefunden, Herr Capitain!"

Dieser und Römhild sprangen erfreut auf.

„Ist Herr Dumont noch nicht hier?" fragte Jardin.

Als diese Frage verneint wurde, begann er seine Erzählung von dem Auftritte zwischen ihm und dem jungen Dumont.

Daß man nach Anhörung Jardin's die Ankunft Dumont's mit großer Sehnsucht erwartete, war wohl natürlich.

Endlich wurde auch diese Sehnsucht gestillt. Herr Louis Dumont ließ sich anmelden.

Jardin gerieth in große Aufregung und sprang von seinem Stuhle auf, um dem Ankömmlinge entgegen zu gehen.

Als Dumont ins Zimmer trat, rief Jardin: „Himmel, Sie kommen ja allein! Wo ist Fräulein Amanda?"

Dumont verneigte sich vor dem Capitain und versetzte auf seinen Vater weisend: „Allein komme ich wohl nicht, aber Fräulein Amanda bringe ich leider nicht mit!"

„Wo aber befindet sie sich?" rief Jardin leidenschaftlich.

„Geduld, Geduld, mein Herr!" fiel Bonnard ein und nöthigte Dumont, Platz zu nehmen.

Da fiel der Blick Jardin's auf den alten Dumont.

Erstaunt trat er an denselben heran und betrachtete ihn mit forschenden Blicken, so daß dieser in Verlegenheit gerieth und eine Bewegung des Mißmuthes und Unwillens nicht zu unterdrücken vermochte.

„Herr Jardin," begann Louis Dumont, „als ich die Ehre hatte, gestern Abend mit Ihnen zu sprechen, hoffte ich, heute Fräulein Amanda dem Herrn Capitain Bonnard übergeben zu können. Doch diese Hoffnung ist leider vernichtet; ich fand das Fräulein heute Morgen nicht mehr vor; es ist durch ein neues Bubenstück vergangene Nacht entführt worden."

Der junge Musikant war ganz außer sich und bat um die nähere Mittheilung dieser Thatsache.

Dumont erzählte, was ihm von jenen Wirthsleuten Amanda's gesagt worden war.

Kaum hatte er geendet, so sprang Jardin nach Hut und Stock und rief: „Ich kenne die Räuber und werde sie zu finden wissen!"

Mit den Worten eilte er aus dem Zimmer.

Jetzt erst war es möglich, Doctor Römhild dem Gaste vorzustellen.

Herr Dumont erwiderte diese Höflichkeit, indem er seinen Vater unter dem Namen Charles Dumont vorstellte.

Frappirt fuhren Römhild und Bonnard bei Nennung dieses Namens zurück.

Der junge Dumont senkte einen Augenblick die Augen, und die Röthe der Scham flog über sein Gesicht.

Aber es war auch nur ein Moment; im nächsten blickte sein Auge wieder klar und frei den beiden Männern in die Augen.

Doch sein Vater kam ihm zuvor und versetzte: „Wenn Ihnen der Name bekannt ist, meine Herren, so ist es ganz natürlich, daß Sie ein staunendes Befremden nicht unterdrücken können, den Träger desselben hier in meiner Person zu finden; doch wenn Sie meinem Sohne gestatten wollen, Ihnen einige Aufklärung zu geben, so hoffe ich, daß Sie meine Anwesenheit bei Ihnen gütigst entschuldigen werden."

„Charles Dumont ist der Name eines berüchtigten Verbrechers, der auch bei dem Raube der Comtesse die Hauptrolle gespielt hat!" rief Doctor Römhild.

„Dieser Charles Dumont steht vor Ihnen, mein Herr!" versetzte der Alte.

Diesen Worten folgte eine längere Pause.

Louis Dumont schaute mit ängstlichen Augen bald auf seinen Vater, bald auf die andern beiden Männer.

Da ergriff Bonnard das Wort und begann: „Sie haben uns eine Erklärung in Aussicht gestellt; darf ich darum bitten?"

Jetzt richtete sich Louis Dumont auf und versetzte: „Ich danke Ihnen, meine Herren, ich bin bereit, Ihnen diese im vollsten Umfange zu geben."

Nach den Worten theilte er den staunenden Hörern seine Lebensgeschichte und die geschehene Umwandlung seines Vaters, sowie seinen bereits ausgeführten Entschluß mit.

Nachdem dies geschehen war, reichten sich die Männer gegenseitig die Hände.

Unwillkürlich übte Römhild den Händedruck eines Freimaurers aus.

Ein Lächeln flog über das Gesicht Louis Dumont's, und er gab dem Bruder Lehrling das Erkennungszeichen zurück.

In den nächsten Minuten hatten sich die drei Brüder gefunden, ohne daß Charles Dumont eine Ahnung davon hatte, welches Band sie Alle umschloß.

Man ging nun zur Berathung über, auf welche Weise die Verbrecher Jam und Fillet zu überführen sein könnten.

Nach längerer Zeit war man zu einem Entschlusse gekommen.

Die beiden Dumonts fanden vorläufig ein Asyl im Palais Dreschinski, und von hier aus wollte man gemeinschaftlich die Nachforschungen fortsetzen.

Wir haben Amanda verlassen, als sie mit ihren Räubern in das Haus, wo Mutter Bicêtre wohnte, trat.

Die Thür an der Treppe war bald gefunden und geöffnet.

Das Lämpchen brannte, und Amanda erkannte daraus, daß sie erwartet wurde und mithin die Alte mit den Männern im Einverständnisse war.

Ehe sie jedoch Zeit gewann, darüber weiter nachzudenken, traten sie in das Gemach der Alten ein.

Eine behagliche Wärme kam ihnen diesmal entgegen. Mutter Bicêtre hatte Holz und Geld.

Auf dem Tische standen noch Ueberreste von der Mahlzeit der Alten, welche bewiesen, daß sich die Alte einmal einen guten Tag gemacht hatte.

Sie selbst war wach und kam Amanda mit großer Freundlichkeit entgegen.

„Ah, Gott sei Dank, da ist mein Goldkind!“ rief sie. „O, Kind, welches Glück für Dich, daß Dich die guten Freunde wieder gefunden haben! Doch komm, komm, mein Püppchen, wärme Dich, Du bist erfroren. Mein Gott, so bloß — und in dieser Kälte! O, Du staunst! Ja, ja, ich habe Geld und Holz! Aber bald wirst Du noch reicher und —“

„Schweigen Sie doch, Sie altes Plappermaul!“ fiel zornig Fillet ein.

Die Alte brummte noch einige Worte und zog Amanda zu sich heran in die Nähe des Ofens.

Diese ließ Alles ruhig geschehen. Es war, als ob sie sich hoffnungslos in ihr Geschick ergeben hätte.

Die beiden Männer besprachen sich leise miteinander, während die Alte beschäftigt war, das Feuer im Ofen zu erneuern, um einen wärmenden Kaffee bereiten zu können.

Amanda blickte theilnahmlos vor sich nieder. Es schien, als ob die Umgebung für sie gar nicht vorhanden sei.

Dem war aber nicht so. Sie strengte sich im Gegentheile ungemein an, das leise Gespräch der Männer zu belauschen.

Das war ihr aber nicht möglich. Nur so viel erkannte sie, daß sich das Gespräch um ihre Person und ihre Sicherheit handelte. Sie konnte sich nicht erklären, welchen Begriff die Männer von ihrer Sicherheit hatten.

Hierüber sollte sie aber bald Aufklärung erhalten.

Der Zigeuner Jam trat an sie heran und versetzte: „Amanda, wenn Du mir nicht entlaufen wärest, könntest Du heute schon ein Glück gemacht haben, von dem Du gar keine Ahnung hast. Wir sind bereit, Dich diesem Glücke zuzuführen, verlangen aber von Dir, daß Du keinen Fluchtversuch machst; es wäre auch Dein größter Schade!"

„Was wollen Sie von mir?" fragte Amanda.

„Nichts weiter, als daß Du hier bei Mutter Bicêtre bleibst, bis wir Dich abholen, was vielleicht schon morgen Abend geschehen wird!"

„Und wohin wollen Sie mich führen?"

„Zu Deinem Glücke!"

„Damit begnüge ich mich nicht! Ich will wissen, was Sie mit mir vorhaben!" erwiderte Amanda.

„Aber, Herzchen, gedulde Dich nur, die Freude, welche unverhofft kommt, ist ja eine viel größere," fiel die Alte ein.

„Ich bin kein Kind und folge Ihnen nicht, wenn Sie mir nicht erklären, wohin Sie mich bringen wollen!"

„Hm, so werden wir Gewalt anwenden müssen!" murmelte der Zigeuner.

„Das ist auch das Allerbeste!" rief Fillet. „Wozu das lange Reden? — und sicher ist sicher! Ich denke, wir lassen uns den Vogel nicht mehr entwischen!"

Amanda schauderte bei den Worten des Gauners.

Da trat Fillet an die Alte heran und flüsterte ihr einige Worte ins Ohr.

Diese erschrak und rief abwehrend: „Nein, nein, das ist nicht nöthig; ich stehe für sie ein!"

„Alte, schwatzen Sie nicht Unsinn! Sie hüten das Mädel nicht!" rief Fillet, und sich an den Zigeuner wendend, fuhr er fort: „Geh' nur, Jam, und besorge das, was ich Dir gesagt habe! Ich bleibe hier, bis Du zurückkommst."

Der Zigeuner zögerte noch ein Weilchen. Dann aber sagte er: „Ich glaube, Du hast Recht, Fillet," und entfernte sich.

Fillet setzte sich nun wieder und verhielt sich schweigend.

Die Alte hatte endlich den Kaffee bereitet und bot den Morgentrank ihren Gästen an.

Amanda dankte und war nicht zu bewegen, den Trank anzunehmen.

Fillet ließ sich weniger nöthigen und versetzte lachend: „Lassen Sie nur den kleinen Eigensinn; es ist ihm jedenfalls noch zu zeitig zum Frühstück!“

Mutter Bicêtre war ganz vergnügt und suchte Amanda aus ihrer traurigen Stimmung zu reißen.

Doch ihre Mühe war vergebens. Amanda blieb schweigsam und schaute betrübt vor sich nieder.

Nach ungefähr einer Stunde kam der Zigeuner wieder zurück.

Er war beladen mit einer ziemlich schweren Last, die er auf dem Rücken in das Gemach schleppte.

Daselbst angekommen, warf er die Bürde von sich und versetzte:

„Nun vorwärts; hier sind die Breter; jetzt zeige Du Deine Kunst!“

Während Amanda mit staunenden Blicken das Verfahren der Männer betrachtete, ergriff die Alte eine ungeheuere Angst.

Sie saß wie gebannt auf ihrem Stuhle und verwendete kein Auge von Fillet, welcher die Bürde, die mit einem Tuche umwunden war, öffnete und daraus mehrere kleine und große Breter zog.

Der Zigeuner schleppte diese in eine Ecke des Gemaches, und dort begannen sie nun Beide eine Art von Verschlag zu errichten.

Diese Arbeit dauerte beinahe eine Stunde, und es war unterdessen heller Tag geworden.

Die beiden Frauen hatten während der Zeit kein Wort gesprochen.

Als die Männer nun fertig waren mit ihrer Arbeit, traten sie an Amanda heran, und während sie der Zigeuner ergriff, umarmte und festhielt, versetzte Fillet:

„Sie haben erklärt, mein gnädiges Fräulein, daß Sie sich unsern Anordnungen nicht fügen wollen, trotzdem ich Ihnen gesagt, daß wir nur Ihr Glück bezwecken; es bleibt uns also nichts Anderes übrig, als, da Mutter Bicêtre zu schwach ist, Sie zu bewahren, Ihnen ein klein wenig die Hände zu binden und Sie dort in die neuerrichtete Zelle zu führen, in welcher Sie warten werden, bis wir Ihnen die frohe Nachricht bringen, die Ihr Glück mit sich führt!“

Amanda war aufgesprungen und schaute die Männer mit zornfunkelnden

Augen an, indem sie rief: „Rührt mich nicht an, Ihr Elenden! Ich glaube Euch nicht, und ich werde mich wehren aus allen Kräften gegen Euch!“

Dabei riß sie sich mit einem Ruck von dem Zigeuner los und flüchtete nach der Thür.

Wäre Fillet nicht vorsichtig gewesen, so wäre auch ganz gewiß ihr Fluchtversuch gelungen; denn die beiden Männer waren von der plötzlichen Energie des Mädchens so verblüfft, daß sie bestürzt auf einer Stelle stehen blieben.

Doch Amanda fand die Thür verschlossen, und als sie versuchte, den Schlüssel zu wenden, da löste sich die Erstarrung Fillet's, und er sprang herzu und faßte die Fliehende mit starken Armen.

Was nützte ihr Sträuben? Was halfen ihr Klagen und Jammern, ihr Bitten, ihr Zorn?

In wenigen Minuten war sie an Händen und Füßen gefesselt, und die Männer trugen sie in die Ecke des Gemaches hinter den Breterverschlag.

„So, hier bleiben Sie liegen, mein gnädiges Fräulein, und warten der Dinge, die da kommen werden! Es thut uns sehr leid, Sie auf diese Weise incommodiren zu müssen; aber Sie haben sich es selbst zuzuschreiben! Nun leben Sie wohl bis auf ein fröhliches Wiedersehen!“

Nach einigen leisen Worten, die sie mit der Alten flüsterten, entfernten sie sich durch die Thür aus dem Kellerraume. —

Es war ein schmutziges und düsteres Local, in welchem wir eine Stunde später die beiden Männer wieder treffen.

Der Einrichtung nach befanden sie sich in einer Schenkstube.

Da es noch so zeitig, waren sie die ersten, einzigen Gäste.

Ein noch halb schläfriges Schenkmädchen brachte ihnen den bestellten Branntwein.

„Mamsell, bringen Sie mir Feder, Tinte und Papier; ich will einen Brief schreiben!“ versetzte Fillet und warf dem Mädchen ein Geldstück auf den Tisch.

„Ja, mein Herr, das ist die Frage, ob ich Ihnen werde ein Schreibzeug bringen können. Ich muß den Herrn fragen.“

Mit den Worten ging das Mädchen aus dem Zimmer.

„Höre, Fillet," begann der Zigeuner Jam, „mit dem Briefschreiben ist das so eine Sache! Ich dächte, es wäre besser, wir gingen Beide gleich selbst hin!"

„Du bist ein Narr!" begann Fillet. „Wenn wir hinkommen mit unseren Neuigkeiten und wollen dafür bezahlt sein, so läßt uns der Kerl einfach einstecken, und wir müssen dann doch gestehen, wo wir das Mädel versteckt haben! Wenn ich ihm aber einen Brief schreibe und verlange die Summe vorher an einen bestimmten Ort gezahlt, so ist das jedenfalls besser!"

„Meiner Ansicht nach," begann wieder Jam, „ist das gar nicht besser. Will er die Polizei gegen uns hetzen, so kann er dies in diesem Falle auch thun! Du mußt ihm einen bestimmten Ort angeben, wohin Du das Geld geschickt haben willst. Ist er schlau, so kommt er jedenfalls in Begleitung der Polizisten, und wir sitzen auch in der Falle!"

„Unsinn! Denkst Du, ich werde so dumm sein und selbst dahin gehen, wohin ich ihn bestelle?"

„Na, wie willst Du denn das machen?"

„Ich schicke einen Anderen hin! Kriegen sie den beim Kragen, da weiß er eben nichts! Und erhält er die Summe, da werde ich ihn schon beim Kragen kriegen, daß er mir nicht entwischt!"

„Nun, meinetwegen, mach's wie Du willst!" war die Antwort des Zigeuners Jam.

In dem Augenblicke trat das Mädchen wieder in die Stube und brachte das Verlangte.

Die etwas vertrocknete Tinte wurde durch einen Schluck Branntwein flüssig gemacht.

Und so ging denn Fillet an das Werk, einen Brief an Capitain Bonnard zu schreiben, in welchem er ihm die Mittheilung machte, daß er im Stande sei, die verlorene Comtesse von Dreschinski in seine Hände zu liefern.

Er verlangte aber für diesen Dienst die Kleinigkeit von zwanzig-ausend Francs.

Es war eine harte Arbeit für ihn.

Aber als sie beendet war, blickte er triumphirend auf das Meisterstück.

Jam gab seine Zufriedenheit nach Vorlesung desselben zu erkennen.

Der Brief wurde nun gesiegelt, adressirt, und Jam ging damit, um ihn in den nächsten Briefkasten zu stecken.

Bald saßen sie wieder zusammen und waren fröhlich und guter Dinge.

Da erschien ein neuer Gast, der an einem Nebentische bei den Beiden Platz nahm und sich ebenfalls ein Fläschchen Branntwein bestellte.

Seiner Kleidung nach gehörte er dem ärmeren Stande an, schien aber sehr mißlaunig zu sein; denn er stützte seinen Kopf in beide Hände und blieb vor dem gefüllten Fläschchen nachdenkend sitzen.

Nach kurzer Zeit kamen abermals zwei andere Gäste, welche sich an dem Tischchen, wo Fillet und der Zigeuner saßen, niederließen.

Fillet betrachtete die Beiden mit neugierigen Blicken. Er kannte doch so ziemlich jeden Besucher dieses Locales, diese drei Personen aber waren ihm vollständig fremd.

Er warf seinem Genossen einen bedeutsamen Blick zu und erhob sich.

In demselben Momente stand auch der nachdenkliche Gast auf, und gleichzeitig öffnete sich die Thür, und noch zwei andere Personen traten ein.

Fillet warf ein Geldstück auf den Tisch und rief:

„Mamsell, hier ist die Zeche!"

Da legte sich die Hand des nachdenklichen Gastes auf seine Schulter, und dieser versetzte:

„Monsieur Fillet, im Namen des Gesetzes sind Sie verhaftet!"

Ebenso erging es dem Zigeuner Jam.

Ehe sich es die beiden Gauner recht klar wurden, was ihnen geschah, waren sie von den später gekommenen Gästen vollständig umringt.

Die Hüte und die alten Röcke waren verschwunden, und den erstaunten Gaunern blinkten die Uniformen der Polizisten entgegen.

Nun wollten sie sich wehren, doch das war zu spät.

Mit geschickten Kunstgriffen hatten die Polizisten ihnen sofort Hand- und Fußschellen angelegt.

Sie waren verhaftet und wurden nun nach dem Gefängnisse abgeführt.

Amanda war längere Zeit ruhig in ihrer Stellung geblieben.

Da näherte sich Mutter Bicêtre dem Verschlage und schaute über denselben herab nach der Gefangenen.

„Willst Du jetzt Kaffee trinken, mein Kind?“ versetzte sie.

Amanda fühlte noch einen kleinen Funken Hoffnung und rief der Alten entgegen:

„Ich bitte Sie um Gotteswillen, lösen Sie meine Fesseln und lassen Sie mich gehen!

„Mein Herzchen, das geht nicht! Sei nur geduldig und ruhig, es erwartet Dich ein großes, großes Glück!“

„Nun, so nennen Sie mir doch dieses Glück!“ bat Amanda.

Die Alte sann einen Augenblick nach. Dann begann sie:

„Wenn Du mir versprichst, recht schweigsam zu sein und bei mir auszuharren, bis die Männer wieder zurückkommen, so will ich Dich nicht bloß von Deinen Fesseln befreien, sondern will Dir auch erzählen, welches Glück Dir bevorsteht!“

Die Hoffnung lebte in Amanda wieder auf.

„O, ich will Ihnen gehorchen!“ rief sie. Ich werde nicht über Ihre Schwelle schreiten, wenn Sie mir die Wahrheit mittheilen!“

Die Absicht der Alten war jedenfalls ganz gut, aber unausführbar.

Jetzt wurde sie gewahr, daß sie weder hinabreichen konnte zu der am Boden liegenden Gefesselten, noch daß sie den Verschlag übersteigen konnte.

Amanda strengte sich an, um sich zu erheben.

Bis zum Sitzen brachte sie es wohl, aber weiter nicht. Sie hob die Arme in die Höhe, und die Alte neigte sich soweit es ging hernieder; aber sie erreichte nur mit den Fingerspitzen die Hände des Mädchens.

„Nehmen Sie doch einen Stuhl und treten Sie darauf!“

„Ach ja, mein Herzchen, — das geht!“ flüsterte die Alte und holte einen Stuhl herbei.

Jetzt ging es wirklich.

In wenigen Minuten waren die Fesseln der Hände gelöst, und Amanda versuchte nun ihre Füße von den Banden zu befreien.

Da rief die Alte ängstlich:

„Halt, halt, mein Kind! Ich erzähle Dir nichts, wenn Du Deine Füße frei machst! Laß diese Fesseln noch darum!“

Amanda hielt inne und überlegte einen Augenblick, dann sagte sie:

„Nun denn, — auch das will ich thun! Aber jetzt erzählen Sie rasch, was die Männer mit mir vor haben!“

Die Alte kicherte vergnügt vor sich hin und begann:

„Siehst Du, mein Herzchen, wie Du jetzt folgsam sein kannst? Das ist recht schön von Dir, und dafür sollst Du belohnt werden! Es handelt sich darum, Dich Deinen Eltern wieder zu bringen!“

Ein freudiger Schreck durchzitterte die Seele des Mädchens.

„Meinen Eltern?“ stammelte sie.

„Gewiß, mein Kind! Du hast eine sehr reiche und vornehme Mutter, welcher Du als kleines Kind geraubt worden bist! Fillet und Jam wollen Dich noch heute dieser Mutter wieder zurückführen! Dieser rothe Stern an Deinem rechten Ohrläppchen ist das Zeichen, woran Dich Deine Mutter wieder erkennen wird. Von mir haben sie erst erfahren, daß Du eben jenes geraubte Kind bist!“

„Aber woher wissen Sie von jener That?“ fiel fragend Amanda ein.

In dem Augenblicke fielen schwere Schläge an die Thür des Gemaches.

Die Alte fuhr erschrocken zusammen, und Amanda legte sich wieder nieder.

Kaum war Mutter Bicêtre bis in die Mitte des Zimmers gekommen, als die Thür aufsprang und Jardin mit zwei Polizisten eintrat.

„Hier ist die Alte! Verhaften Sie dieselbe! Sie hat Charles Dumont das Kind ausgeliefert, und sie weiß auch jetzt den Aufenthalt desselben. Das Gefängniß wird ihr schon die Zunge lösen!“

Die Polizisten traten vor und verhafteten die Alte, welche starr vor Entsetzen und sprachlos auf einen nahe stehenden Stuhl gesunken war.

Die Polizisten ergriffen sie ohne Weiteres und führten sie aus dem Zimmer, ohne auf das Jammern und Bitten der Alten weiter zu hören.

In wenigen Minuten war es still im Gemache.

Amanda zitterte und bebte.

Die Stimme Jardin's hatte sie so eingeschüchtert, daß sie sich fürchtete, ihre Anwesenheit kund zu geben.

Erst als die Männer mit der Frau verschwunden waren, fiel es ihr ein, daß sie abermals ihre Rettung versäumt hatte.

Unwillkürlich begann sie jetzt die Fesseln an den Füßen vollends zu lösen.

Das gelang ihr auch.

Jetzt galt's, den Verschlag zu überschreiten.

Nach vieler Mühe kam sie auch darüber hinweg.

Aber was nun?

Sinnend stand sie in dem Gemache.

Wo sollte sie hin?

Da kam ihr der Gedanke, die Hilfe der Polizei in Anspruch zu nehmen.

Rasch schritt sie nach der Thür.

Die Thür war aber verschlossen.

Sie war eine Gefangene.

Mit Entsetzen erfüllte sie diese Entdeckung.

Was stand ihr hier in der verlassenen Wohnung bevor? Ihr Rufen, ihr Schreien würde ja nicht gehört werden. Ein entsetzliches Bild trat vor ihre Seele.

Sie war der Verzweiflung, dem Hungertode verfallen.

Stöhnend sank sie auf ihre Kniee, hob die Hände empor und sandte ein inbrünstiges Gebet zu dem Helfer, dem Erretter aus Noth und Bedrängniß. Als sie geendet und neue Hoffnung ihr Herz erfüllte, sprang sie auf und versuchte durch Klopfen an der Thür die Aufmerksamkeit der Bewohner des Hauses auf sich zu lenken.

Wie sie ahnte, so war es.

Sie wurde nicht gehört.

So vergingen denn wohl zwei Stunden in dieser furchtbaren Angst, und jede Minute dieser Zeit hatte ihr eine Ewigkeit gedäucht.

Noch einmal rüttelte sie, aber freilich vergebens, an der Thür; da fiel ihr Blick auf das Schloß, und sie sah, daß sich dasselbe gelöst hatte.

Im nächsten Augenblicke hielt sie die eiserne Kohlenschaufel in der Hand und versuchte mit derselben das lose Schloß vollends zu sprengen.

Nach längerer Zeit wurde ihre Mühe belohnt; das Schloß sank zu ihren Füßen, und die Thür öffnete sich.

Mit einem innigen Dankgebete zu Gott, der ihre Bitte erhört hatte, eilte sie aus dem Gemache und trat endlich unangefochten auf die Straße.

Es war bereits Abend geworden, und sie wußte nicht, welchen Weg sie nach dem nächsten Polizeiamte einschlagen sollte.

Ohne länger nachzudenken, eilte sie die Straße weiter.

Plötzlich sprang ihr ein junges Mädchen aus einem Hause entgegen.

Amanda hörte ein Geschrei in dem Hause, und ein Hilferuf ertönte.

Sie eilte aber die Straße weiter, ohne sich daran zu kehren.

Das Geschrei verfolgte sie jedoch, und als sie sich umwendete, um zu sehen, was denn passirt sei, hörte sie den Ruf: „Haltet auf! Haltet auf! Nehmt die Diebin fest!"

Fast wäre sie vor Schreck zusammengebrochen, aber die Gefahr, in welche sie so unerwartet gekommen war, gab ihr die Selbstbeherrschung wieder, und sie floh eiligen Laufes von dannen.

Doch das Geschrei hatte die Menge allarmirt, und sie sah, daß man ihr auf allen Seiten entgegentrat. Bald war sie umringt.

Sie aber wehrte sich, schlug mit den Händen um sich und brach sich noch einmal Bahn.

In demselben Augenblicke erfaßte eine Hand ihren Arm, und eine Stimme rief:

„Ich rette Dich!"

Unwillkürlich ließ sich Amanda ergreifen, und im Nu war sie in ein Haus gezogen, und die Thür schlug krachend hinter ihr zu.

Zwei kräftige Arme umfaßten das Mädchen.

Sie fühlte sich in die Höhe gehoben, und ihr Retter eilte mit ihr durch das Haus, trat durch die Hinterthür auf eine andere Straße, woselbst ein Wagen hielt.

„Oeffne!" rief der Mann dem Kutscher zu, und im nächsten Augenblicke befand er sich mit Amanda im Wagen, der sich auch sofort in rasche Bewegung setzte.

Sechstes Capitel.

Ein gefährlicher Retter.

Als Jardin so schnell das Palais Dreschinski verließ, hatte er den Entschluß gefaßt, die Verhaftung der drei Personen, welche wir geschildert haben, zu veranlassen.

Ganz zufrieden mit dem Erfolge seiner That, fand er sich gegen Abend wieder bei Capitain Bonnard ein.

Charles Dumont hatte den Capitain ersucht, seine Anwesenheit vor Jardin geheim zu halten, da er von diesem Verrath fürchtete.

Als deshalb Jardin angemeldet wurde, zog sich der Alte zurück.

Jardin erzählte nun seine Heldenthat, worüber man ganz erstaunte.

Man beschloß, sofort nach dem Präsidium der Polizei zu fahren, um das Verhör der Verhafteten zu beschleunigen.

Bonnard bestellte den Wagen.

Plötzlich aber versetzte Jardin:

„Wo ist der alte Herr hingekommen, den ich vorhin hier gesehen habe?"

„Sie meinen wohl meinen Vater?" versetzte Louis Dumont.

„Ihren Vater?" fragte Jardin.

„Allerdings! Der ältliche Herr, der mit mir zu Euch kam, war mein Vater und ist wieder nach Hause gekehrt. Kennen Sie denselben?"

Jardin wurde verlegen.

„Hm, sein Gesicht hat eine gewisse Aehnlichkeit mit dem eines andern Mannes," stotterte Jardin.

„Das ist leider richtig," erwiderte Dumont, „und wenn mein Vater nicht so genau bekannt wäre, so hätte er schon öfter in große Verlegenheiten kommen können, zumal auch sein Name ebenso lautet wie der des großen Gauners in Paris."

„Ah — ach so!" sagte Jardin. „Das ist's, was mir auffiel; dieser Schurke Charles Dumont ist Ihrem Vater sprechend ähnlich."

Der Wagen war vorgefahren, und sie begaben sich hinab, um bald darauf nach dem Polizeipräsidium zu fahren.

Die Amtsstunden waren allerdings vorüber, und Bonnard wurde einfach abgewiesen.

Lächelnd wendete er sich an seine Begleiter und versetzte: „Bitte, steigen Sie wieder ein! Wir wollen unser Heil an der richtigen Quelle versuchen."

Und dem Kutscher Straße und Nummer nennend, folgte er seiner Begleitung in den Wagen.

Nur wenige Minuten fuhr derselbe; dann hielt er vor der Wohnung des Polizeipräsidenten an.

Man stieg wieder aus, und Bonnard reichte dem Portier seine Karte, auf die er einige eigenthümliche Zeichen und Abbreviaturen gemacht hatte.

Die Karte wurde sofort dem Präsidenten eingehändigt, und die Wirkung ließ nicht lange auf sich warten.

Ein Diener erschien und bat die Herren, ihm zu folgen. Während Jardin von Bonnard genöthigt wurde, im Vorzimmer einige Minuten zu warten, begab er sich mit Doctor Römhild und Dumont in das Empfangszimmer des Präsidenten.

Derselbe kam ihnen freundlich entgegen.

Eine eigenthümliche Begrüßung fand zwischen Bonnard und ihm statt. Die beiden Anderen, Dumont und Römhild, erkannten diese Begrüßung und wußten sofort, daß der Präsident ein Glied aus ihrer Kette war und daß er sie nicht in der Eigenschaft als Polizeibeamter, sondern als Mitglied des großen Freimaurerbundes empfing.

Auch sie reichten dem Präsidenten die Hand und begrüßten sich mit ihm durch das Zeichen der Loge.

„Nun, nehmen Sie Platz, meine Brüder!" versetzte der Präsident.

Nachdem sie Alle die Einladung befolgt hatten, begann Bonnard: „Verzeihen Sie, mein hochgeehrter Bruder, daß wir Ihnen in dieser Weise nahen; aber der Zweck unseres Hierseins ist von so hoher Wichtigkeit, daß ich glaubte, mir erlauben zu dürfen, unsere engere Ordens-Verbindung in Anspruch nehmen zu können."

„Bitte, mein geehrter Bruder Bonnard, sprechen Sie ohne Weiteres! Was ist der Beweggrund, der Sie zu mir führt?" erwiderte lächelnd der Präsident.

Bonnard theilte nun dem Präsidenten Alles mit, was wir bereits wissen.

Er begann natürlich bei dem Raube des Kindes und schloß nun mit den Begebenheiten, die zuletzt geschehen waren.

„Und Sie meinen," versetzte der Präsident nach einer Weile des Nachdenkens, „daß sich Comtesse Cäcilie wirklich in der Gewalt dieser drei Menschen befände?"

„Mein Begleiter, Herr Jardin, der noch im Vorzimmer verweilt, behauptet dies."

„Nun, ich werde den Herrn hören und dann sofort meine Anstalten treffen. Wollen Sie eine Stunde bei mir verziehen, so sollen Sie bald das Resultat des ersten Verhörs erfahren."

Darauf berührte er eine silberne Glocke und befahl dem eintretenden Diener, den Herrn im Vorzimmer hereinzuführen.

Jardin stand der Polizeipräsident als Beamter gegenüber. Er hörte die Angaben des Musikanten ruhig an und entließ denselben mit einer leichten Handbewegung.

Jardin blieb zögernd stehen und schaute nach den anderen Personen.

Da erhob sich Bonnard, trat auf ihn zu und versetzte: „Sie können meine Equipage benutzen, Herr Jardin, damit Sie noch zur rechten Zeit zum ‚Dauphin' gelangen. Das Resultat des Verhörs erfahren Sie morgen in meiner Wohnung. Vorläufig nehmen Sie den innigsten Dank für Ihre Hilfe; das Weitere wird sich bei unserm nächsten Zusammenkommen finden."

So ungern Jardin weichen wollte, so blieb ihm doch nichts Anderes übrig.

Er verneigte sich und trat ab.

Aber ein ärgerlicher Zug in seinem Gesichte über diese — wie er meinte — beleidigende Abfertigung war nicht zu verkennen.

Der Aerger gewann die Oberhand und verwandelte sich schließlich in Zorn.

In dieser Stimmung stieg er in den Wagen und befahl dem Kutscher das Ziel seiner Fahrt.

Der Präsident bat um einige Minuten Entschuldigung und trat in das Nebengemach.

In kurzer Zeit kam er wieder herein und versetzte:

„So, meine Herren, die Sache ist in Ordnung, und ich denke, es wird nicht allzu lange dauern, daß wir Bescheid erhalten; währenddessen sind Sie mir nochmals als Brüder willkommen und bleiben meine Gäste.“

Er führte sie herauf in ein anderes Zimmer, und bald saßen sie bei einem nicht ganz frugalen Abendbrode in gemüthlicher und traulicher Unterhaltung beisammen.

Wenn auch Römhild als Lehrling des Ordens so Manches nicht verstand, was zwischen den Anderen gesprochen wurde, so interessirte ihn doch dasselbe ungemein, und der freundliche Wirth und Mitbruder leitete wohl immer das Gespräch wieder auf das Feld zurück, wo auch Römhild bewandert war.

So verging denn die Zeit, und man war ganz überrascht, als ein Diener des Präsidenten demselben ein Schreiben überreichte.

Der Diener war kein Anderer als Vincent.

Der Präsident öffnete das Couvert und fand darinnen drei verschiedene Protokolle.

Das erste, welches er las, war das Verhör des Gauners Fillet. Derselbe leugnete und wollte nichts von dem Mädchen Amanda wissen.

Das Protokoll des Zigeuners war schon ausführlicher.

Derselbe bekannte, daß er vor achtzehn Jahren ein Mädchen aus den Händen Fillet's erhalten habe, das er Amanda genannt und auferzogen habe. Das Mädchen sei ihm jedoch entflohen, und er habe seit jener Zeit nichts mehr von ihr gehört.

Das dritte Protokoll enthielt das vollständige Geständniß Mutter Bicêtre's.

Freudiges, aber auch schmerzliches Erstaunen erfüllte die drei Personen, als sie hörten, daß Amanda gefesselt in der Wohnung der Alten sich befand.

Bonnard sprang erregt auf und bat den Präsidenten, sofort nach der Wohnung dieser Alten fahren zu dürfen. Dieser war damit einverstanden und bot seine Begleitung an, die natürlich mit größtem Vergnügen angenommen wurde.

Darauf schellte er dem Diener und befahl ihm, seine Equipage vorfahren zu lassen.

Mit dem Austritte aus dem Zimmer war die Vertraulichkeit als Ordensbrüder verschwunden, und der Präsident fuhr mit ihnen in seiner Eigenschaft als Beamter nach der Wohnung der Alten.

Wer aber malt die Bestürzung, als sie in den Kellerraum traten und wohl das Gefängniß Amanda's erblickten, aber sie selbst nicht mehr vorfanden!

„Mein Gott, welcher Unstern waltet über diesem armen Kinde?" murmelte Bonnard.

„Verzagen Sie nicht, Herr Capitain," versetzte der Präsident. „Ich werde sofort alle Organe der Polizei in Bewegung setzen und bitte Sie nur noch, mir ein vollständiges Signalement von der Verschollenen mitzutheilen."

Der Wunsch des Präsidenten wurde natürlich sofort erfüllt, und bald verließen sie wieder zusammen das Gemach, um nach der Wohnung des Präsidenten zurückzufahren.

Dort hatte sich die Equipage Bonnard's bereits wieder eingefunden.

Man trennte sich, und Bonnard fuhr mit seinen Begleitern zurück nach seiner Wohnung, woselbst sie das Resultat dem zurückgebliebenen Charles Dumont mittheilten.

Obgleich dieser über die Einmischung der Polizei keineswegs erfreut war, so beruhigte ihn doch Bonnard mit der Erklärung, daß er unter seinem Schutze sicher sein sollte und nach Auffindung der Vermißten hilfreiche Hände finden würde, aus Paris zu fliehen und sich an einem entfernten Orte sein ferneres Asyl suchen zu können.

Am andern Morgen erhielt Bonnard den Brief von Fillet, in welchem

er sich erbot, Amanda, das geraubte Kind der Gräfin Dreschinski, ihm für jene Summe der Belohnung zuzuführen.

Bonnard sandte natürlich den Brief dem Polizeipräsidenten, wodurch der Gauner überführt wurde.

Die Nachforschungen nach der Verschollenen aber blieben resultatlos.

Sehen wir, in wessen Hände Amanda auf ihrer Flucht gerathen war.

Halb ohnmächtig lag sie in dem Wagen, in welchen sie von ihrem so plötzlich erschienenen Retter gebracht worden war.

Der Retter aber saß neben ihr und starrte unverwandt auf das zwar bleiche, aber wunderschöne Gesicht und die herrlichen Formen des jungen Mädchens. Seine Augen glänzten in sinnlicher Begierde.

Der Mann war nicht mehr jung, aber auch noch nicht alt zu nennen. Seiner Kleidung nach gehörte er zu den vornehmsten Ständen. Sein Gesicht hätte man schön nennen können, wenn die Spuren eines leichtsinnigen Lebens nicht darauf zu lesen gewesen wären. Ein feiner, mit dem Pariser Leben näher vertrauter Beobachter würde auf den ersten Blick in dem Manne einen Bonvivant und Roué erkannt haben.

Der Mann hielt das Mädchen für eine Grisette und glaubte an ihre Schuld, wegen welcher sie verfolgt worden war.

Seine Miene drückte die größte Befriedigung aus.

Amanda erholte sich endlich von ihrem Schrecken und richtete erstaunt ihre Augen auf ihren Retter.

„Wo bin ich? Was ist mit mir geschehen?“ rief sie angstvoll.

„Beruhige Dich, mein Kind; Du bist in sicheren Händen. Es ist mir eine große Freude, daß gerade ich so glücklich sein mußte, Dich aus den Händen Deiner Häscher befreien zu können. Sage mir doch, mein hübsches Kind, was Dich bewogen hat, Deine schönen Finger nach fremdem Gute auszustrecken?“

Bei den letzten Worten ergriff der Mann die zarte Hand Amanda's und drückte sie zärtlich.

Amanda aber war noch bleicher geworden, als sie schon war, und ihre Augen starrten entsetzt auf den fein gekleideten Herrn, der solche Worte zu ihr sprechen konnte.

Mit einem Rucke hatte sie ihre Hand befreit, und mit bebender Stimme versetzte sie: „Herr, ich bin keine Diebin!"

Dann preßte sie beide Hände auf ihr Antlitz und brach in Thränen aus.

Frappirt starrte ihr Retter sie an.

„Wie," begann er endlich und vermied das trauliche Du, „Sie wurden nicht verfolgt, mein Fräulein?"

„Ein Mißverständniß, mein Herr, brachte mich in die gefährliche Lage, aus welcher Sie mich errettet haben. Ach, ich bin ein unglückliches Geschöpf und werde vom Unglücke hartnäckig verfolgt," versetzte Amanda und schaute den Herrn mit ihren thränenvollen Augen wehmüthig an.

Dem Roué ging dieser Blick durch Mark und Bein. Freilich war die Wirkung desselben eine ganz andere, als Amanda aus seiner Antwort vermuthete.

„Seien Sie meiner innigsten Theilnahme versichert, mein Fräulein," versetzte er. „Fassen Sie Muth; Sie sind in meinem Schutze vollständig sicher, und es wird mir eine heilige Pflicht sein, Ihnen meine Hilfe angedeihen zu lassen."

Bei den Worten hielt der Wagen.

Der Herr aber wendete sich rasch zu dem Kutscher und flüsterte ihm einige Worte zu, worauf derselbe sofort die Pferde wieder antrieb.

Amanda hatte nur einen Blick aus dem Wagen geworfen und erkannt, daß sie sich vor einem schönen und eleganten Hause befanden.

Das Weiterfahren des Wagens befremdete sie.

Der Retter aber begann: „Ich bringe Sie vorläufig zu einer freundlichen Dame, meiner Cousine, woselbst Sie die herzlichste Aufnahme finden werden, bis Sie selbst über Ihr weiteres Geschick entschieden haben."

Was konnte Amanda darauf antworten? Sie stand ja abermals hilflos und allein und konnte nur die innigste Dankbarkeit für ihren Retter empfinden.

Das Gespräch war nun unterbrochen.

Der Wagen fuhr rasch durch mehrere Straßen, und es verging wohl eine halbe Stunde, ehe er abermals anhielt.

Im nächsten Augenblicke öffnete sich der Wagenschlag, und ihr Retter sprang leicht aus dem Wagen.

Galant bot er ihr beim Aussteigen die Hand und führte sie ohne Zögern durch die Thür des Hauses, vor welchem sie sich befanden.

Ein triumphirendes, cynisches Lächeln überflog sein Gesicht, als er Amanda die Treppe hinaufführte und an der nächsten Thür eine Klingel zog.

In wenigen Secunden öffnete sich die Thür, und eine freundliche Dame schaute heraus.

Der Herr begrüßte sie ganz vertraulich und rief, indem die Thür vollends geöffnet worden und er mit Amanda eingetreten war: „Es ist mir sehr lieb, Cousinchen, daß ich Sie daheim antreffe. Ich komme, um Ihre Güte und Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen."

„O, Sie wissen ja, mein lieber Cousin, daß ich fast immer zu Hause bin," erwiderte in freundlichem Tone die Frau. „Bitte, treten Sie nur näher. Sie sind mir jederzeit willkommen."

Die Dame führte die Ankömmlinge in ein höchst luxuriös ausgestattetes Zimmer, und Amanda gerieth fast in Verlegenheit, die kostbaren und schönen Teppiche, welche den Fußboden bekleideten, zu betreten.

Die Frau aber ergriff lächelnd die Hand des Mädchens und führte sie rasch und freundlich zu dem schwellenden Sopha, worauf sie mit derselben Platz nahm, während der Herr einen Sessel herbeirollte und sich den Damen gegenüber setzte.

„Nun, mein lieber Cousin, womit kann ich Ihnen dienen?" begann die Frau.

„Ich bin so glücklich gewesen, dieses Fräulein aus einer großen Gefahr zu retten, und habe demselben auch meinen ferneren Schutz und meine Hilfe zugesagt. Deshalb bitte ich Sie, meinen Schützling auf einige Zeit aufzunehmen und ihm Wohnung und Pflege angedeihen zu lassen."

„Ei gewiß, herzlich gern, mein lieber Cousin!" rief die Frau. Und sich liebevoll kosend an Amanda wendend, fuhr sie fort: „Das freut mich, mein Fräulein. Ich sehe es Ihnen gleich an, daß Sie ein gutes, liebes Kind sind, und ich denke, wir werden uns miteinander sehr gut vertragen. Aber sagen Sie mir doch, wie kommt es denn, in welcher Gefahr sind Sie denn eigentlich gewesen?"

Amanda war bis jetzt noch gar nicht recht zu Verstande gekommen.

Die letzte Frage der Frau brachte sie erst wieder zum rechten Bewußtsein zurück.

Ihre bleichen Wangen rötheten sich.

Sie fühlte die Bewegung der Scham in ihrem Herzen, erkannte aber auch, daß es nothwendig war, ihrem Retter die Wahrheit ihrer Erlebnisse mitzutheilen.

Traurig die schönen Augen zu Boden senkend, versetzte sie: „Ich will Ihnen kurz mein trauriges Geschick, das ich erst selbst kaum vor einer Stunde kennen gelernt habe, mittheilen."

Die Beiden hörten nun mit größter Aufmerksamkeit auf die Erzählung Amanda's, und diese merkte in ihrem Eifer auch nicht, welche bedeutsamen Blicke der angebliche Cousin mit seiner Cousine wechselte.

Als aber Amanda erwähnte, daß sie das Kind einer vornehmen Dame sei und daß ihr Mutter Bicêtre mitgetheilt habe, daß beabsichtigt worden war, sie ihrer Mutter in die Arme zu führen, da fiel ihr der Herr mit zweifelndem Lächeln ins Wort:

„Glauben Sie denn den Worten dieses Weibes?"

Frappirt schaute ihm das Mädchen in das höhnisch lächelnde Gesicht, während er fortfuhr:

„Meiner Ansicht nach hat man Sie abermals täuschen wollen und jedenfalls einen sehr schlechten Zweck mit Ihnen vorgehabt; das beweist ja schon die plötzliche Verhaftung der Frau."

Amanda wurde leichenblaß und zitterte an allen Gliedern. Mit theilnehmendem Tone redete ihr die Frau zu und ermahnte sie, die Angst zu vergessen, da ja die Gefahr vorüber sei, und schloß mit den Worten: „Mein Cousin, Herr Loire, wird Sie nicht verlassen und Ihnen jedenfalls eine sichere Zukunft bereiten."

Der Retter murmelte einige Worte des scheinbaren Unwillens gegen die Frau und erhob sich von seinem Stuhle.

„Nun, werden Sie nur nicht gleich unwillig, lieber Cousin; ich weiß wohl, daß Sie es nicht gern hören, wenn man Sie lobt; aber es ist doch einmal die Wahrheit. Und das Fräulein muß doch wissen, in wessen Hände sie gekommen ist."

„Lassen Sie nur das, Frau Rouge," fiel Loire ein. Und sich an

Amanda wendend und ihr die Hand zum Abschiede reichend, fuhr er fort: „Ich will Sie nun nicht länger belästigen, mein liebes Fräulein, und entferne mich. Vertrauen Sie der guten Frau Rouge und überlegen Sie sich Ihre Lage. Ich komme morgen wieder; dann wollen wir miteinander über Ihre Zukunft berathen."

Amanda fühlte den innigen Händedruck ihres Retters, gewahrte das Blitzen seiner Augen und senkte eilig ihren Blick zu Boden, sich stumm vor ihm verneigend.

Jetzt war sie mit der fremden, so freundlichen Frau allein.

Wohl hatte sie alle Ursache, über diese verschiedenen Wendungen ihres Geschickes nachzudenken; aber die freundliche Wirthin ließ ihr keine Zeit dazu, indem sie eine große Erzählung zum Lobe ihres Cousins begann.

Das Erstaunen Amanda's wurde immer größer, je länger sie bei der Frau verweilte.

In ihrer Bescheidenheit wollte sie es gar nicht für möglich halten, daß sie in einem so schön eingerichteten Zimmer allein wohnen sollte.

Ja, die Fürsorge der Frau ging sogar so weit, daß Amanda am andern Morgen, als sie erwachte, eine vollständig neue Garderobe vorfand, während ihre eigenen Kleider verschwunden waren.

Es blieb ihr nichts Anderes übrig, als die neuen Kleider anzulegen.

Neugierig beschaute sie sich in dem großen, schönen Spiegel des Gemaches, und ein gewisses Gefühl der Eitelkeit begann sich in ihr zu regen.

Die neuen Kleider hoben ihre Gestalt auf das Vortheilhafteste hervor, und sie selbst mußte sich gestehen, daß sie wirklich schön sei.

Herr Loire erschien gegen Mittag, und die Berathung, welche er mit Amanda wegen ihrer Zukunft pflog, hatte das Resultat, daß Amanda einwilligte, vorläufig in dem Schutze ihres Retters zu bleiben, während derselbe versprach, die Nachforschungen nach ihrer Mutter fortzusetzen.

„Wenn es wirklich Wahrheit ist, was Ihnen die Frau Bicêtre hinsichtlich Ihrer Herkunft gesagt hat, so dürften Sie in den nächsten Tagen wohl schon am Ziele sein, denn die Gefangennahme der betreffenden Person muß benützt werden, und ich will Ihre Angelegenheit dem Richter übergeben," versicherte Loire seinem Schützlinge.

Bald nach diesem Gespräche verließ er Amanda.

Während nun diese nachdenkend in ihrem hübschen Stübchen auf und nieder schritt, finden wir ihren Retter, Herrn Loire, mit der freundlichen Wirthin Frau Rouge in leisem und, wie es schien, sehr vertrautem Gespräche.

Daß es sich um eine höchst wichtige Sache handelte, glauben wir mit Recht aus den Mienen der beiden Sprechenden schließen zu können.

Die Unterredung wurde so leise geführt, daß man nur einzelne Worte ohne Zusammenhang verstehen konnte.

Nur so viel war zu erkennen, daß die angebliche Verwandtschaft zwischen Beiden nicht existirte; denn die Frau sprach zuweilen die Worte „Herr Baron" etwas lauter als die anderen aus und benahm sich überhaupt höchst unterwürfig, während der Herr sie mehr geringschätzig und als ein Werkzeug in der Hand seines Willens betrachtete.

Nach längerem Zwiegespräche schienen sie Beide einig miteinander zu sein, und der Herr übergab der freundlichen Wirthin eine gefüllte Börse, indem er mit freundlichem und lauterem Tone versetzte: „Nun, ich verlasse mich ganz auf Sie. Sie haben sich ja bis jetzt stets meine Zufriedenheit erworben, und ich hoffe, daß es Ihnen auch in diesem Falle gelingen wird, das gewünschte Ziel herbeizuführen."

„Wie ich Ihnen schon gesagt habe, Herr Baron, ist die Sache dieses Mal keineswegs leicht, und Sie müssen Geduld haben. Meine Schuldigkeit werde ich gewiß erfüllen," erwiderte die Frau, während der Herr nach der Thür und aus dem Zimmer schritt.

Mehrere Tage vergingen. Der Retter fand sich täglich zweimal bei Amanda ein. Jedes Mal brachte er der Jungfrau ein kleines Geschenk mit, und sein Benehmen wurde immer liebenswürdiger, ohne jedoch auffällig zu erscheinen.

Hinsichtlich ihrer Angelegenheit hatte er ihr schon am dritten Tage die Nachricht gebracht, daß jene Männer und auch Frau Bicêtre gelogen und im Verhöre gestanden hatten, daß sie Amanda zu einem schändlichen Plane an eine Kupplerin hatten verkaufen wollen.

Amanda war natürlich über diese Kunde zum Tode erschrocken, und ihre Dankbarkeit für den Retter wurde immer größer. Nur das Benehmen ihrer freundlichen Wirthin machte sie nachdenklich und befremdete sie.

Mußte sie doch täglich das Lob ihres Retters von der Frau anhören, und zwar in einer solchen Weise, die ihr zuweilen die Schamröthe ins Gesicht trieb.

Seit zwei Tagen war Herr Loire erst spät am Abende gekommen und hatte auch länger bei Amanda verweilt, während seine Annäherung an sie ihr doch ein wenig zu aufdringlich erschien.

Ebenso befremdete sie die Freigebigkeit der Frau Rouge, welche an beiden Abenden mit ihr zusammen beim Abendbrode eine Flasche Wein getrunken hatte.

Mißtrauisch setzte sie sich auch heute an den Tisch und betrachtete die bereits vorhandene Weinflasche.

„Heute habe ich einen ganz feinen Stoff heraufgebracht," versetzte die Wirthin mit geheimnißvoller Miene und schmunzelnden Blicken; „den sollen Sie kosten, und Sie —"

„Ich will heute gar keinen Wein trinken, Frau Rouge," fiel ihr Amanda ins Wort.

„Ach, Sie spaßen!" fuhr die Wirthin fort und entkorkte die Flasche.

„Warum bringen Sie jetzt immer zum Nachtmahle solchen aufregenden und feurigen Trank?" fragte Amanda mit ernster Miene.

„Mein Gott, ich will Ihnen etwas Gutes erzeigen, mein Kind. Sie haben gewiß in Ihrem Leben noch keinen solchen Wein getrunken," lachte die Frau.

„Da haben Sie allerdings Recht, Frau Rouge; aber ich muß Sie doch bitten, sich nicht solche Opfer aufzulegen wegen meiner Person."

„Ach, Närrchen, das sind für mich keine Opfer. Herr Loire ersetzt mir Alles doppelt und dreifach," rief Frau Rouge.

„So, Herr Loire bezahlt den Wein? Jedenfalls hat auch er Ihnen aufgetragen, mich Abends mit Wein zu gastiren?" fragte Amanda hastig.

Die Frau wurde durch den Ton des Mädchens stutzig.

„Aufgetragen? Was Sie doch für eine Manier haben, mein liebes Kind! Herr Loire ist so liebevoll und fühlt sich ganz glücklich, Ihnen eine Freude machen zu können, und Sie haben nur Mißtrauen für ihn und wohl noch nicht ein einziges Mal daran gedacht, auch ihm eine Freude zu machen oder einen Gefallen zu erzeigen. Sie sprechen wohl immer von

Ihrer ewigen Dankbarkeit; aber durch die That haben Sie ihm noch nicht den geringsten Dank abgestattet."

„Mein Gott, was soll ich denn thun?" versetzte Amanda, die sich durch diese Vorwürfe verletzt fühlte.

„Herrgott, wenn Sie das nicht selber wissen, was Sie zu thun haben, da ist es freilich schlimm. Die Gefühle kann man nicht befehlen," versetzte Frau Rouge. „Doch lassen wir das, und kosten Sie 'mal den schönen Wein."

Mit den Worten hielt sie Amanda das unterdeß gefüllte Glas entgegen.

Wohl zögerte die Jungfrau noch, das Glas zu ergreifen; aber das freundliche und zutrauliche Kopfnicken der Frau veranlaßte sie, wenigstens ihre Lippen mit dem Weine zu benetzen.

Das Mahl begann und endete in der besten Stimmung der beiden Frauen.

Amanda hatte doch zwei Gläser von dem Weine getrunken, und sie fühlte sich recht angenehm erheitert.

Minute auf Minute verging, und Herr Loire wollte sich heute nicht einfinden.

„Wo nur Herr Loire heute bleiben mag?" fragte Amanda, als auch die Zeit um war, in welcher er gestern erschienen war.

„Haben Sie ein wenig Verlangen nach ihm?" versetzte lauernd die Frau.

„Verlangen? Na, ich wundere mich, daß er nicht kommt," erwiderte Amanda, und ihre Wangen rötheten sich.

„Ah, Sie kleiner Schelm!" lächelte Frau Rouge. „Sie wollen nur nicht mit der Sprache heraus. Ich weiß gewiß, Ihr liebenswürdiger Retter ist Ihnen nicht so gleichgiltig, wie Sie thun. Na, ich kann es Ihnen nicht verdenken, einen so edeln Mann findet man nicht zu jeder Zeit. Und, im Vertrauen gesagt, ich weiß sogar, daß Herr Loire in Sie verliebt ist."

„Verliebt? Himmel, so lassen Sie mich nur noch heute meine Wege gehen!" rief Amanda erschrocken.

Erstaunt schaute ihr die Frau ins Gesicht.

„Wie, habe ich Sie recht verstanden?" fragte sie.

Amanda schwieg.

Mit vorwurfsvollem Tone fuhr die Frau fort: „Ich begreife Sie nicht, mein gutes Kind, daß Sie nicht schon längst bemerkt haben, wie lieb Sie mein Cousin hat; am allerwenigsten aber kann ich begreifen, wie Sie erschrecken können, wenn Sie erfahren, daß Sie von ihm geliebt werden. Fühlen Sie denn gar kein besseres Gefühl für meinen guten Loire? Ich sollte meinen, wenn Sie ihm recht dankbar gewesen wären, so hätte sich schon längst die Dankbarkeit in Liebe verwandeln müssen."

Amanda hatte nur einen tiefen Seufzer zur Antwort.

Frau Rouge redete weiter von dem Vermögen ihres Cousins und von der guten Partie, welche Amanda als hilfloses, verlassenes Mädchen durch ihn machen würde, wenn sie seine Neigung erwidern könne.

Aber Amanda blieb stumm.

Herr Loire kam nicht.

„Ich werde mich nun zu Bett begeben; ich bin müde," versetzte plötzlich Amanda und erhob sich.

Da fühlte sie eine große Mattigkeit in allen Gliedern, und die Augen wollten ihr zufallen.

Frau Rouge erhob sich ebenfalls und erwiderte: „Ja, ja, das ist auch das Beste, was Sie thun können, mein Fräulein. Vielleicht träumen Sie recht schön von ihm — meinem guten Cousin. Soll ich Ihnen noch etwas vorlesen? Es schläft sich am besten ein."

„Nein, nein, ich danke Ihnen, Frau Rouge; ich bin so müde, daß ich gewiß bald einschlafen werde," fiel Amanda ein.

„Ach, ich habe eine reizende Geschichte, die Ihnen gewiß gefallen wird," lächelte die Wirthin.

„Ich danke Ihnen nochmals, Frau Rouge, heute nicht."

„Nun, so will ich Sie wenigstens begleiten, denn ich sehe jetzt auch, daß Sie wirklich recht müde sind," erwiderte Frau Rouge, ergriff den Arm Amanda's und führte sie nach ihrem Schlafgemache.

Unter fortwährendem Geplauder hatte sie bald Amanda zu Bett gebracht und setzte sich nun an ihr Lager, um deren Entschlummern abzuwarten.

Es dauerte auch gar nicht lange, so war die Jungfrau eingeschlafen.

Die Frau erhob sich nun von ihrem Platze, beugte sich über das Bett und belauschte die Schlummernde mehrere Minuten. Endlich zog sie sich zurück und dämpfte das Licht der Nachtlampe so weit, daß eine düstere Beleuchtung entstand.

Dann schlich sie leise aus dem Zimmer, ohne die Thür hinter sich abzuschließen.

Es war 11 Uhr vorüber.

Nachdem die Frau noch die Thür des Vorzimmers geöffnet hatte, setzte sie sich erwartungsvoll auf das Sopha.

Die Zeit wurde ihr ziemlich lang, und obgleich sie mit ganzer Macht gegen den Schlaf ankämpfte, so mußte sie demselben doch unterliegen.

Jetzt schlug es 12 Uhr.

Die Frau schreckte empor.

Scheu blickte sie sich um.

„Noch immer allein?“ flüsterte sie erstaunt.

Auf den Zehenspitzen schlich sie nach dem Schlafzimmer der Jungfrau und lauschte hinein.

„Alles ruhig, — sie schläft!“ murmelte sie und ging wieder zurück.

Da stand Herr Loire vor ihr.

Fast hätte sie laut aufgeschrieen, so war sie erschrocken durch dieses plötzliche Erscheinen.

„Alles in Ordnung?“ fragte er mit leiser Stimme.

„Alles!“ erwiderte die Frau und nickte dabei grinsend mit dem Kopfe.

Herr Loire näherte sich nun dem Schlafgemache und trat leise in das Heiligthum der Unschuld ein.

Das Weib rieb sich die Hände, und eine teuflische Freude zuckte über ihr Gesicht.

Doch nur einen Augenblick sollte sie diese Freude empfinden. Ein ängstlicher Aufschrei ertönte in dem Gemache, und dieser Schrei ging ihr durch Mark und Bein.

So raffinirt sie auch die teuflische Bosheit ihrer Anschläge gegen Amanda ausgesonnen und angelegt hatten, so gelang es ihnen doch nicht; denn der Engel der Unschuld wachte über seiner Schutzbefohlenen.

In dem Augenblicke, als Herr Loire, den wir wohl bereits als einen

Wüstling erkannt haben, sich über das Lager Amanda's neigte, erwachte das Mädchen.

Einen Moment starrte sie auf die Erscheinung; dann richtete sie sich auf.

„Aber, Herr Loire! Aber, Herr Loire!" murmelte sie.

Dieser wollte sie umarmen.

Da tönt der heftige Angstschrei Amanda's.

Sie stößt mit gewaltigem Rucke den Elenden zurück, daß dieser zu Boden sinkt, springt von ihrem Lager auf, wirft ein Kleid über ihr Nachtgewand und steht mit blitzenden Augen vor dem sich wieder erhebenden Verführer.

„Hinweg, Herr Loire! Rühren Sie mich nicht an!" rief sie.

„Aber, Närrchen, sei doch nicht so spröde!" versetzte der Mann und wollte von Neuem die bebende Jungfrau umarmen.

„Heiliger Himmel, welche Sprache führen Sie!" rief Amanda entsetzt und griff nach einem Stuhle, den sie dem eindringenden Manne entgegenhielt.

Frau Rouge war auch in das Schlafgemach getreten und schaute mit grimmigen Blicken auf die Scene.

Von der Energie Amanda's einigermaßen überrascht, blieb der Angreifer stehen und richtete einen unwilligen, fragenden Blick nach der Kupplerin.

„Machen Sie nur ein Ende!" murmelte diese.

„Gerechter Gott, in welche Hände bin ich denn gerathen?" stöhnte Amanda.

„Nehmen Sie Vernunft an, Amanda," begann Herr Loire. „Sie stehen allein in der Welt; da will ich mich Ihrer annehmen und biete Ihnen ein sorgenfreies, bequemes Leben. Nehmen Sie meinen Antrag —"

„Schweigen Sie!" fiel die Jungfrau entrüstet ein. „Denn obgleich ich Ihnen für Ihre Hilfe Dank schuldig bin, so muß ich Ihnen doch allen Ernstes gebieten, sofort dieses Zimmer zu verlassen. Was Sie an mir gethan haben, ist durch diese Beleidigung aufgehoben. Morgen in aller Frühe verlasse ich Ihr Haus, und nun bitte, entfernen Sie sich!"

Der Wüstling biß sich vor Wuth fast die Lippen blutig. Ein solches Widerstreben hatte er nicht vermuthet, da ja die Vorkehrungen für sein

böses Vorhaben von der Frau bestens getroffen worden waren. Jedenfalls hatte der Wein die Wirkung nicht hervorgebracht, die man von ihm erwartet hatte.

„Sie sprechen wie ein Buch, mein hübsches Kind. Nur schade, daß Sie keine gläubigen Zuhörer haben. Ich kann mich Ihrem Wunsche nicht fügen, und ich denke, Sie werden nicht immer so hartherzig sein."

Mit diesen Worten wollte er um den Tisch, hinter welchen sich Amanda geflüchtet hatte, herum gehen.

Doch Amanda wich ihm aus, und abermals die Stuhllehne ergreifend, versetzte sie: „Elender, zurück, oder — bei Gott — ich schmettere Sie mit dem Stuhle zu Boden!"

Ein lautes, höhnisches Lachen war die Antwort des Mannes.

„Du reizest mich, Liebchen, durch Deinen Widerstand!" rief er.

Im nächsten Momente hatte er den Stuhl ergriffen, während Frau Rouge die bedrängte Amanda im Rücken angriff.

Es war ein kritischer Augenblick.

Amanda erkannte die furchtbare Gefahr.

Mit der Kraft der Verzweiflung warf sie den Stuhl dem Manne entgegen, schleuderte mit der linken Hand die Frau von sich und stürzte, einen Hilferuf ausstoßend, zur Thür hinaus.

Doch Herr Loire sprang ihr nach.

Zum Glücke für Amanda hatte die Frau die Thür nicht verschlossen. Sie entkam aus den Gemächern und eilte nach der Treppe zu.

In dem Augenblicke, als sie das Geländer derselben ergriff und ihren Fuß auf die erste Stufe derselben setzte, erhaschte Loire sie am Gewande.

Doch Amanda eilte weiter.

Das Gewand zerriß; der Angreifer schwankte, und in dem nächsten Augenblicke stürzte er an dem Mädchen vorüber die Treppe hinab.

Amanda stieß abermals einen Angstschrei aus und knickte zusammen.

Glücklicherweise kam sie mit dem Arme zwischen das Geländer der Treppe und blieb somit, eine Stütze habend, auf der Stufe liegen, wo sie gefallen war.

Jetzt kam auch Frau Rouge mit Licht herbei. Im nächsten Augen-

blicke öffnete sich unten im Parterre eine Thür, und ein Mann trat heraus.

„Himmel, das ist entsetzlich!“ rief Frau Rouge. „Kommen Sie mir zu Hilfe, Herr Nachbar! Die Rasende hat Herrn Loire die Treppe hinabgestürzt.“

Der Mann, welcher ebenfalls ein Licht in der Hand hatte, trat an den regungslos liegenden Verunglückten heran und schreckte zurück.

Eine Blutlache umgab das Haupt des Gefallenen.

Er neigte sich zu ihm hernieder und rief: „Himmel, der Herr ist todt!“

Frau Rouge wankten die Kniee.

Nur mit Mühe schlich sie die Treppe hinab.

Und als sie das Blut aus einer Wunde an der Stirn fließen sah, rief sie: „Sie hat ihn ermordet! — Dort, haltet die Mörderin, daß sie nicht entkommt!“

„Die Thüren sind zu; sie kann nicht fort. Ich werde Hilfe holen.“

Mit den Worten entfernte sich der Mann.

Bald kamen noch mehrere Hausbewohner zusammen, welche die ohnmächtige Amanda hinab nach der Hausflur trugen und sie wieder zur Besinnung zu bringen versuchten.

Die Anderen hoben Herrn Loire auf und suchten das Blut zu stillen.

„Er lebt!“ rief plötzlich Frau Rouge, als Loire die Augen aufschlug.

Jetzt kam der Mann wieder zurück und brachte zwei Polizisten mit.

Amanda hatte sich auch wieder erholt und hörte nun mit Entsetzen, wie sie von der Kupplerin angeklagt wurde, Herrn Loire die Treppe hinab gestürzt zu haben.

„Sie lügt! — Glauben Sie ihr nicht; ich bin unschuldig. Man verfolgte mich, — ich floh, und mein Verfolger stürzte aus Unvorsichtigkeit die Treppe hinab.“

„Glauben Sie ihr nicht! Ich kann's bezeugen; nehmen Sie sie mit fort ins Gefängniß; es wird sich finden,“ rief Frau Rouge.

„Einen Wagen!“ stammelte Loire. „Schafft mich nach Hause und besorgt mir einen Arzt!“

Nach den Worten wurde er abermals ohnmächtig.

Die Polizeibeamten bemächtigten sich der sträubenden und heftig weinenden Amanda und führten sie ab.

Unterdessen war auch der Wagen besorgt worden, welcher den Verunglückten nach seiner Wohnung brachte.

Nach einer halben Stunde befand sich Amanda im Gefängnisse.

Siebentes Capitel.

Die Morgenröthe.

Auf die ungeheure Erregung Amanda's war die größte Abspannung gefolgt.

Mehr todt als lebendig wurde sie in das Gefängniß gebracht. Stöhnend brach sie an dem erbärmlichen Lager nieder.

Sie hörte nicht, was der Gefängnißwärter mit ihr sprach, und lag wie betäubt in der finsteren Zelle. Ob sie entschlafen oder eine wohlthätige Ohnmacht ihre Sinne umhüllte, sei dahin gestellt.

Erst gegen Morgen, als ein schwacher Strahl der Sonne durch das kleine Fenster des Gefängnisses herein brach und mitleidig auf die unschuldig Leidende herabschaute, hob sich die Brust derselben, und ein schwacher Seufzer entschlüpfte ihren Lippen.

Bald nachher öffnete Amanda die Augen.

Erstaunt richtete sie sich auf und blickte sich in der düsteren Zelle um.

Die Hand krampfhaft aufs Herz pressend, fuhr sie vollends empor und eilte nach der starken Thür, an welcher sie zu rütteln begann.

„Heiliger Gott, es ist kein Traum, sondern die entsetzlichste Wahrheit! Ich bin eine Gefangene.“

Mit den Worten taumelte sie wieder zurück und sank gebrochen auf den hölzernen Sessel nieder, der an einem elenden, gebrechlichen Tischchen stand, auf welches sie ihr Haupt legte und heftig zu weinen begann. Die Thränen verschafften ihr auch einigermaßen Erleichterung.

„Gott, Du weißt es,“ versetzte sie nach einer Weile, „daß ich unschuldig an dem Verbrechen bin, dessen man mich anklagt! Hilf mir, errette mich aus der entsetzlichen Bedrängniß!“

Längere Zeit saß sie schweigend und überdachte ihr trauriges Geschick. Händeringend und jammernd schritt sie dann in der dunkeln Zelle auf und nieder.

Endlich hörte sie ein Geräusch an der Thür.

Ein freudiges Zittern ging durch ihren Körper, und ihre Lippen flüsterten: „Gott sei Dank, man kommt, man wird mich erlösen aus diesem schrecklichen Gemache!“

Mit spannenden Blicken schaute sie nach der sich öffnenden Thür. Ein finster blickender Mann trat ein, warf die Thür hinter sich wieder ins Schloß und schritt, ohne Amanda eines Blickes noch Grußes zu würdigen, bis an den Tisch heran, auf welchen er einen Krug mit Wasser gefüllt stellte und nebenhin ein Stückchen Brod legte.

Schweigend, wie er gekommen, wollte er sich auch wieder entfernen.

Amanda hatte ihn mit größter Seelenangst beobachtet. Jetzt machte sich ihr Schmerz Luft durch einen Angstruf, den sie ausstieß, während sie auf den Mann zueilte, ihn am Arme ergriff und versetzte: „Mann, ich bitte Sie um Gotteswillen, helft mir aus diesem Gefängnisse, führt mich zum Richter, laßt mich sprechen; ich will beweisen, daß ich unschuldig bin.“

Der Mann sah wohl die Seelenangst des Mädchens; aber die Gewohnheit hatte sein Herz bereits verhärtet. Auch nicht das geringste Mitgefühl war auf dem steinernen Antlitze zu lesen.

Mit unwilligem, ruhigem Tone versetzte er: „Das sagt ein Jedes, das kennen wir schon.“

Dann wendete er sich ab und wollte zur Thür hinaus.

Amanda aber sank vor ihm auf ihre Kniee, hob ihre Hände bittend zu ihm empor und versetzte: „Mann, bei Gottes Barmherzigkeit, haben Sie Mitleid mit einer Unglücklichen! Ich schwöre es Euch bei meiner Seligkeit, ich bin unschuldig an dem, dessen man mich angeklagt hat!“

„Das wird sich finden,“ versetzte der Mann. „Steht auf und macht mir nicht solche Faxen vor!“

„Herr Gott, wenn Du mich nicht rettest, so bin ich verloren!“ tönte es aus der geängsteten Seele des Mädchens.

Der Gefängnißwärter jedoch blieb ungerührt. Im nächsten Augenblicke war er hinaus getreten und schloß die starke, mit Eisen beschlagene Thür wieder ab.

Mit Furcht und Entsetzen hörte Amanda das Geräusch, durch welches sie abermals von der Welt abgesperrt wurde.

Es war ihr, als vernehme sie bereits ihr Todesurtheil. Sie hatte keine Kraft, sich von dem Boden zu erheben, sondern sank vollends nieder und blieb in halber Betäubung längere Zeit liegen.

Alles war still um sie her. Nichts störte sie.

Keinen Laut vernahm sie; auch nicht das leiseste Geräusch drang an ihr Ohr.

„Entsetzlich!“ jammerte sie. „Nur einen Tag hinter diesen Mauern, und ich muß erliegen.“

Sie erhob sich und wankte nach dem Tische.

Mit Schaudern erblickte sie das frugale Mahl und schlich wieder nach ihrer Lagerstätte.

Das Mahl blieb unberührt.

Die Gedanken der Gefangenen kreisten in ihrem Gehirn, und schon begann ein fieberhafter Zustand ihren Körper zu durchrütteln.

Vergebens wartete sie von Minute zu Minute, daß man sie rufen und zum Verhöre führen würde.

Der Vormittag verstrich, — sie blieb allein und gefangen.

Kurz nach 12 Uhr trat abermals der Schließer ein und brachte dieselbe Speise — Brod und Wasser — wie am Morgen. Als er sah, daß die Gefangene ihr Morgenmahl noch nicht angerührt hatte, flog nur ein flüchtiges höhnisches Lächeln über sein Gesicht.

Dann stellte er den Krug mit dem frischen Wasser auf den kalten Steinboden der Zelle, legte das Brod auf den Tisch, ergriff das erstgebrachte Stückchen, sowie den Krug mit Wasser, und entfernte sich mit diesem wieder schweigend aus der Zelle.

Amanda ließ ihn ruhig gewähren. Sie war vom Morgen her überzeugt, daß der Mann kein Gefühl für sie im Herzen trug.

Auch diese Mahlzeit blieb unberührt.

Nach einigen Minuten schreckte sie aus ihren furchtbaren Gedanken wieder empor.

Das Schloß der Thür knarrte. Die Thür bewegte sich in ihren Angeln, und Amanda sah einen Polizisten in Begleitung des Wärters eintreten.

„Folgen Sie mir, Angeklagte!" versetzte der Polizist.

Die Hoffnung auf Befreiung gab ihr Kraft.

Sie erhob sich rasch und folgte freudig dem Polizisten. Dieser führte sie durch einen langen Gang und trat dann mit ihr in ein Zimmer ein, in welchem sie vor den Untersuchungsrichter gestellt wurde. Bei ihrem Eintreten fiel ihr Blick auf eine Person, bei deren Anblick ein Schaudern ihren Körper durchdrang.

Frau Rouge saß auf einem Sessel und blickte mit großer Schadenfreude auf die Eintretende.

Neue Angst und Furcht erfaßte Amanda bei dem Anblicke dieses schändlichen Weibes, und sie mußte alle Kraft zusammen nehmen, um nur sichern Fußes dem Polizisten folgen zu können, der sie auf die — Anklagebank führte.

Die Sinne drohten ihr wieder zu schwinden, und ihre Brust rang stöhnend nach Athem.

Auf die Worte des Richters: „Angeklagte, wie heißen Sie?" blickte sie auf und wurde sich ihrer Lage vollständig bewußt.

Jetzt galt es. Jetzt war der Augenblick gekommen, von welchem sie Errettung erhoffen konnte.

Ihre Selbstbeherrschung war zurückgekehrt. Sie erhob sich und beantwortete die Frage des Richters mit fester Stimme.

Dieser sah sie forschend an und versetzte endlich: „Nun, weiter; Sie müssen doch noch einen Familiennamen haben?"

„Amanda heiße ich; sonst weiß ich nichts über meine Herkunft," erwiderte das Mädchen.

Verwundert blickten auch die Collegen des Richters, die im Saale waren und die Worte Amanda's gehört hatten, auf diese hin, während der Untersuchungsrichter den Kopf schüttelte und versetzte:

„Das wäre doch sonderbar! Sie müssen doch erzogen worden sein und Eltern gehabt haben?“

„Wenn das wahr ist, was man mir kurz vor meinem Unglücke gesagt hat, so bin ich ein geraubtes Kind, und zwar das Kind einer sehr vornehmen Dame. Etwas Näheres kann ich über meine Abkunft nicht aussagen,“ versetzte Amanda.

Der Richter war aufmerksam geworden und erwiderte: „Wo haben Sie bis jetzt gelebt und was haben Sie getrieben?“

Amanda erzählte nun ihre ganze Lebensgeschichte.

Man hörte es jedem ihrer Worte an, daß sie die reine Wahrheit sprach.

Ueber ihre Anwesenheit bei Frau Rouge sprach sie sich ganz offen aus.

Die entsetzliche Scene schilderte sie mit solch' großer Empfindung und Offenherzigkeit, daß der Richter bereits anfing, ihren Worten Glauben zu schenken.

„Sie sind eines vorsätzlichen Todtschlags angeklagt?“ fragte der Richter.

„Es ist ja möglich, daß Herr Loire einen Fehltritt gethan und also aus Unvorsichtigkeit die Treppe herabgestürzt ist,“ war die Antwort Amanda's.

„Nein, nein, glauben Sie das nicht,“ fiel Frau Rouge ein. „Ich bin Zeuge gewesen, wie die Angeklagte Streit mit Herrn Loire suchte, und habe gehört, welche Beleidigungen sie dem Herrn ins Gesicht warf; aber Herr Loire blieb immer ruhig und suchte die Zornige zu besänftigen. Da stellte sich die Angeklagte auch wirklich beruhigt und entfernte sich mit dem Herrn, um, wie sie meinte, sich gegenseitig mündlich auszusprechen. Ich hatte aber den bösen Blick des Mädchens erkannt und schlich den Beiden nach, ein Licht zur Hand nehmend. Meine Vermuthung war keine irrige. Als ich aus der Thür auf den Corridor trat, bemerkte ich ganz deutlich, wie die Angeklagte Herrn Loire rücklings einen Stoß versetzte, so daß der arme Mann die Treppe hinabstürzte. Wenn die Dirne nicht ohnmächtig geworden wäre, jedenfalls vor Wuth, so wäre sie uns auch entkommen. Fragen Sie Alle, die dabei gestanden, wie frech sich das Mädchen benommen hat und wie sie sich sträubte, den Männern des Gesetzes zu folgen. Ich bleibe dabei, sie ist die Mörderin des Herrn Loire.“

„Wie können Sie dem Benehmen des Herrn Loire das Wort sprechen und ihn entschuldigen?" fragte der Richter.

„Die Angeklagte lügt! Herr Loire ist ihr in einer solchen Weise, wie sie angiebt, niemals entgegengetreten. Der Streit war von der Angeklagten ohne alle Ursache herbeigezogen worden, und die Sache hat sich nicht anders zugetragen, als ich bereits vorhin gesagt habe," fiel die Frau ein.

Ein längere Pause entstand, in welcher der Richter in den vorliegenden Acten aufmerksam zu lesen schien.

Dann wendete er sich an den Polizisten und versetzte: „Führen Sie die Angeklagte vorläufig in das Vorzimmer zurück!"

Nachdem Amanda der Aufforderung des Beamten gefolgt und nach dem Vorzimmer gegangen war, versetzte der Richter zu der Frau Rouge: „Wie kommt es, daß Sie den Herrn, welchen Sie mit dem Namen Loire bezeichnen, zuerst dem Mädchen als Ihren Cousin vorgestellt haben?"

Die Frau lächelte und versetzte: „Weil er in einem solchen verwandtschaftlichen Grade zu mir steht."

Der Richter gab dem Protokollführer einen Wink, um diese Aussage der Frau genau niederzuschreiben.

„Sie erklären also, daß Herr Loire mit Ihnen verwandt ist?" fragte er dann die Frau nochmals mit ernstem Tone.

„Herr Loire ist mein Cousin!" erwiderte die Frau frech.

Der Richter sah sie mit scharfen Augen an und sagte: „Sie verstehen doch unter Herrn Loire den Mann, der das Mädchen zu Ihnen gebracht hat und der durch einen Fall von der Treppe verunglückt ist?"

Jetzt wurde die Frau verlegen.

„Nun?" fragte der Richter.

„Allerdings," antwortete die Frau zögernd.

„Sie wissen also nicht, daß der Verunglückte nicht Loire heißt, sondern der Baron von René ist?"

Die Frau wurde leichenblaß.

Sie faßte sich aber sofort wieder, und Erstaunen heuchelnd, sagte sie: „Das ist wohl nicht möglich, Herr!"

„Es ist so, und Sie haben sich selbst verrathen; denn einen Verwandten, einen Cousin muß man doch so nahe kennen, daß man ihn nicht

mit einer andern Person verwechseln kann. Die Aussagen des Mädchens sind also richtig, und Sie haben das Gewerbe der Kuppelei getrieben. Uebrigens liegt auch ein Brief von Ihrer Hand vor, den Sie an den Baron von René geschrieben haben und in welchem Sie über die Absicht des Barons einige Aufschlüsse geben. Sodann befindet sich ein zweiter Brief des Barons in unseren Händen, dessen Inhalt Ihnen später bekannt gemacht werden wird. Sie sind verdächtig geworden und werden zur weiteren Untersuchung dieser Angelegenheit sofort in Haft genommen werden."

Diese Worte des Richters verfehlten ihren Eindruck nicht. Der Schreck hatte sich bei der Frau in Wuth verwandelt.

Kreischend sprang sie von ihrem Sitze auf und rief: „Wie, mich gefangen nehmen? Das ist Gewaltthätigkeit, und ich mache Sie verantwortlich für diese Ungerechtigkeit, die Sie —"

„Schweigen Sie!" fiel ihr der Richter barsch ins Wort und gab einem zweiten Unterbeamten einen Wink.

Dieser trat sofort an die Kupplerin heran und nöthigte sie, ihm zu folgen.

Nun aber war die Freundlichkeit, welche wir zuerst an der Frau kennen gelernt haben, vollständig verschwunden. Wie eine Furie stand sie dem Beamten gegenüber.

Ihre Augen schossen Blitze, und ihre Hand ballte sich, während über ihre Lippen Worte kamen, die von ihrem inneren Grolle Zeugniß gaben, aber den Beamten bewogen, die lärmende und rasende Frau einfach beim Arme zu nehmen und sie mit Gewalt aus dem Zimmer zu führen.

Was sie Amanda zugedacht, das traf sie.

Nach wenigen Minuten saß sie hinter Schloß und Riegel in sicherem Gewahrsam und konnte gewiß sein, daß sie der Bestrafung nicht entging.

Amanda erhielt von dem Richter die Bedeutung, daß der angebliche Herr Loire nur verwundet und außer aller Gefahr sei und daß er, von Gewissensbissen getrieben, seine Schuld in einem Briefe an das Gerichtsamt ausgesprochen, ebenso auch die Ursache seines Falles genau angegeben habe.

„Die Anklage, welche wider Sie erhoben ist," fuhr er fort, „fällt also in nichts zusammen, und ich könnte Sie jetzt wieder auf freien Fuß setzen. Wenn ich aber dieses Urtheil noch nicht ausspreche und Sie fernerhin

in Gewahrsam halte, so wollen Sie sich darüber nicht ängstigen, denn ich hoffe, daß es für Sie zum Besten sein wird. Ich bitte Sie, daß Sie sich noch einige Tage gedulden. Sie werden hier im Gefängnisse ein bequemes Zimmer erhalten, in welchem Sie bis auf Weiteres wohnen sollen. Kein Schloß noch Riegel wird Sie hindern, aus Ihrer Wohnung zu gehen. Sie sind keine Gefangene mehr; aber ich hoffe auf Ihr Vertrauen und auf die Erfüllung meiner Bitte."

„Ich werde bleiben!" versetzte Amanda, nicht ohne innere Bewegung. „Weiß ich doch nicht, wohin ich mich wenden sollte," setzte sie in weinerlichem Tone hinzu.

„Nun, vielleicht wendet sich bald Ihr Schicksal! Fassen Sie nur Muth und harren Sie geduldig aus."

Mit den Worten entließ der Richter die Jungfrau, und diese begab sich in Begleitung eines Unterbeamten nach dem für sie bestimmten Zimmer.

Welch' freudige Gefühle durchzogen ihre Seele, als sie ein reinliches und freundliches, bequemes, aber einfach ausgestattetes Zimmer erblickte!

Wie dankte sie Gott, als sie allein war, für diese günstige Wendung der entsetzlichen Lage, in welcher sie sich befunden hatte!

Obgleich alle Organe der Polizei in Bewegung gesetzt waren, den Aufenthalt Amanda's zu erforschen, so fand sich auch nicht die geringste Spur, welche zu einer Entdeckung hätte führen können.

Der Baron von René hatte ja, wie wir wissen, bestens Sorge getragen, Amanda im Verborgenen zu halten.

Doctor Römhild, welcher sich eifrig der Sache annahm, durchirrte Tag und Nacht in Begleitung Vincent's, der ihm vom Präsidenten zur Verfügung gestellt worden war, ganz Paris.

Sein Eifer wurde auch von Bonnard anerkannt, und Letzterer fand immer mehr Gefallen an dem jungen Manne.

Die Mittheilung, welche ihm Bonnard eines Tages über das Verhältniß Doctor Werther's und der Gräfin gemacht hatte, war ja ganz geeignet gewesen, Römhild's Sympathie für Beide zu erhöhen, und er hielt es für seine wichtigste Aufgabe, das Vertrauen derselben in jeder Weise zu rechtfertigen.

Eines Abends war er eben im Begriffe, sich mit Vincent abermals

zu weiteren Nachforschungen zu entfernen, als Bonnard mit einem Briefe in der Hand ins Zimmer trat.

„Sie wollen ausgehen?“ fragte er lächelnd.

„Wie Sie sehen, Herr Capitain, sind wir gerüstet,“ antwortete Römhild in demselben freundlichen Tone.

„Nun, ich bitte Sie, heute Ihre Absicht aufzugeben; ich habe soeben ein Schreiben erhalten, über dessen Inhalt ich mit Ihnen sprechen möchte,“ fuhr Bonnard fort und ließ sich auf einem Stuhle am Tische nieder.

„Sehr gern,“ erwiderte Römhild und legte Hut und Stock bei Seite.

Vincent aber begann: „So darf ich mich wohl für heute Abend zurückziehen?“

„Nein, nein, Bruder Vincent, bleiben Sie; wir werden jedenfalls noch Ihrer Hilfe bedürfen; die Angelegenheit ist Ihnen nicht fremd, welche das Schreiben berührt,“ versetzte Bonnard und nöthigte Vincent, Platz zu nehmen.

„Ich bin Ihnen, ehe ich den Inhalt des Briefes mittheile, noch einige Erläuterungen schuldig, mein guter Herr Römhild, und will mich nun dieser Aufgabe unterziehen. Wie Sie ja wissen, ist die Gräfin von Dreschinski eine Polin und wie alle Polinnen eine große Vaterlandsfreundin; sie schwärmt für eine bessere Zukunft jenes Reiches und unterhält mit ihrem Vermögen große und geheime Verbindungen, welche sich die Aufgabe gestellt haben, ein freies Polenreich zu erstreben.“

„Da bedauere ich die edle Gräfin,“ fiel Römhild mit theilnehmendem Tone ein.

„Sie wäre wohl zu bedauern, wenn sie nicht einen Mann an der Seite hätte, der ohne ihr Wissen vorsichtig und klugerweise alle Gefahr von ihr abzuwenden gesucht hat,“ lächelte Bonnard.

„Diesen Gedanken hegte ich wohl auch, Herr Bonnard. Doctor Werther kann doch unmöglich eine solche gefahrvolle Schwärmerei gutgeheißen haben!“ versetzte Römhild.

Bonnard schwieg ein Weilchen und blickte lächelnd auf Bruder Vincent. Dann fuhr er fort: „Hier in Paris ist der Hauptsitz jenes großen Polenvereins, von welchem die Gräfin Alles erwartet. Nun hören Sie den Inhalt des Briefes:

‚Mein Bruder!

Wir haben erfahren, daß der Präsident des Bundes, Graf von P., ein Verräther an seiner eigenen Sache werden will. Heute Abend wird er in der Versammlung Vorschläge machen, deren Annahme dem Bunde Verderben bringen soll. Sie würden Gelegenheit haben, jene edle Dame zu überzeugen und zu heilen, und jedenfalls unserm hochw. und helll. Bruder einen großen Liebesdienst erzeigen können, wenn Sie selbst oder durch einen Getreuen den Verräther entlarven wollten. Graf von P. hat vor dem Beginne der Sitzung eine geheime Unterredung, zu welcher wir Ihnen den nöthigen Zutritt verschaffen können. Eine baldige Antwort dringend nöthig. Mit innigem Gruße i. d. u. h. Z. bin ich Ihr trvbdnr. Obrdr.

Jean von Flaubin,

S. d. ger. u. vollk. S. Joh. △ z. Grand Orient.‘

Vincent und Römhild hatten gespannt den Worten des Capitains gelauscht, und als dieser nun schwieg, versetzte Vincent: „Ich bin bereit, Bruder Bonnard, den Grafen zu beobachten.“

„Wenn Sie meiner Person bedürfen, so verfügen Sie über mich, Bruder Bonnard,“ fiel auch Römhild ein.

„Ich brauche Sie Beide und auch noch einen Dritten,“ versetzte Bonnard. „Wissen Sie, in welcher Gegend heute Abend Bruder Dumont thätig ist?“

„Wir wollen uns gegen zehn Uhr in der Kathedrale Notre-Dame treffen,“ versetzte Römhild.

„Das trifft sich ganz herrlich,“ fuhr Bonnard fort. „Vor zehn Uhr wird jene Zusammenkunft nicht stattfinden. Wenn Sie also bereit sind, auch indirect unserm Orden einen Dienst zu erweisen, was Ihnen später klar werden wird, so bitte ich Sie jetzt, Bruder Römhild, sich zu Bruder Flaubin zu begeben und von diesem das Weitere entgegenzunehmen.“

„Ich bin aber doch dem Bruder vollständig unbekannt,“ fiel Römhild ein.

„Kein Bruder ist dem andern unbekannt,“ lächelte Bonnard. „Sie werden sich ihm zu erkennen geben, durch Wort und Griff, und außerdem sollen Sie von mir noch eine Legitimation erhalten — hier, diese Karte.

Sobald Sie das Weitere vernommen haben, nehmen Sie einen Wagen und eilen nach der Kathedrale Notre-Dame, woselbst Sie die Brüder Vincent und Dumont antreffen werden. Sollten die Brüder noch nicht anwesend sein oder Dumont nur allein, so warten Sie, bis Vincent kommt; dann aber fahren Sie zusammen nach St. Germain des Prés und begeben sich in das in der Nähe liegende Café Rombeau, woselbst ich Sie erwarte. Bitte, brechen Sie sofort auf!"

Römhild notirte sich die Ortsnamen und auch die Adresse des Bruders Flaubin und entfernte sich dann.

Nun gab Bonnard noch Vincent Instruction, der dann ebenfalls das Palais verließ.

In einer Viertelstunde entfernte sich auch Bonnard.

Folgen wir Doctor Römhild.

In kurzer Zeit befand er sich in der Wohnung des Herrn von Flaubin und wurde auch nach Abgabe jener von Bonnard erhaltenen Karte sofort vorgelassen.

Mit herzlicher Brüderlichkeit empfing ihn Flaubin.

„Wollen Sie mir nun gütigst mittheilen, welche Instruction Sie von Bruder Bonnard erhalten haben, mein Bruder?" fragte dann Flaubin, als sie Beide Platz genommen hatten.

„Sehr gern," erwiderte Römhild und enthüllte seinen Auftrag.

„Schon, schön, daraus schließe ich, daß Bruder Bonnard selbst oder doch mit Ihnen vereint die schwere Aufgabe zu lösen beschlossen hat. Nun denn, da wir nicht viel Zeit zu verlieren haben, so will ich Ihnen das Nöthige sofort mittheilen," versetzte Flaubin und fuhr nach kurzer Pause fort: „Sagen Sie Bruder Bonnard, die Kleidung ist die gewöhnliche, die Loosung ‚Tod dem Verräther'. Das Local kennt er bereits."

Nach den Worten holte er aus seinem Secretair ein versiegeltes Schreiben, welches er Römhild mit den Worten übergab: „Hierin wird Bruder Bonnard das Nähere über den beabsichtigten Verrath des Polen finden. Eine Mittheilung an Doctor Werther werde ich durch den Maler Bernhard ergehen lassen."

Römhild nahm das Schreiben entgegen und versetzte: „Wollen Sie mir auch eine Frage gestatten, mein verehrter Bruder?"

„Bitte, fragen Sie nur!“

„Wie es mir scheint, ist die Loge Grand Orient activ betheiligt an dieser Sache — ist es so?“ fragte Römhild.

Flaubin schwieg ein Weilchen.

Da fuhr Römhild fort: „So viel mir angedeutet worden ist, wird in der Loge niemals Politik getrieben, sondern die Bestrebungen nach Humanität —“

„Ganz recht,“ fiel plötzlich Flaubin ein, „Humanität ist ein besseres Wort als Politik. Nennen Sie die Betheiligung unserer Loge ebenfalls Humanität. Sie werden sich dadurch nicht weit von der Wahrheit entfernen. ‚Grand Orient‘ mag wohl die einzige Loge sein, die noch jenen Zweck verfolgt, den Sie in die Kategorie Politik gebracht haben. Doch darüber werden Sie wohl noch weitere Aufklärungen durch Bruder Werther erhalten oder, wenn Sie noch länger in Paris verweilen, durch die Loge selbst.“

„Ich glaube nicht, daß ich längere Zeit hier verweilen werde; es kommt ganz auf die Verhältnisse an,“ erwiderte Römhild.

„Wenn Sie von Bruder Werther in dieser Angelegenheit, in welcher Sie heute thätig sind, hierher gesendet worden sind, so dürfte sich allerdings Ihre Abreise sehr beschleunigen, denn die heutige Nacht wird jedenfalls für Sie entscheidend werden,“ lächelte Flaubin.

„Ich glaube nicht, daß ich in dieser Angelegenheit thätig sein soll, sondern meine Aufgabe ist die Auffindung der geraubten Comtesse Cäcilie, welche hier in diesen Tagen aufgetaucht, aber wieder spurlos verschwunden ist,“ erwiderte Römhild.

„Ah, also das Kind ist noch am Leben?“ rief Flaubin.

„Sie kennen wohl die Angelegenheit?“

„Gewiß; die Sache machte seiner Zeit ungemeines Aufsehen; man konnte aber nicht die geringste Spur über den Verbleib des Kindes auffinden.“

„Es ist wohl diesmal auch mehr einem glücklichen Zufalle zu verdanken, daß wir die Spur gefunden haben,“ versetzte Römhild.

„Und in welchen Verhältnissen befindet sich das arme Mädchen?“

„O, leider in sehr traurigen,“ fuhr Römhild fort. „Sie ist längere

Zeit die Sklavin eines Zigeuners gewesen, der ihre schöne Stimme benutzt und sie als Sängerin in die niedrigsten Locale und Spelunken geschleppt hat. Diesen Händen ist Amanda glücklich entkommen und hat sich später bei einer alten Frau aufgehalten, die sie durch ihren kleinen Handel mit Blumen ernährt zu haben scheint. Seit dieser Zeit ist sie geradezu unseren Nachforschungen entflohen, in der Furcht, wieder in die Gewalt der Leute zu kommen, vor welchen sie solchen Abscheu hegt. In der Person der Frau ist jene verrätherische Kammerzofe entdeckt worden, welche die kleine Comtesse dem gedungenen Räuber ausgeliefert hat. Die Frau ist bereits gefänglich eingezogen und auch der Zigeuner und seine Genossen. Die Comtesse aber ist wieder spurlos verschwunden."

„Also Amanda heißt sie?" fragte Flaubin.

Römhild bejahte diese Frage und erhob sich, indem er fortfuhr: „Ich wünschte sehnlichst, daß ich mich dieser Aufgabe recht bald zur Freude der edeln Gräfin entledigen könnte; aber ich fürchte, das wird nicht so bald geschehen; denn alle unsere Bemühungen sind bis jetzt fruchtlos gewesen."

„Das wundert mich allerdings; da die Polizei die Sache schon in die Hand genommen hat, durfte man wohl erwarten, bereits einige Spuren von dem Flüchtlinge gefunden zu haben; doch Sie können versichert sein, daß sie jetzt unter allen Umständen aufgefunden wird, und selbst auch, wenn sie nicht mehr am Leben sein sollte."

Römhild erschrak über diese letzten Worte und rief: „Das wolle Gott verhüten!"

„Das arme Kind weiß also gar nicht, daß sie gesucht wird, und zwar von ihrer Mutter?" fragte Flaubin.

„Das ist ja eben der Fehler, der durch einen Mißgriff in der Person, welche bei der Auffindung der Comtesse behilflich sein sollte, gemacht worden ist. Sie fürchtete den Musikanten Jardin als einen aufdringlichen Liebhaber und ist deshalb vor ihm geflohen."

„Nun, die Sache interessirt mich ebenfalls, und ich bin nicht abgeneigt, Ihnen darinnen behilflich zu sein."

In dem Augenblicke trat ein Diener ins Zimmer und überreichte Herrn von Flaubin ein Billet mit der Bemerkung: „Sehr eilig!"

„Entschuldigen Sie!“ flüsterte Flaubin zu Römhild gewendet und ergriff das Billet, um es auch sofort zu öffnen.

„Ah, das ist sonderbar,“ murmelte er und blickte gedankenvoll auf das Billet.

„Nun ist es wohl Zeit, Herr von Flaubin, daß ich mich wieder entferne. Sie haben mir also weiter nichts aufzutragen?“ begann Römhild.

Flaubin blickte auf und versetzte: „Nein, in dem Briefe ist das Nöthigste gesagt. Vergessen Sie nur nicht die Loosung und die gewöhnliche Kleidung. Und nun Gott befohlen, — auf Wiedersehen in der Loge!“

„Wie, noch heute Nacht?“ fragte Römhild.

„Eilen Sie nur, mein Bruder; die Zeit drängt,“ lächelte Flaubin.

Römhild empfahl sich. Bald engagirte er den Wagen und fuhr rasch nach der Kathedrale Notre-Dame.

Flaubin aber hatte nach der Entfernung Römhild's nochmals das erhaltene Billet durchgesehen und murmelte: „Was Der wieder angefangen haben muß; ob er denn niemals zur Vernunft kommen wird! Doch ich habe noch Zeit, und ich will sehen, wie die Sache steht.“

Nach dem kurzen Selbstgespräche zog er die Glocke und befahl dem bald eintretenden Diener, den Wagen vorführen zu lassen.

In kurzer Zeit war er davon.

Doctor Römhild brauchte nicht zu warten; denn Vincent befand sich bereits auf dem Platze, und nach wenigen Minuten erschien auch Louis Dumont.

Das erste Wort, welches Dumont Römhild entgegen rief, war: „Ich glaube eine Spur gefunden zu haben!“

Diese Nachricht wurde natürlich mit Freuden aufgenommen, und Römhild bat sofort um nähere Mittheilung.

„Es ist ein ganz eigenthümliches Malheur, welches die Comtesse verfolgt,“ begann Dumont. „Sie ist auf ihrer Flucht aus jener Kellerwohnung für eine Diebin gehalten und verfolgt worden, soll aber plötzlich in einem Hause verschwunden sein; während dessen ist die wirkliche Diebin ergriffen worden. Ein junges Mädchen in dem Hause will gesehen haben, daß die verfolgte Amanda von einem Herrn in den Wagen aufgenommen

worden sei, der rasch mit ihr davongefahren. Nun liegt es daran, den Kutscher ausfindig zu machen."

In der Hoffnung, dieses Ziel bald zu erreichen, wendeten sie nun ihre Gedanken der andern Sache zu, und Römhild setzte Dumont von dem Auftrage Bonnard's in Kenntniß.

Ohne weitere Einwendung eilte man nun zu Wagen nach St. Germain des Prés.

Dort angekommen, fanden sie auch bald das Café Rombeau, und als sie sich anschickten, in den großen Saal zu treten, näherte sich ihnen ein Kellner und versetzte: „Capitain Bonnard befindet sich im kleinen Zimmer Nummer fünf."

Nach einer leichten Verbeugung entfernte er sich wieder.

„Bitte, Bruder Römhild, bleiben Sie zurück! Ich werde zuerst gehen, und Sie mögen nach einer Minute mit Vincent nachkommen," versetzte Louis Dumont, öffnete die Thür und trat in den großen Saal ein, der ziemlich mit Gästen besetzt war.

Dumont durchschritt den Saal, wendete sich dann in ein Nebenzimmer, aus welchem er in einen schmalen Gang trat und dort nach kurzem Suchen Zimmer Nr. 5 entdeckte.

Auf ein eigenthümliches Klopfen an der Thür wurde von innen mit demselben Klopfen geantwortet, und erst dann that sich die Thür auf und Dumont trat rasch ein.

Eine Minute später erschienen auch Römhild und Vincent.

Das Zimmer war nur mit wenigen Gästen besetzt, und Dumont fand bald Capitain Bonnard an einem Tischchen allein sitzen.

Er näherte sich sofort und nahm neben Bonnard Platz, auch diesem seine Entdeckung sogleich mittheilend.

Als jedoch Römhild und Vincent ins Gemach traten, machte Capitain Bonnard ein Zeichen mit der Hand, welches durchaus nicht auffallend erschien, aber von Vincent sofort erkannt und richtig gedeutet wurde.

„Wir sollen uns nicht an den Tisch Bonnard's setzen," flüsterte er Doctor Römhild zu und führte denselben an den Nebentisch von Bonnard's Platz. Sie benahmen sich Beide, als ob ihnen ihre beiden Nachbarn, Bonnard und Dumont, vollständig unbekannte Leute wären.

Die Zahl der Gäste wurde immer kleiner, und bald saßen die vier Personen nur noch allein im Zimmer.

„Nun, Bruder Römhild, was bringen Sie für Nachricht?"

Römhild erhob sich von seinem Stuhle und wollte sich an den Tisch Bonnard's setzen.

Doch dieser wehrte ihn lächelnd ab und sagte: „Bleiben Sie nur sitzen und theilen Sie mir den Auftrag Flaubin's mit."

Römhild überreichte Bonnard den versiegelten Brief, sagte ihm das Loosungswort und richtete seinen Auftrag gewissenhaft aus.

Bonnard öffnete das Schreiben.

Als er dessen Inhalt gelesen, verbarg er es sorgfältig in seiner Brieftasche.

Seine Miene war sehr ernst geworden, und er blickte längere Zeit gedankenvoll vor sich nieder.

Endlich erhob er sich, flüsterte Dumont einige Worte ins Ohr und verließ das Gemach.

Vincent gehorchte genau seiner Instruction; auch jetzt hielt er Römhild davon ab, sich mit Vincent zu unterhalten.

Plötzlich erschien ein völlig schwarz gekleideter Herr in dem Zimmer, näherte sich den beiden besetzten Tischen und nahm in der Nähe Dumont's Platz. Dumont rührte sich nicht und erwiderte nicht einmal den höflichen Gruß des Fremden.

Der Fremde aber schien darüber gar nicht verwundert zu sein. Ein leichtes Lächeln glitt über sein verschmitztes Gesicht.

Ein Kellner brachte ihm eine Tasse Kaffee.

Nach einigen Secunden des Schweigens versetzte der Fremde, zu Dumont gewendet: „Es wird Zeit!"

Dumont antwortete: „Noch nicht!"

Mit den Worten wurde zugleich sein Benehmen zu den Fremden freundlicher.

Aber auch des Schwarzgekleideten Gesicht erhellte sich, und er rückte seinen Stuhl näher an Dumont heran.

„Es wird vollständig gelingen," begann er im Flüstertone.

„Alle vollzählig?" fragte Dumont.

„Alle,“ war die Antwort.

In dem Augenblicke erhoben sich Vincent und Römhild und verließen das Gemach.

Der Fremde glaubte sich nun vollständig sicher. Er zog aus seiner Brieftasche ein Papier und überreichte es Dumont mit den Worten: „Hier ist das Verzeichniß der Betheiligten.“

Dumont griff hastig danach und verbarg es in seinem Rocke, indem er dem Schwarzen zuflüsterte: „Zahlung noch heute, nach gelungenem Werke!“

Der Fremde reichte ihm die Hand und versetzte: „Abgemacht!“

Dann trank er rasch seinen Kaffee und eilte aus dem Zimmer.

Nach wenigen Minuten kam Bonnard mit Römhild zurück. Beide setzten sich nun zu Dumont, und dieser erzählte sofort, was geschehen, indem er Bonnard das Schriftstück überreichte, welches ihm der Schwarzgekleidete gegeben hatte.

Bonnard öffnete dasselbe und erkannte, daß es das Verzeichniß sämmtlicher Theilnehmer der polnischen Verschwörung enthielt.

„Es ist schändlich,“ rief Bonnard, „doch aber auch die höchste Zeit, daß wir uns entfernen. Die Sache ist gelungen. Die Brüder sind ungemein vorsichtig gewesen. Der Polizeilieutenant wird sich getreulich eine halbe Stunde später hier einfinden und natürlicherweise jetzt vergeblich auf den Schwarzgekleideten warten. Die List war gut und ist vorzüglich gelungen. Doch nun das ernste Werk! Vincent brachte mir die Nachricht, daß alle Mitglieder zugegen sein würden; das vereitelt unsere Gegenwart. Es ist deshalb die Aufgabe Vincent's — der er sich bereits unterzieht —, wenigstens einen Verschwörer von der heutigen Sitzung zurückzuhalten, und es fragt sich nun, wer von uns Dreien die Sache übernehmen will.“

„Was ist zu thun?“ fragte Römhild. „Ich bin sehr gern bereit, einer guten Sache zu dienen.“

„Offen gestanden, mein junger Freund, ich würde es gern sehen, wenn Sie sich des Auftrages unterzögen.“

„Gebieten Sie über mich!“ versetzte Römhild.

„Nun denn, so hören Sie! Ich führe Sie bis an den Ort der Versammlung; die Loosung wissen Sie; die Kleidung werden Sie sofort von

Vincent erhalten, nachdem Sie das Local verlassen haben. Sie haben nun weiter nichts zu thun, als beim Schlusse der Versammlung aufzustehen und dem Vorsitzenden diesen Brief und dieses Verzeichniß zu übergeben; das Andere wird sich finden. Aber seien Sie vorsichtig und erschrecken Sie nicht, was sich auch ereignen möge. Bei dem Austritte suchen Sie schleunigst das Weite und eilen zur Loge ‚Grand Orient'. Sie werden uns dort bei der Arbeit finden."

Römhild sagte nun zu, und bald darauf verließen sie zusammen das Zimmer.

Sie durchschritten abermals den großen Saal, der sich noch mehr gefüllt hatte, und traten endlich auf die Straße.

Da hielt auch bereits ein Wagen, und die Stimme Vincent's rief: „Bitte, steigen Sie ein, meine Herren!"

Das geschah denn auch.

„Es wird Einer fehlen, Bruder Bonnard," versetzte Vincent und überreichte dann Römhild ein Päckchen, in welchem sich ein ganz schwarzer Anzug mit schwarzer Sammetmaske befand.

Römhild mußte im Wagen die Kleider wechseln.

Als dies geschehen, hielt der Wagen an, und Dumont und Vincent stiegen aus, während Bonnard mit Römhild weiter fuhr.

Nun waren auch sie am Ziele.

Es war ein niedriges Gebäude, vor welchem der Wagen hielt.

Sie sprangen Beide heraus, und kaum hatten sie den Boden mit den Füßen berührt, als der Wagen auch schon wieder von dannen fuhr.

„Ich kann Sie nur noch bis an die erste Thür führen. Also Muth und Vorsicht, und es wird gelingen!"

Dann trat Bonnard an die Thür und klopfte.

Sofort öffnete sich dieselbe, und ohne Weiteres traten sie in einen dunkeln Hausflur.

Der Thürpförtner ergriff Bonnard bei der Hand und versetzte: „Folgen Sie mir!"

Römhild hielt sich an Bonnard, und so schritten sie den dunkeln Flur dahin.

Plötzlich that sich eine Thür auf, und der Führer ließ die Hand

Bonnard's los, worauf Beide in ein erleuchtetes Zimmer eintraten. Bonnard flüsterte Römhild noch einige leise Worte zu, begleitete ihn durch das Zimmer hindurch in einen schmalen, schwach erleuchteten Gang und verließ dann durch eine geheime Thür seinen Begleiter.

Römhild war nun allein.

Er schritt den Weg fort, und wie es ihm dünkte, mußte er sich unter der Erde befinden.

Plötzlich stand er einer Thür gegenüber.

Er betrachtete diese genau und fand, daß es eine eiserne war.

Nach seiner Instruction klopfte er einmal an die Thür, legte sein Gesicht nahe an ein kleines Gitter und rief: „Tod —"

„Dem Verräther!" scholl es ihm entgegen, und die Thür that sich auf.

Römhild trat ein. Sein Gesicht war ja bereits mit der schwarzen Maske bedeckt, und er stand nun einem Manne gegenüber, welcher dieselbe Kleidung trug. Ohne ein Wort weiter zu wechseln, schritt Römhild in dem Gange weiter, bis er abermals zu einer Thür kam.

Hier klopfte er zweimal.

Darauf öffnete sich die Thür. Ein hoher Lichterglanz blinkte ihm entgegen, so daß er unwillkürlich einen Moment die Augen schließen mußte.

Der Mann, der ihm geöffnet hatte, blieb in der Thür stehen und machte keine Miene, Römhild den Weg frei zu lassen.

Da erinnerte sich glücklicherweise der junge Mann seiner Instruction, und er versetzte: „Dem Verräther —"

„Gilt der Tod!" antwortet der Andere und trat bei Seite.

Römhild befand sich nun in der geheimen Versammlung der polnischen Verschwörer. Alle saßen still auf den Stühlen, welche um eine erhöhte Rednerbühne standen, die mit schwarzem Tuche behangen war.

Es war eine unheimliche Stille in der Versammlung, die nur ein wenig unterbrochen wurde, wenn wieder ein Besucher eintrat.

Plötzlich erhob sich Einer aus der Mitte dieser Männer und schritt auf die Rednerbühne zu.

Kaum stand er oben, so rief der Thürhüter: „Vollzählig!"

„So schließen Sie die Thür und nehmen Sie Platz!" befahl der Mann auf der Rednerbühne.

Das geschah denn auch, und zur größeren Vorsicht wurde noch eine eiserne Stange quer über die Thür gelegt.

Feierliche Stille herrschte nun einige Minuten. Dann begann der Mann auf der Rednerbühne:

„Freunde und Brüder, treue Söhne Polens! Die Stunde, in welcher das große Werk, woran wir Alle schon Jahre lang arbeiten, zur Vollendung kommen soll, tritt immer näher heran. Die Vorbereitungen sind getroffen; es bedarf nur noch eines Winkes von uns, um den Aufstand beginnen zu lassen. Ich habe Sie heute nur deshalb hierher versammelt, um zu hören, ob Sie auch Alle damit einverstanden sind, und bitte Sie nun, sich endgiltig zu erklären."

Die Versammlung schwieg.

Der Redner fuhr fort: „Ich kann das Schweigen nicht als eine Zustimmung annehmen und bitte um Ihr lautes ‚Ja'!"

Dieses „Ja" wurde fast einstimmig gegeben; nur Römhild erhob sich.

Erstaunt richteten sich die schwarzen Masken auf ihn. Dieser aber schritt mitten hindurch, trat an die Rednerbühne und legte die Papiere in die Hände des Redners; dann ging er wieder schweigend zurück nach seinem Platze. Der Redner entfaltete die Papiere.

Es herrschte eine ungemeine Spannung in der Versammlung.

Die Hände des Redners begannen zu zittern, und hastig griffen sie nach dem zweiten Papiere. Als auch dies gelesen war, sank der Mann auf den Stuhl zurück und preßte die Hand auf seine Brust.

Plötzlich erhob er sich, und seine Stimme zitterte, als er begann: „Verschworene, Verrath unter uns!"

Wie von einem elektrischen Schlage berührt, sprangen die Männer alle auf, und fast einstimmig erklang es: „Verrath?"

Der Redner begann: „Gott sei Dank, noch haben wir Zeit, uns zu retten! Graf von P., was steht auf den Verrath?"

Der Genannte gab keine Antwort, sondern taumelte und sank halb ohnmächtig auf den Stuhl zurück.

Da erscholl es einstimmig: „Tod dem Verräther!"

„So nehmt ihn hin und richtet ihn; die Sitzung aber ist geschlossen. Eilt, denn es ist die höchste Zeit!"

Kaum hatte er ausgeredet, so blitzten auch schon mehrere Dolche, und Graf von P. starb den Tod des Verräthers.

„Alles Weitere schriftlich!" rief der Redner.

Die Thüren öffneten sich, und die Verschworenen eilten, so rasch wie möglich, aus diesen Räumen. Römhild wurde mit fortgerissen und kam erst zur Besinnung, als er bereits auf der Straße war.

Er fühlte den Händedruck mehrerer Personen und erwiderte denselben schweigend. Bald befand er sich allein und eilte nun nach der nächsten Wagenstation, wo er einem Kutscher befahl, ihn so rasch wie möglich nach der Loge „Grand Orient" zu fahren.

Achtes Capitel.

Gefunden.

Herr von Flaubin hatte sich in dasselbe Stadtviertel begeben, nach welchem Doctor Römhild gefahren war, und sein Wagen hielt keine hundert Schritte von dem Café Rombeau in St. Germain entfernt.

Das Haus, in welches er trat, war ein höchst stattliches Gebäude, und auch die innere Einrichtung desselben bekundete, daß es einem vornehmen und reichen Manne gehören mußte.

Ein Bedienter, reichlich galonnirt, trat ihm mit großer Devotion entgegen und bat, ihm zu folgen.

Herr Flaubin schien also hier bekannt zu sein.

Schweigend folgte er dem vorangehenden Diener und wurde von diesem in ein Zimmer geführt, in welchem sich abermals ein Lakai befand, welcher ihm mit eben solcher Unterwürfigkeit entgegen kam, wie der erste.

„Melde mich dem Herrn Baron!“ versetzte Flaubin.

„Bitte, Herr von Flaubin, bemühen Sie sich gefälligst durch das Zimmer; der Herr Baron erwartet Sie!“

Flaubin trat in ein düster erleuchtetes Gemach ein.

In einem eleganten, höchst bequemen Rollstuhle saß der uns bekannte Baron von René, der unter dem Namen „Loire“ seine unredlichen Anschläge gegen Amanda unternommen hatte.

Sein Kopf war verbunden, und auch der rechte Arm lag in einer Binde.

„Aber sage mir, René, was Du wieder angegeben hast,“ versetzte Flaubin und schritt auf ihn zu.

Der Baron lächelte wehmüthig und erwiderte: „Glaube mir, es war mein letztes derartiges Abenteuer; ich bin curirt.“

„Nun, das gebe Gott!“ antwortete Flaubin und ließ sich neben dem Kranken nieder.

„Ich habe Dich rufen lassen, um Dir eine vollständige Beichte abzulegen und an Dich die Bitte zu richten, mein Unrecht an jenem braven und tugendhaften Mädchen wieder gut zu machen.“

„Nun, das wäre allerdings der Anfang zu Deiner Besserung; erzähle mir die Sache so kurz wie möglich, denn ich habe sehr wenig Zeit.“

Baron von René legte nun ein offenes Geständniß seines bösen Anschlages gegen Amanda ab.

Als er den Namen Amanda aussprach, zuckte Flaubin zusammen; er verbarg aber sein Erstaunen, bis René vollständig geendet; dann versetzte er: „Und die Aermste befindet sich noch im Gefängnisse?“

„Ich habe bereits dem Untersuchungsrichter die Wahrheit schriftlich mitgetheilt. Amanda ist aus der Untersuchungshaft entlassen worden und wird nur noch zurückgehalten, um nähere Recherchen über sie einzuziehen. Nachdem ich mir überlegt habe, was mir das Mädchen erzählt hat, bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß es jedenfalls das geraubte Kind der Gräfin von Dreschinski ist.“

„Da bist Du gewiß nicht im Irrthume, René. Ein glücklicher Zufall versetzt mich in die Lage, über dieses Geheimniß in den nächsten Stunden Aufklärung zu erhalten,“ erwiderte Flaubin.

Der Baron schien sich darüber zu freuen und versetzte: „Du würdest mir einen Gefallen thun, wenn Du sofort dem betreffenden Untersuchungsrichter die Sache mittheiltest, damit sich mein böser Anschlag für das Mädchen zum Guten wendet.“

Flaubin war sofort bereit, diesen Auftrag auszuführen. Er verabschiedete sich rasch und eilte in den nächsten Minuten nach dem Asyle Amanda's.

Mit Erstaunen erfuhr er dort, daß die Verhaftete soeben auf Befehl des Polizei-Präsidenten abgeholt und nach dessen Wohnung gebracht worden

sei. Nähere Aufklärung konnte er von den Unterbeamten nicht erhalten, und er beschloß, selbe bei dem Untersuchungsrichter zu holen.

Da dieser ganz in der Nähe wohnte, so verlor er weiter nicht viel Zeit und konnte immer noch zur rechten Zeit in der Loge sein.

Der Untersuchungsrichter theilte ihm, nachdem er seine Kenntniß von der Sache gezeigt hatte, mit, daß er sich allerdings nicht getäuscht habe und daß Amanda nach allen den vorliegenden Beweisen wirklich die Comtesse Cäcilie von Dreschinski sei.

Flaubin eilte nun zu dem Polizeipräsidenten.

Hier erhielt er die genaueste Aufklärung, und er begab sich dann in Begleitung des Präsidenten nach der Loge „Grand Orient".

Die Brüder waren versammelt und die Arbeiten eröffnet. Es war heute jedoch mehr eine Besprechung über zwar höchst wichtige Dinge, die aber von der gewöhnlichen Logen-Arbeit abwichen.

Es handelte sich nämlich um die entdeckte polnische Verschwörung.

Bruder Flaubin, welcher ganz besonders in dieser Sache thätig gewesen war, hatte das Wort und schilderte den Brüdern, auf welche Weise er von dem Verrathe des Grafen P. Kenntniß erlangt und wie er Bruder Bonnard die Angelegenheit mitgetheilt habe.

„Wir werden dadurch den Ausbruch der Empörung entweder ganz aufheben oder doch die Sache hinausschieben. Sodann haben wir wohl auch die Hoffnung, daß Bruder Werther uns die Gunst der Gräfin zuwendet, und ich glaube, daß dieses Ereigniß sehr vortheilhaft für unsere Bestrebungen sein wird."

Da erhob sich Bruder Bonnard und theilte nun mit, was bereits geschehen war, wobei er erklärte, daß er jeden Augenblick die Ankunft Doctor Römhild's erwarte, um von diesem ein genaues Resultat zu erfahren.

Kaum hatte er ausgeredet, so ertönte das maurerische Klopfen an der verschlossenen Thür.

Der Wachthabende wiederholte das Zeichen und meldete dem Meister vom Stuhle, daß ein Bruder Freimaurer Einlaß begehre.

„Sehen Sie nach, Bruder Wachthabender, wer da ist!"

Der Genannte öffnete nun ein wenig die Thür und fragte, wer da sei.

Doctor Römhild befand sich vor der Thür und antwortete in maurerischer Weise, worauf der Wachthabende erklärte:

„Treten Sie ein, mein Bruder!"

Römhild trat ein und machte, während er an der Thür stehen blieb, das Logenzeichen.

„Ihr Name, mein Herr?" fragte der Meister vom Stuhle.

„Römhild," versetzte der Angekommene.

„Treten Sie näher, mein Bruder! Ihre Mission ist uns bekannt; bitte, statten Sie uns Bericht ab!"

Römhild war ein wenig erstaunt, daß diese Angelegenheit, in der er thätig gewesen war, hier in der Loge verhandelt wurde.

Ein Blick Bonnard's, den er in der Nähe des Meisters erblickte, nöthigte ihn, seinen Rapport abzustatten.

Mit großer Spannung folgte man seinen Worten, und als er geendet, brach ein beifälliges Gemurmel aus, welches allerdings durch den Schlag des Hammers sofort wieder verstummte.

„Sie haben der Loge einen großen Dienst erwiesen, mein Bruder. Setzen Sie sich!" versetzte der Meister vom Stuhle.

Das Ereigniß wurde nun noch weiter besprochen, und Römhild ersah aus der ganzen Verhandlung, daß die Loge bemüht war, jede politische Unruhe zu unterdrücken, um die schrecklichen Folgen einer unnützen Empörung zu vermeiden.

„Gehorsam dem Oberhaupt und Achtung dem Staatsgesetze!" das war die Loosung.

Bonnard theilte nun in einer längeren Rede mit, daß er durch dieses Ereigniß große Vortheile für ihr Bestreben dadurch erwarte, daß er die Hilfe der Gräfin in materieller Hinsicht für sicher halte.

Da erhob sich der Polizeipräsident und begann: „Meine Brüder, wenn wir heute zufrieden über den Ausfall dieses Ereignisses sind, so lassen Sie mich Ihnen noch eine Mittheilung machen, welche Sie gewiß interessiren und freuen wird. Mein Bruder Bonnard, Ihre Nachforschungen sind wunderbarerweise zur Erledigung gelangt. Ich kann Ihnen die Mittheilung machen, daß die Verlorene gefunden ist. Amanda — oder vielmehr Comtesse Cäcilie von Dreschinski befindet sich in meinem Hause."

Bonnard stieß einen freudigen Ruf aus und bat um nähere Mittheilung.

Das geschah denn auch mit kurzen Worten, und die Versammlung wurde durch dieses neue Ereigniß immer freudiger gestimmt, da dies ja noch mehr Veranlassung gab, ihre Erwartungen für sicher zu halten.

Nachdem noch beschlossen worden war, die Namen der Verschwörer den Behörden zu nennen, damit auch von jener Seite die Personen überwacht werden könnten, wurden die Arbeiten geschlossen.

Bonnard mit seinen Freunden, zu denen sich auch der Polizeipräsident und Herr von Flaubin gesellten, blieben noch einige Zeit zusammen, um sich über die Errungenschaften des heutigen Tages zu freuen.

Zum Schlusse ward bestimmt, Amanda am nächsten Tage zu besuchen und sie von Allem in Kenntniß zu setzen. —

Wir verließen Amanda, als sie aus der Gefängnißzelle entlassen und in ein besseres Zimmer gebracht worden war.

Die Worte des Beamten hatten einen Sturm der Gefühle in ihrem Gemüthe erweckt.

Was hatte man mit ihr vor? Wie konnte ihr Verweilen an diesem Orte zu ihrem Besten sein?

Diese Fragen waren es, welche sie gewaltig erregten.

Beruhte die Andeutung der alten Bicêtre wirklich auf Wahrheit und war sie das Kind vornehmer Eltern? Sollte sie hier einem neuen Leben wiedergegeben werden?

Da fielen ihr die Worte Jardin's ein.

Eine ungeheuere Unruhe erfaßte sie, und sie sehnte sich mit großer Ungeduld nach endlicher Aufkläru g des Räthsels ihres Lebens.

Während dessen war das Schicksal für sie thätig.

Der Untersuchungsrichter hatte sofort die Acten dem Polizeipräsidenten eingesendet, da auch er bereits von Jenem Instruction hinsichtlich der Auffindung Amanda's erhalten hatte.

Der Präsident erkannte bald, daß die Gefangene die flüchtige Amanda sein müsse. Nur die Anklage, welche wider sie erhoben war, hielt ihn ab, weiter vorzugehen.

Als aber die Nachricht bei ihm eintraf, daß sie vollständig unschuldig sei, befahl er sofort, Amanda zu ihm zu führen.

Der Beamte trat selbst in das Gemach des Mädchens und verkündigte ihr, daß sie zum Präsidenten befohlen sei.

Amanda erschrak und fragte nach der Ursache dieses Befehles.

„Fürchten Sie sich nicht, mein Fräulein; Ihr Geschick hat eine Wendung erfahren. Sie werden gesucht und sind gefunden worden," antwortete der Beamte.

„Von wem werde ich gesucht?"

„Von Ihren Eltern?"

„O mein Gott, sprechen Sie die Wahrheit?" rief Amanda in der höchsten freudigen Aufregung.

„Die reine Wahrheit, mein Fräulein. Schon seit Wochen sind Sie den Nachforschungen Ihrer Angehörigen entflohen."

„Mein Gott, ich glaubte, man wollte mich wieder in die Hände des Zigeuners bringen!" flüsterte Amanda.

„Darin irrten Sie, mein Fräulein, und Sie sind unbewußt einem Glücke entflohen, das Ihnen jetzt allerdings wohl nicht mehr entgehen wird. Ich bitte also, mir gefälligst folgen zu wollen!"

Amanda zögerte nun nicht länger.

Mit welchen Gefühlen sie in das Zimmer des Präsidenten trat, kann man sich wohl leicht vorstellen.

Doch der würdige Mann empfing sie mit der größten Freundlichkeit, wodurch die ängstliche Schüchternheit Amanda's einem kindlichen Vertrauen zu dem Präsidenten wich.

Mit vollständiger Offenherzigkeit erzählte sie nun auch dem Präsidenten ihr Schicksal.

Wie beglückten sie die Worte desselben, als er ihr verkündigte: „Nun fassen Sie neuen Lebensmuth, mein Kind! Ihre Leiden sind nun vorüber, und der Himmel belohnt Ihre Standhaftigkeit und Tugend und führt Sie in die Arme einer Sie zärtlich liebenden Mutter. Sie haben die Armuth im höchsten Grade kennen gelernt und auch deren Gefahren für die Tugend der Menschen; desto größer werden Sie nun das Glück empfinden, plötzlich in eine Lage versetzt zu werden, die Sie in die höchsten Kreise der menschlichen Gesellschaft und in Reichthum und Ueberfluß versetzt."

„Mein Gott, ich passe nicht in vornehme Kreise!" flüsterte Amanda.

„Sie werden sich bald an der Seite Ihrer Mutter wohl fühlen, mein Kind.“

„Wollen Sie mir nicht sagen —“

„Nein, nein, ich kann noch nichts verrathen; aber morgen werde ich Sie dem Manne zuführen, der Ihnen die nähere Aufklärung geben und Sie auch den Armen Ihrer Mutter zuführen wird,“ fiel der Präsident lächelnd ein. „Jetzt aber wollen Sie das für Sie bestimmte Zimmer betreten und sich der Garderobe bedienen, welche Sie daselbst finden werden,“ fuhr er fort. „Ein Mädchen wird Ihnen behilflich sein, und nach einer Stunde werde ich mir erlauben, Sie abzurufen und Sie in meiner Familie einzuführen.“

„Mein Gott, ich — möchte lieber allein sein,“ stammelte Amanda.

„Nein, nein, haben Sie nur keine Angst; meine Töchter werden Sie wie eine Freundin empfangen und Ihnen die Stunden verkürzen helfen, die Sie noch von Ihrem Glücke trennen,“ lächelte der Präsident und schellte.

Ein Diener trat ein.

„Sende Jeannette!“ befahl der Präsident.

Bald darauf trat ein freundliches Kammermädchen ins Gemach.

„So, bitte, mein Fräulein, folgen Sie Jeannette, und nach einer Stunde finde ich mich bei Ihnen ein!“

Mit den Worten verbeugte sich der Präsident vor Amanda, und diese folgte schweigend dem Mädchen.

Dies geschah am Tage vor den nächtlichen Ereignissen, die wir eben erzählt haben.

Amanda wurde noch in die Familie des Präsidenten eingeführt und fand daselbst die liebevollste Aufnahme.

Flaubin's Besuch bei dem Präsidenten erfuhr sie nicht.

Am andern Morgen, als sie nach einem erquicklichen Schlummer erwachte, trat das gestern Erlebte mit mächtiger Gewalt vor ihre Seele.

Sie richtete sich auf und begrüßte die Sonnenstrahlen, welche in ihr Zimmer fielen, in freudiger, hoffnungsvoller Bewegung.

„Heute,“ flüsterte sie, „soll sich mein Geschick erfüllen. O mein Gott, so wäre ich also zu einem neuen Leben erwacht! Nach der Morgenröthe, die mir dort im Gefängnisse aufstieg, soll heute der neue, junge Tag folgen.“

Sie faltete die Hände und verblieb längere Zeit in inbrünstigem Gebete.

Mit einer Seligkeit, wie sie dieselbe noch nie empfunden, erhob sie sich dann von ihrem Lager und kleidete sich an.

Jetzt erst bemerkte sie die Güte ihrer Kleider, und sie blickte nicht ohne ein gewisses Wohlgefallen in den großen Spiegel, der ihr Bild vollständig zurückgab.

Als sie bereits mit ihrer Toilette fertig war, klopfte es leise an die Thür ihres Zimmers.

Sie eilte und öffnete.

Jeannette, das Kammermädchen, trat ein.

„Aber, mein gnädiges Fräulein, Sie sind ja schon angekleidet!" rief sie überrascht.

Amanda lächelte und schlug verlegen die Augen nieder, während die kleine Zofe mit sachverständigen Augen die Toilette musterte.

„Erlauben Sie, mein Fräulein, ich muß noch einige kleine Verbesserungen an Ihrer Toilette vornehmen," versetzte dann Jeannette und führte auch sofort ihren Vorsatz aus.

Amanda erkannte bald, daß sie so manchen Fehler beim Ankleiden begangen hatte, und erröthete über ihre Unkenntniß in der Toilettenkunst.

Doch Jeannette war zartfühlend genug, um mit einem gewissen Scherz darüber hinwegzugehen.

„So," versetzte endlich die Zofe, „jetzt wollen wir Ihr schönes Haar noch ein wenig in Ordnung bringen, und dann schauen Sie aus wie eine Prinzessin."

Die prächtigen Haare Amanda's gestalteten sich unter den kunstgeübten Händen Jeannettens bald zu moderner Haartour, worüber aber Amanda weniger erfreut war; sie bedauerte aufrichtig ihre schönen Flechten, als sie dieselben in solch' veränderter Form im Spiegel erblickte.

Doch Jeannette erklärte mit höchst wichtiger Miene, daß sie die Tour ausgezeichnet gut kleide.

Amanda mußte es schon glauben.

Als nun die Toilette zur Zufriedenheit der Zofe beendet war, begab sich Amanda nach dem Familienzimmer des Herrn Präsidenten.

Auch heute kam man ihr mit derselben Liebenswürdigkeit entgegen wie gestern.

Das Frühstück verlief in heiterer, ungebundener Weise.

Amanda konnte eine gewisse Beklemmung nicht ganz unterdrücken, da es ja das erste Mal war, daß sie in solch' vornehmer Familie sich bewegte. Aber ihr angeborener Anstand und ihr richtiges Gefühl halfen ihr über so manche Förmlichkeit glücklich hinweg.

Nach Beendigung des Mahles begann der Präsident: „Nun, mein Fräulein, naht die Stunde, welche ein gütiges Geschick Ihnen bescheert hat, und Sie gestatten mir wohl, Ihnen bereits vorher meine herzlichste Gratulation auszusprechen. Möge Sie auch auf Ihrer neuen Lebensbahn der Segen Gottes und des Himmels Schutz so gnädig weiter begleiten, wie es bisher geschehen ist!"

Mit den Worten ergriff er die Hand des Mädchens und drückte sie herzlich.

Ebenso sprach die ganze Familie ihre Glückwünsche aus, und Amanda war tief bewegt.

Eine Frage derselben nach dem ihr bevorstehenden Glücke unterdrückte der Präsident mit den Worten: „Ich will Ihnen den Eindruck dieser Enthüllung nicht schmälern, mein Kind, und bitte nur, noch einige Tage unser Gast sein zu wollen."

Amanda sagte natürlich zu und verließ dann das Gemach, um in ihrem Zimmer die Herren zu erwarten, die ihr die Entscheidung für ihr ferneres Leben bringen sollten.

Man kann sich wohl leicht vorstellen, mit welcher Ungeduld nun auch Doctor Römhild den Anbruch des Morgens erwartete.

Von Schlaf war bei Beiden nicht die Rede.

Kaum graute der Morgen, als sich Bonnard von seinem Lager erhob, rasch ankleidete und in das Zimmer Doctor Römhild's trat.

Er schien sehr überrascht zu sein, auch diesen bereits munter und angekleidet zu finden.

„Verzeihen Sie, mein junger Freund, daß ich schon jetzt zu Ihnen komme; aber es scheint mir, als ob es Ihnen gerade so ergangen wäre wie mir; die Unruhe läßt mich nicht schlafen," begann Bonnard.

„So ist es mir ebenfalls gegangen, Herr Capitain.“

„Wenn es Ihnen recht ist, so plaudern wir ein wenig, um die Zeit zu vertreiben,“ versetzte Bonnard.

„Sie kommen meinem Wunsche ganz entgegen, Herr Capitain, denn offen gestanden, sind es mehrere Ursachen, die diese Nacht den Schlaf von meinen Augen gescheucht haben,“ entgegnete Doctor Römhild.

„Ja, ich kann's mir schon denken, mein lieber Bruder,“ fiel der Capitain ein. „Sie wollen jedenfalls Auskunft haben über unsere heutige nächtliche Arbeit in der Loge?“

„Sie haben's getroffen. So viel mir Doctor Werther gesagt hat, beschäftigt sich die Loge nicht mit Politik. Ich habe bereits eine ähnliche Frage an Bruder Flaubin gerichtet, von diesem aber die Antwort erhalten, daß ich darüber von Doctor Werther nähere Aufklärung erhalten würde oder — wie er mir sagte — von der Loge selbst. Sie würden mich wirklich recht sehr verbinden, wenn Sie mir diese Aufklärung schon heute geben würden, denn ganz offen gestanden, bin ich nicht in diesen Orden getreten in der Absicht, im Geheimen politische Zwecke zu verfolgen und mich womöglich in Verbindungen zu begeben, welche meinen Grundsätzen vollständig entgegen sind. Was ich in der Loge suche, das wissen Sie ja sowohl als auch Doctor Werther und die Loge in H., die mich aufgenommen hat.“

„Beruhigen Sie sich, mein Bruder. Sie sind nicht Mitglied der Loge ‚Grand Orient‘, und ihre Mutterloge hat keine Betheiligung in der Sache, in welcher Sie gestern der Loge ‚Grand Orient‘ einen Dienst erwiesen haben. Von einer politischen Verschwörung kann in der Loge nicht die Rede sein, was Sie ja auch bereits in der Arbeit heute gehört haben. Es war nur eine vorübergehende Thätigkeit, die jedenfalls zum Segen der Menschheit geschehen ist. Damit bitte ich Sie, sich zu beruhigen; werden Sie erst weiter in der Erkenntniß geschritten sein, dann dürfte es mehr angezeigt sein, mit Ihnen darüber zu sprechen.“

„Nun gut; obgleich das sehr wenig ist, was Sie mir sagen, mein Bruder, so will ich mich doch damit begnügen, wenn ich eben weiß, daß meine Person fernerhin nicht mehr zu solchen Aufträgen heran gezogen werden wird,“ erwiderte Römhild.

„Darüber können Sie vollständig ruhig sein. Sobald wir nach Hause

kommen, werden Sie jedenfalls von Werther etwas Näheres erfahren und auch den Zweck Ihrer heutigen Thätigkeit vollständig erklärt erhalten."

„Gut, das sei abgethan. Nun aber die andere Frage: Bleiben wir noch längere Zeit hier oder reisen wir zurück?"

„Unsere Mission ist glücklicherweise erfüllt," versetzte Bonnard, „und ich denke, nach zwei oder drei Tagen können wir unsere Reise antreten."

„Und Sie nehmen natürlich Comtesse Cäcilie sofort mit nach H.?"

„Ei, gewiß."

„Ist dies nicht ein wenig voreilig?" fragte Römhild.

„Wie so?" versetzte Bonnard.

„Wenn nun Amanda nicht das Kind der Gräfin wäre, was dann?"

„Aber — wie kommen Sie zu dieser Vermuthung?"

„Der Gedanke hat mich die ganze Nacht unruhig gemacht; es wäre doch leicht möglich, daß hier eine Verwechselung stattfinden könnte. Haben Sie denn solche sichere Merkmale oder Beweise in den Händen, woraus Sie definitiv annehmen können, daß die Gefundene das geraubte Kind sei?"

„Sie haben sich unnöthig Sorge gemacht, mein junger Freund; das ist von mir schon vorgesehen. Comtesse Cäcilie trägt ein natürliches Kennzeichen an sich, das ich genau kenne, und sodann sind die Urheber des Verbrechens noch vorhanden und werden im Laufe des heutigen Tages vernommen und Amanda gegenüber gestellt werden."

„Nun, so ist es gut; ich glaubte Sie darauf aufmerksam machen zu müssen."

Nach einigen für unsere Geschichte unbedeutenden Gesprächen war wirklich der Tag angebrochen, und die Beiden trennten sich, um ihre Toilette zu vervollständigen und dann zu der bestimmten Zeit nach dem Hause des Präsidenten zu fahren.

Amanda war nur eine halbe Stunde wieder allein in ihrem Zimmer, als Jeannette eintrat und die Herren Capitain Bonnard und Doctor Römhild meldete.

Wie klopfte ihr Herz, als sie diese Worte vernahm!

Mit zitternder Stimme gab sie dem Mädchen den Auftrag, die Herren hereinzuführen.

Bereits der erste Blick, den Beide auf Amanda warfen, sagte ihnen,

daß sie der Tochter ihrer Herrin, der Gräfin von Dreschinski, gegenüber standen.

Bonnard verbeugte sich leicht und trat dem jungen Mädchen mit den Worten näher: „Ich preise mich glücklich, diesen Augenblick erlebt zu haben, gnädigste Comtesse Cäcilie von Dreschinski.“

„Comtesse?“ stammelte Amanda und wankte nach dem Sessel, in welchen sie in höchster Erregung sich niederließ.

Da trat auch Römhild näher.

„Ich bin der Leibarzt Ihrer Frau Mutter —“

Doch weiter kam er nicht in seiner Rede; ein Blick auf das Mädchen, und er hielt inne.

Mit zwei Schritten war er an der Thür, riß diese rasch auf und rief nach kaltem Wasser.

Amanda war der Aufregung erlegen und ohnmächtig geworden.

Das Gewünschte wurde schnell herbeigebracht, und der Herr Präsident, welcher sich in der Nähe befand, eilte selbst herbei.

Nach einiger Bemühung des Doctors erwachte Amanda von dieser Bewußtlosigkeit, und als sie die Herren um sich stehen sah, flüsterte sie mit leiser Stimme: „So ist es wirklich Wahrheit und kein Traum?“

„Ich habe die Freude, Ihnen nur die Wahrheit zu verkündigen, gnädigste Comtesse,“ versetzte Bonnard.

„Mein Gott, und die Gräfin Dreschinski meine — Mutter?“ stammelte Amanda. „Wodurch wollen Sie dies beweisen, meine Herren?“

„Wenn Sie mir eine Frage beantworten wollen, Comtesse, so würde der erste Beweis sofort geliefert werden,“ lächelte Bonnard, der ja seiner Sache bereits sicher war.

„Ich bitte, mein Herr, fragen Sie!“ hauchte das Mädchen.

„Haben Sie nicht an Ihrem rechten Ohre ein kleines Muttermal?“ lächelte Bonnard.

Amanda griff rasch mit der Hand an das Ohrläppchen und rief: „Mein Gott, das stimmt!“

„Das Mal hat die Form eines Sternchens?“ fuhr Bonnard fort und trat näher an Amanda heran.

Da sank die Hand des Mädchens herab, und ihre Lippen flüsterten: „Das ist auch richtig."

Da neigte sich Bonnard herab und erkannte das soeben beschriebene natürliche Zeichen.

Dann griff er in seine Tasche und brachte ein kleines Etui hervor, das er rasch öffnete und Amanda mit den Worten entgegen hielt: „Bitte, Ihr Portrait als kaum zweijähriges Kind in den Armen Ihrer Frau Mutter!"

Hastig griff Amanda nach dem Bilde.

Ihre Augen füllten sich mit Thränen der Freude, und sie drückte schweigend das Portrait an ihre Lippen.

Dann stammelte sie: „Gott sei gepriesen!" und sank wieder auf den Sessel zurück.

„Bitte, wollen Sie nicht gefälligst Platz nehmen?" ergriff nun der Präsident das Wort, während er sich an Bonnard und Römhild wendete.

Die Herren setzten sich.

„Ich habe noch eine große Bitte an Sie, Herr Präsident!" versetzte Bonnard.

„Sprechen Sie nur, mein verehrter Freund!"

„Zur vollständigen Legitimation der Persönlichkeit der Comtesse dürfte noch das Bekenntniß der drei verhafteten Personen Babette Bicêtre, Fillet und Jam nicht zu verwerfen sein und eine Confrontation derselben mit der gnädigen Comtesse nöthig erscheinen. Wollen Sie die Güte haben —"

„Ich verstehe schon, Herr Capitain, und habe auch bereits Sorge getragen, daß dies im Laufe des morgenden Tages geschehen kann," fiel der Präsident ein.

Bonnard dankte mit herzlichen Worten.

Der Präsident aber fuhr fort: „Sie würden mich verbinden, wenn Sie die gnädige Comtesse bis zu Ihrer Abreise in meiner Familie —"

„O, Sie kommen meiner Bitte zuvor!" fiel Bonnard freundlich ein.

Da öffnete sich ungestüm die Thür, und Jardin, der Musikant, stürzte in das Zimmer.

Hinter ihm erschien ein Diener und rief: „Der Herr ließ sich auch mit Gewalt nicht zurückhalten!"

Jardin aber erblickte kaum Amanda, als er auf sie zueilte und vor ihr auf seine Kniee niedersank, während er rief: „Sie sind gefunden, — Gott sei gelobt!“

Der Präsident hatte sich erhoben, und als er sah, wie Amanda erschrocken zurückfuhr, rief er heftig: „Wer sind Sie und wie können Sie wagen, auf solche Weise in mein Haus zu dringen?“

Da erhob sich Jardin.

Er war sehr bleich geworden, hatte aber eine merkwürdige Ruhe erlangt.

„Meine Herren, verzeihen Sie mir mein sonderbares Benehmen; ich will Ihnen sofort Rechenschaft ablegen.“

Nach den Worten holte er tief Athem und fuhr dann fort: „Ich habe diese Dame noch als arme Sängerin, als sie unter der Gewalt des Zigeuners stand, kennen und — ich gestehe dies zum ersten Male — lieben gelernt.“

Amanda stieß einen leichten Schrei aus.

Mit wehmüthigem Blicke wendete sich Jardin nach ihr hin und fuhr fort: „Fürchten Sie nichts, gnädigste Comtesse; ich werde nur die Wahrheit sprechen, und Sie wissen ja, daß Sie durch diese nicht im Geringsten beleidigt werden können. Meine Liebe war eine stille und hoffnungslose. Amanda wies mich zurück, und ich habe sie in keiner Weise mehr belästigt. Dessen ungeachtet schwebte ihr Bild stets vor meinen Augen und verblieb in meinem Herzen. Dadurch wurde sie mein Schutzgeist und erhielt mich auf dem Wege der Tugend. Als ich ihr wunderbares Geschick erfuhr, war es meine Aufgabe, sie zu suchen, um einen Theil an ihrem Glücke zu haben. Es ist geschehen ohne mein Zuthun, und ich danke Gott. Daß ich hierher gekommen, geschah, um sie noch einmal zu sehen und auf ewig Abschied zu nehmen.“

Hier machte Jardin eine kleine Pause.

Dann wendete er sich wieder an Amanda und rief: „Leben Sie wohl, Comtesse, und werden Sie recht glücklich! Ich scheide und werde Sie niemals vergessen.“

Bei den Worten bedeckte er sein Gesicht und eilte wieder aus dem Zimmer.

Diese Unterbrechung hatte eine eigenthümliche Stimmung hervorgebracht. Amanda oder Comtesse Cäcilie — wie wir sie nun nennen wollen — ergriff zuerst das Wort und flüsterte, während sie die Augen niederschlug: „Verzeihen Sie dem armen Jardin; er scheint recht unglücklich zu sein! Vielleicht könnte man etwas thun, ihm eine bessere Stellung zu bereiten."

„Er ist ein braver Mensch und eines besseren Looses würdig. Ihr Wunsch, Comtesse, wird sofort erfüllt werden," versetzte Bonnard.

Nach kurzer Zeit begab man sich in das Familienzimmer des Präsidenten. —

Zwei Tage waren vergangen. Die Confrontation war geschehen. Die drei Verhafteten hatten die Identität der Person Amanda's mit der geraubten Comtesse Cäcilie bezeugt.

Auf besondere Fürbitte Cäciliens wurden die Verhafteten wieder auf freien Fuß gesetzt und eine Anklage gegen sie nicht erhoben.

Charles Dumont mit seinem Sohne Louis Dumont blieben noch einige Stunden vor der Abreise Bonnard's und Römhild's mit diesen zusammen, ohne daß Cäcilie erfuhr, in welcher Weise der alte Dumont in ihr Geschick eingegriffen hatte.

Nach der Abreise Bonnard's aber zogen auch sie nach einer entfernten Provinz Frankreichs, um dort ein neues Leben zu beginnen.

Neuntes Capitel.

Ein Wiedersehen.

Gräfin Helene zählte die Stunden, welche sie noch von dem Wiedersehen ihres geliebten Kindes entfernt hielten.

Doctor Werther aber war seit der Nachricht von dem Verrathe des Grafen P., wovon er durch jenen Brief, den ihm Maler Bernhard überbracht hatte und der — wie wir jetzt wissen — von Flaubin ausgegangen war, Kenntniß erhalten, sehr mit Correspondenz beschäftigt, so daß er selten das Palais verlassen konnte.

Desto öfter aber wurde er von Bernhard besucht, welcher jetzt von Allem genau unterrichtet war, was sich im Hause Mühlberg's ereignete.

Die Familienangelegenheiten erfuhr er entweder durch Elsbeth selbst oder durch Mamsell Rose.

Beide besuchten ihn öfters.

Aber auch über das Leben Paul Dornburg's hatte er genaue Kenntniß, die ihm der Rector Raimund überbrachte oder durch schriftliche Mittheilungen zukommen ließ.

Ein eigenthümliches Entgegenkommen seitens des Rectors war dem Doctor zu Theil geworden.

Bald nach der Verlobungsanzeige Paul Dornburg's mit Elsbeth Mühlberg war eines Tages Raimund bei ihm erschienen, um angeblich sich nach seinem Freunde Römhild zu erkundigen.

Die Unterhaltung führte sie auch auf die Tagesneuigkeiten und somit auf jene Verlobungsanzeige.

Ohne von Werther dazu veranlaßt worden zu sein, versetzte plötzlich der Rector: „Ich fürchte, Sie haben Ihre Pflegebefohlene nicht gehörig in Schutz genommen, Herr Doctor.“

Werther blieb bei dieser sonderbaren Aeußerung ruhig, und auch nicht die geringste Bewegung seines Gesichtes verrieth sein innerliches Erstaunen.

„Ich weiß nicht, wie Sie das meinen, Herr Rector,“ versetzte er in gleichgiltigstem Tone.

„Fräulein Elsbeth kann unmöglich an der Seite des jungen Dornburg glücklich werden,“ erwiderte Raimund.

„Das ist ein großer Ausspruch, Herr Rector. Kennen Sie den jungen Mann so genau, um Ihre Ansicht zu rechtfertigen?“

„Ich kenne Dornburg erst seit kurzer Zeit; doch was ich während dieser Zeit über ihn erfahren, berechtigt mich wohl zu meiner ausgesprochenen Ansicht.“

„Sie beunruhigen mich,“ versetzte Werther, der sofort seinen schon gehegten Verdacht bestätigt fand und Raimund als einen eifersüchtigen Nebenbuhler Dornburg’s erkannte. Ebenso schien er seine Vermuthung über den Charakter des Rectors bestätigt zu finden.

Er hatte sofort seinen Plan gefaßt, um den Eifersüchtigen für seine Zwecke zu gewinnen.

Deshalb ging er nun auf die Idee Raimund’s ein.

„Dornburg,“ fuhr der Rector fort, „ist in enger Verbindung mit Personen, deren Freundschaft ihm nicht zur Ehre, noch weniger zum Guten gereichen kann, und er wird jedenfalls zu spät zur Erkenntniß kommen.“

„Ich habe bereits gehört, daß er sich für demokratische Ideen begeistern soll,“ warf Werther ein.

Der Rector nickte zustimmend mit dem Kopfe und versetzte: „Er ist sogar so begeistert, daß selbst Versuche, und zwar sehr ernstliche Versuche von Seiten seines Vaters an seiner Begeisterung gescheitert sind. Uebrigens ist dies nicht der alleinige Grund, der mich veranlaßt, für Fräulein Elsbeth zu fürchten.“

„Und welche Ursache könnten Sie noch anführen?“ fragte Werther.

„Mit einem Worte, sein unmoralischer Lebenswandel,“ versetzte der Rector.

„Ah, das wäre allerdings noch mehr zu bedenken," fiel der Doctor ernst ein.

„Sie können sich darauf verlassen, Herr Doctor, der junge Dornburg ist nicht der Mann, der Fräulein Elsbeth glücklich machen könnte. Es thut mir sehr leid, daß ich bei dieser Behauptung bleiben muß."

„Hm, Sie können sich wohl denken, daß mich die Sache ungemein alterirt," flüsterte Werther mit nachdenklicher und sorgenvoller Miene. „Wenn man nur irgend einen Anhalt hätte, um die Unmoralität Dornburg's zu beweisen und Elsbeth somit warnen zu können!"

„O, dies kann gar nicht schwer fallen; ich will Ihnen viele solche Beweise einbringen," rief der Rector hastig.

„Wirklich?" fragte Werther. „Nun, Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir behilflich sein wollten, diese Gefahr von dem Haupte meiner Schutzbefohlenen noch rechtzeitig abzuwenden."

„Mit Vergnügen, Herr Doctor. Ich finde schon Gelegenheit, Paul Dornburg zu beobachten."

In dieser Weise war die Verbindung des Rectors mit Werther eingeleitet worden.

Raimund verfolgte förmlich den jungen Mann und stattete Werther von allen dessen Handlungen gewissenhaften Bericht ab.

Dem Doctor war es ja nicht darum zu thun, Nachricht von Paul Dornburg's Lebenswandel zu erhalten, darüber war er ja schon belehrt, sondern Raimund selbst wollte er immer besser kennen lernen und ihn gewissermaßen in seine Gewalt bringen.

Daß der Rector Elsbeth liebte, wußte er ja bereits. Jetzt war es nöthig, da auch derselbe bereits seine Eifersucht gezeigt hatte, zu erforschen, wie weit dieselbe über ihn Macht haben und zu welchen Ausschreitungen sie den verliebten Raimund treiben könnte.

Daß der Rector eine Absicht hegte, das war Doctor Werther sofort klar geworden.

Es ist gegen Abend. Der Doctor war eben im Begriffe, sich nach den Zimmern der Gräfin zu begeben, als ihm Rector Raimund gemeldet wurde.

Dieser Besuch war dem Doctor in dem jetzigen Momente gerade nicht

angenehm, und er ließ den Rector durch Baptiste bitten, doch morgen seinen Besuch gütigst zu widerholen, da er jetzt sehr beschäftigt und eine Unterbrechung ihm nicht gut möglich sei.

Doch der Diener brachte sofort die Antwort des Rectors, daß die Angelegenheit eine sehr wichtige sei, in welcher er den Herrn Doctor zu sprechen wünsche, und deshalb dringend um einige Minuten Gehör bäte.

Unwillig rief der Doctor: „So führe den Quälgeist herein!“

„Verzeihen Sie, Herr Doctor, daß ich so aufdringlich bin; aber Sie werden selbst zugestehen, daß ich durchaus stören mußte, denn die Sache ist von ungemeiner Wichtigkeit und großer Tragweite,“ begann der Rector, als er ins Zimmer trat.

„Sie machen mich sehr neugierig, Herr Rector, und ich bitte, mich nicht allzu lange auf die Sache warten zu lassen. Bitte, nehmen Sie Platz!“ erwiderte der Doctor, ohne sich von seinem Stuhle am Schreibtische zu erheben.

Der Rector ließ sich neben Werther nieder und begann: „Ich habe gehört, daß der Baron von Schild an Herrn Mühlberg geschrieben und Einsprache gegen die Verlobung Elsbeth's mit Dornburg gethan haben soll.“

„Ah, und woher haben Sie diese Neuigkeit?“ fragte Doctor Werther überrascht.

Der Rector wurde verlegen.

„Nun, bitte, vor mir brauchen Sie sich nicht zu geniren; wir streben ja nach einem gemeinschaftlichen Ziele,“ drängte Werther in ernstem Tone.

„Hm, die Sache ist sehr delicater Natur, Herr Doctor, und eigentlich noch so gut wie ein Geheimniß. Ich bitte, mein Geständniß auch als solches aufzunehmen,“ versetzte der Rector zögernd, während er die Augen niederschlug.

„Ei ei, sind Sie auch mit Geheimnissen umgeben?“ lächelte der Doctor.

„Nur dies eine, Herr Doctor. Und wenn ich es Ihnen offenbare, so wollen Sie das große Vertrauen erkennen, welches ich zu Ihnen fühle.“

„Wenn es Ihnen schwer fällt, Herr Rector, so —“

„Nein, nein, Sie mögen es erfahren,“ fiel rasch der Rector ein. „Ich — habe diese Kunde von Fräulein Anna Dornburg erfahren.“

„Ah!“ rief der Doctor jetzt wirklich erstaunt.

Der Rector aber warf ihm einen lauernden Blick zu und erwiderte: „Fräulein Anna hat eine Unterredung ihres Herrn Vaters mit Herrn Mühlberg angehört und aus dieser diese Nachricht erfahren.“

„Hm, ist Fräulein Anna Dornburg so neugierig, daß sie die Gespräche ihres Vaters belauscht?“

Der Rector erröthete.

„Das hätte ich nicht geglaubt,“ fuhr Werther fort, „und zu dieser Untugend scheint sich noch eine zweite, die Schwatzhaftigkeit zu gesellen.“

„Herr Doctor, Sie haben mich unterbrochen und nicht ausreden lassen; deshalb beurtheilen Sie diese Sache zu hart,“ versetzte Raimund.

„Hm, ich glaube nicht, Herr Rector; doch auf welche Weise wollen Sie Fräulein Anna entschuldigen?“ fragte der Doctor erwartungsvoll.

„Fräulein Anna hat vor mir kein Geheimniß,“ flüsterte Raimund mit niedergeschlagenen Augen.

„Ah, Sie überraschen mich immer mehr!“

„Kurz, mit einem Worte, wir lieben uns,“ versetzte der Rector und ließ nun seinen versteckten Blick auf Werther fallen.

„So, so, das ist allerdings etwas Anderes,“ erwiderte Doctor Werther in gedehntem Tone.

„Unser Verhältniß muß jedoch noch ganz geheim bleiben, da ich bis jetzt noch keine Hoffnung habe, die Einwilligung des —“

„Schon recht, ich verstehe Sie vollkommen, Herr Rector,“ fiel ihm Doctor Werther ins Wort. „Nun, ich werde Ihnen keine Unannehmlichkeiten bereiten und gratulire Ihnen zu der schönen und reichen Braut. Wenn ich Ihnen nur in irgend einer Weise behilflich sein könnte, so —“

„O bitte, Herr Doctor, ich kenne Ihre liebenswürdige Gefälligkeit; doch ich glaube mit der Zeit schon ans Ziel zu gelangen; vorläufig bin ich zufrieden und sehne mich nach keiner Aenderung, zumal ich mir erst ein besseres Amt erwerben muß; die Sache eilt durchaus nicht.“

Obgleich Werther den falschen Menschen vollständig durchschaute und ein Gefühl der Verachtung in ihm aufstieg, so ließ er sich in seinem Benehmen nichts merken.

„Ganz recht, es ist immer besser, zuerst das Bauer zu erreichen als

den Vogel," lächelte er. „Nun zur Sache! Also der Herr Baron hat sein Veto eingelegt?"

„Gewiß, und das in sehr starken Ausdrücken. Er beabsichtigt sogar, baldigst wieder in H. einzutreffen. In einem Postscriptum erkundigt er sich, ob die Gräfin von Dreschinski sich noch in H. aufhalte."

„Ei, das ist ja komisch!" lächelte Doctor Werther.

„Offen gestanden, Herr Doctor, könnte der Baron nicht benutzt werden, um die Verlobung rückgängig zu machen?" fragte Raimund.

„Hm, das ist allerdings zu überlegen," flüsterte Werther.

„Natürlicherweise kann von einer Annäherung des Barons an Fräulein Elsbeth nicht die Rede sein."

„Versteht sich, versteht sich! Die Aermste käme wohl dann aus dem Regen in die Traufe," lächelte Werther.

„Ganz recht, ganz recht!" fiel der Rector ein.

„Ah, vielleicht — doch nein, der Traum ist vorüber," flüsterte Werther.

„Was meinen Sie, Herr Doctor?" fragte Raimund.

„Ach, es ist nichts — vorbei!"

„Darf man's nicht wissen?" tönte es lauernd über die Lippen des Rectors.

„Ach, ich dachte an Doctor Römhild!" versetzte Werther.

Ueber das Gesicht des Rectors flog ein leichter Schatten, und seine Wangen wurden bleicher.

„Hm, ich verstehe; Römhild liebt Fräulein Elsbeth sehr innig; aber ich fürchte, mein Freund ist zu stolz, als daß er jetzt noch ein Glück in der Hand seiner ehemaligen Geliebten finden könnte," versetzte er.

„Wahre Liebe fragt nicht nach solchen Dingen, und ich weiß nicht, ob Römhild nicht mit Freuden —"

„Nein, nein, Herr Doctor, da kenne ich meinen Freund besser," fiel hastig und mit einer gewissen Unruhe der Rector ein. „Ich würde Ihnen rathen, dieses Ansinnen in keinem Falle Römhild zu stellen."

Werther antwortete nicht sogleich, sondern wendete sein Gesicht ab, um seine Entrüstung zu verbergen.

„Nun, überlegen Sie nur, Herr Doctor. Ich will Sie nicht länger stören; sobald ich abermals etwas entdeckt habe, komme ich wieder," rief

Raimund. „Aber unser Geheimniß, Herr Doctor — bitte, Discretion!“ setzte er hinzu.

„Natürlich; übrigens kann ich Ihnen auch eine Neuigkeit mittheilen; Herr Römhild kommt morgen aus Paris zurück,“ erwiderte Werther.

„R— Römhild — schon zurück?“ fragte Raimund in seiner Ueberraschung auf höchst unvorsichtige Weise.

„Das befremdet Sie wohl?“

„O nein, nein, nicht im Geringsten,“ stammelte Raimund.

„Nun, wenn es Ihnen Vergnügen macht, so können Sie morgen den Freund schon wiedersehen. Jedenfalls würde er sich über Ihr Liebesglück gewiß recht freuen.“

Raimund wurde immer verlegener.

„Nun, vorläufig will ich auch gegen Römhild noch schweigen; doch wenn es angeht, komme ich schon morgen, um ihn zu begrüßen. — Gute Nacht, Herr Doctor!“

Mit den Worten reichte er dem Doctor die Hand, welche dieser diesmal nur leicht berührte.

Der Rector hatte sich entfernt.

Mit finsteren Blicken starrte Werther noch immer nach der Thür, durch welche der Mann gegangen war.

Endlich raffte er sich aus seinem Nachdenken auf und murmelte: „Elender Schurke, nur Geduld; ich entlarve Dich schon noch zur rechten Zeit!“

Nach kurzer Zeit begab er sich zur Gräfin.

Noch war seine Stirn gefurcht, und seine Züge verdüsterte noch der Unmuth über seine Entdeckung bezüglich Raimund's Intriguen, als er bei der Gräfin eintrat.

Doch diese kam ihm mit glücklichem Antlitze entgegen und rief: „Endlich, endlich, mein guter Alfred, findest Du Zeit, Deine Helene zu besuchen. Aber was sehe ich, Deine Stirn liegt in Falten, und Deine Züge verkünden mir — Aerger? Ist Dir etwas Unangenehmes widerfahren?“

Werther lächelte.

„Nichts Neues, mein Kind,“ versetzte er. „Die Sache ist vorüber

und nicht der Rede werth. Komm, plaudern wir von dem uns bevorstehenden Glücke! Morgen, meine theuere Helene, morgen wird endlich Dein schönster und sehnlichster Wunsch in Erfüllung gehen."

Mit den Worten schritt er an ihrer Seite nach dem Sopha zu.

„Alfred, Du willst mir etwas verbergen," versetzte die Gräfin, ihm treu und liebevoll in die Augen blickend.

„Verbergen? Nein, mein Kind, verbergen will ich Dir nichts; aber die Sache ist nicht werth, daß man davon spricht; ich werde schon die Augen offen behalten."

Sie setzten sich Beide nieder.

„Du willst mir also nichts sagen?" fragte die Gräfin.

„Mein Gott, wozu soll ich Dich mit der Sache behelligen? Ich habe eben wieder einen Beweis erhalten, daß hinter dem Schafskleide fast immer ein reißender Wolf steckt. Der Rector Raimund wagt ein freches Spiel," versetzte Werther.

„Ah, Du hast Dich also nicht in dem Manne getäuscht?"

„Ich täusche mich selten, mein Kind," lächelte Werther. „Aber dennoch fühlt man sich unangenehm berührt, wenn sich der Verdacht begründet herausstellt, zumal in diesem Falle."

Darauf erzählte er der Gräfin von dem eben gehabten Besuche.

„Und was hat Dich unangenehm berührt, mein Alfred? Etwa die Geheimhaltung der Liebschaft?" fragte die Gräfin.

„Die Bosheit des Menschen — und die arme betrogene Anna Dornburg," versetzte Werther.

Die Gräfin sah ihm erstaunt ins Gesicht.

„Siehst Du, mein Kind, Du hättest Dich wirklich bethören lassen," lächelte Werther wehmüthig. „Der Rector liebt Anna nicht, sondern gebraucht sie nur zum Werkzeuge für seine Pläne. Sein Begehr steht nach Elsbeth."

Die Gräfin fuhr erschrocken zurück.

„Nicht möglich, Alfred!" hauchte sie.

„Nun, beruhige Dich, Kind. Der Elende war nicht vorsichtig genug. Wenn ich nur den Feind erkannt habe, dann ist es schon gut; sein Spiel soll jämmerlich zu Schanden werden. Doch lassen wir nun die Sache!

Hast Du schon beschlossen, auf welche Weise wir Cäcilie empfangen wollen?“

„Nein, nein, Alfred, darüber kann ich nicht nachdenken und will auch nichts vorher bestimmen. Der Augenblick dieses Wiedersehens ist mir zu heilig. Hier, hier in diesem Zimmer, allein mit Dir, will ich mein Kind begrüßen.“

Thränen der Freude traten in die schönen Augen der Gräfin.

„Meine gute Helene, wie glücklich fühle ich mich, daß ich endlich Dich einer ruhigen und glücklichen Zukunft entgegen gehen sehe!“ fiel Werther ein. „Der Himmel hat uns so viel auf einmal gegeben, daß ich nicht weiß, worüber ich mich am meisten freuen soll.“

„Mein Kind, Alfred, geht mir über Alles!“ hauchte die Gräfin.

„Auch über Deine Vaterlandsliebe?“

„Auch über mein Vaterland.“

„Jetzt, Helene, jetzt,“ lächelte Werther.

„Ich weiß, was Du sagen willst, Alfred; aber fürchte nichts, Deine Helene bleibt nun Dir und ihrem Kinde; in ihrem Herzen soll für etwas Anderes kein Raum mehr zu finden sein,“ betheuerte die Gräfin.

Werther küßte ihre Hand; doch sie bot ihm ihre Lippen dar, und ein inniger Kuß besiegelte ihr Gelübde.

Sie saßen nun einige Secunden schweigend nebeneinander.

Endlich versetzte Werther: „Ich möchte Dich nicht gern mit etwas Unangenehmem belästigen, Helene; aber ich glaube, es ist nothwendig, daß ich Dich davon in Kenntniß setze, damit wir zusammen berathen können.“

„Sprich nur, mein Freund!“ lächelte die Gräfin. „Mich vermag nichts aus meiner glücklichen Ruhe zu bringen, wenn es nur nicht mein Kind betrifft.“

„Hm, die Sache steht in Verbindung mit Cäcilie.“

„Mit meinem Kinde? Du erschreckst mich, Alfred!“ fuhr die Gräfin auf.

„Siehst Du, daß Du nicht so ruhig bist, als Du meinst!“

„Sprich nur, Alfred, und laß mich nicht länger in Ungewißheit!“ bat die Gräfin.

„Nun denn, Baron von Schild kommt nächstens aus Italien zurück.“

„Ah, der Elende!“ stöhnte die Gräfin.

„Willst Du ihn ungestraft ausgehen lassen?“

„Nimmerm—“

Doch die Gräfin sprach das Wort nicht aus.

„Nun, Du stockst?“ fragte Werther.

„Mein Kind hat viel gelitten und auch ich, das ist wahr; aber die Güte Gottes ist auch wieder so groß an uns gewesen, daß es mir wie eine Sünde erscheint, noch Rachegefühle gegen den Urheber unserer Leiden zu empfinden.“

„Du bist ein edles, hochherziges Weib, Helene!“ rief der Doctor und zog die Gräfin an seine Brust.

„Die Rache ist mein; ich will vergelten, spricht der Herr!“ flüsterte sie leise.

„Das Verhängniß wird ihn ereilen, Helene, ohne unser Zuthun, und ich meine, es bricht schon über ihn herein,“ erwiderte Werther.

„Inwiefern?“ fragte die Gräfin.

„Seine Verbindung mit Mühlberg wird ihm den Fall bereiten. Ich weiß nicht, wie Bonnard gesonnen sein wird.“

In dem Augenblicke klopfte es, und bald darauf trat die Zofe ins Zimmer.

„Herr Capitain Bonnard!“ meldete sie.

Mit einem Freudenrufe sprang die Gräfin empor und eilte rasch ins Vorzimmer.

In demselben befanden sich Bonnard und Römhild mit Comtesse Cäcilie.

Werther war der Gräfin nachgefolgt und kam gerade noch zurecht, um dieselbe in seinen Armen aufzufangen.

Die so unerwartete Meldung hatte die Gräfin so gewaltig erregt, daß sie plötzlich beim Anblicke der jungen Dame einer Ohnmacht erlag.

Mit einem halb unterdrückten Schrei trat rasch Comtesse Cäcilie herbei und rief: „Ist dies meine Mutter?“

Dieser Ruf erweckte die Gräfin wieder zum Bewußtsein, und sich den Armen Werther's entwindend, versetzte sie: „Cäcilie, mein geliebtes Kind, umarme Deine Mutter!“

Im nächsten Augenblicke lag sie am Herzen der Tochter.

„Gott — mein Kind — Cäcilie — Himmel — ich sterbe!“ flüsterte die Gräfin.

Sanft löste sie Werther aus den Armen der von diesem plötzlichen Wiedersehen ebenfalls tief ergriffenen Cäcilie und führte sie zurück nach dem Zimmer, woselbst er sie auf dem Divan niederließ.

Bonnard bot der Comtesse seinen Arm und folgte mit ihr dem voran=gehenden Werther, während Römhild sich nach seinem Zimmer begab.

Comtesse Cäcilie nahm neben der mit der Ohnmacht kämpfenden Gräfin Platz und hatte deren Hände ergriffen, die sie an ihre Lippen gepreßt hielt.

Ein stummer Händedruck Werther's und Bonnard's war der Wieder=sehensgruß, und auch Bonnard verließ das Gemach.

Endlich errang die Gräfin die Fassung wieder.

„Mein Kind, wie groß, wie schön!“ hauchte sie.

„Das Ebenbild der Mutter!“ flüsterte Werther, indem er sich erhob und Miene machte, sich zu entfernen.

„Bleib', Alfred!“ rief die Gräfin und reichte ihm die Hand, die Werther ergriff. Dann fuhr sie fort, sich an Cäcilie wendend: „Mein zweiter Gemahl, Cäcilie, Dein jetziger Vater!“

Ueberrascht erhob sich Cäcilie und schaute verlegen bald auf die Gräfin, bald auf Werther.

Bonnard hatte ihr von dem Verhältnisse Werther's zu ihrer Mutter noch keine Mittheilung gemacht.

„Mein Vater, ich bin erfreut und —“

„Und überrascht, mein Kind,“ fiel Werther ein und zog das Mädchen wieder sanft an seine Seite.

„Komm an mein Herz, mein Kind!“ fiel die Gräfin ein. „O Gott, hier ist das Mal an dem rechten Ohrläppchen! Siehst Du, Alfred, hier, hier! Cäcilie, mein geliebtes Kind, endlich, endlich habe ich Dich wieder!“

Mit den Worten zog sie Cäcilie an sich, und Mutter und Tochter blieben längere Zeit innig umschlungen.

„O, diese Seligkeit!“ hauchte die Gräfin und schaute der Wieder=gefundenen mit glücklichem Lächeln in die strahlenden Augen, streichelte ihr die Wangen und umarmte sie von Neuem.

Nachdem der erste Ausbruch ihres Entzückens vorüber war, rief sie plötzlich: „Nun aber erzähle mir, mein Kind, wie es Dir gegangen ist!“

„Theure Helene, das kommt wohl noch später zurecht. Cäcilie wird gewiß jetzt weniger aufgelegt sein, ihre Gedanken nach der Vergangenheit zu lenken.“

„Du hast Recht, mein guter Alfred. Nein, nein, erzähle mir nichts, mein Kind, gar nichts! O mein Gott, ich will auch gar nichts wissen von dem Elende, welches Du —“

Doch abermals stockte die Gräfin in ihrer Rede.

Ihre Augen hatten Thränen in den Augen ihres Kindes bemerkt.

„Mein Gott, habe ich Dir wehe gethan, Cäcilie? O, ich will ja nicht wieder von der Vergangenheit sprechen, nein, nein, Cäcilie, ich verspreche es Dir, nie, niemals mehr!“ rief sie und trocknete mit ihrem Tuche die Augen des geliebten Kindes.

„Frau Gräfin, Sie —“

„Himmel, Kind, was ficht Dich an?“ fiel die Gräfin Cäcilie ins Wort. „Wie nennst Du mich? Bin ich nicht Deine Mutter? Kannst Du mich nicht bei diesem Namen nennen? O, meine Tochter, warum gönnst Du mir nicht die Wonne, aus Deinem Munde den süßen Namen ‚Mutter‘ zu hören, dessen Klang ich so lange und schmerzlich entbehrt habe? Cäcilie, nenne mich Mutter!“

„Meine geliebte Mutter!“ flüsterte die Comtesse und brach nun in heftiges Weinen aus.

Das Gefühl der Freude und ihres Glückes machte sich durch die Thränen Bahn.

Aber auch die Augen Werther's wurden feucht.

Woran dachte er jetzt wohl? Bewegte ihn dieses Wiedersehen so? Oder war noch ein anderer Grund verborgen, der seine Rührung veranlaßte?

Endlich erhob die Comtesse wieder das Haupt, und ihre Augen lächelten, als sie sich an den Doctor wendete und versetzte: „Mein theurer Vater, werden auch Sie mich ein wenig lieb haben?“

Werther drückte ihr stumm die Hand, während seine Lippen die schöne Stirn des Mädchens im Vaterkusse berührten.

Bald darauf erhob er sich und versetzte: „Verzeihe, meine theure Helene, daß ich mich entferne; Bonnard und Römhild erwarten gewiß meine Begrüßung!“

„Ja, ja, Alfred, geh' und sage ihnen vorläufig den Dank eines glücklichen Mutterherzens. Zum Nachtmahle sehen wir uns Alle wieder,“ rief die Gräfin.

„Hm, willst Du nicht lieber Bonnard und Römhild erst morgen empfangen, Helene?“ fragte Doctor Werther.

„Wenn Du meinst, Alfred, recht gern,“ antwortete die Gräfin.

„Ich glaube, es ist besser so,“ lächelte Werther. „Wir bleiben dann zum Nachtmahle allein zusammen.“

„O, Du weißt doch immer Alles zum Besten einzurichten, mein guter Alfred!“ rief die Gräfin und reichte dem Doctor ihre Hand, welche dieser ergriff und an seine Lippen führte.

Dann versetzte er mit bedeutsamer Betonung: „Vielleicht hast Du auch Cäcilie so Manches mitzutheilen.“

Die Gräfin lächelte und nickte zustimmend mit dem Haupte.

Nachdem Doctor Werther auch der Comtesse die Hand gereicht, entfernte er sich.

Bonnard und Römhild befanden sich zusammen im Zimmer des Ersteren.

Daß sie zeitiger angekommen waren, als es bestimmt, war das Werk des Capitain Bonnard.

Seine Absicht war ihm gelungen und die Ueberraschung eine vollständige geworden.

„Ich kann mir das nämlich lebhaft vorstellen,“ versetzte er zu Römhild, „wenn man eine geliebte Person erwartet und plötzlich durch deren zeitigeres Erscheinen überrascht wird. Die Freude muß doppelt so groß sein.“

„Ein Uebermaß von Freude kann aber auch —“

„Unsinn, mein lieber Doctor — nehmen Sie mir das nicht übel —, Freude ist niemals schädlich,“ fiel Bonnard ein.

Lächelnd erwiderte Römhild: „Man hat's gesehen.“

„Ach, ein Bischen Ohnmacht schadet nichts. Ich weiß gewiß, es herrscht jetzt die größte Glückseligkeit bei —“

Da trat Doctor Werther ins Zimmer.

„Seid mir willkommen, meine geliebten Brüder!" rief er ihnen entgegen und umarmte sie nacheinander in herzlicher Bruderliebe.

In kurzen, aber treffenden Umrissen gab nun Bonnard ein Bild von den Ereignissen, welche bei der Nachforschung und Auffindung der Comtesse geschehen waren, während er die Documente überreichte, die Comtesse Cäcilie legitimirten, bis er dann plötzlich zu dem Dienste überging, welchen Römhild der Loge ‚Grand Orient' und gleichzeitig der Gräfin erwiesen hatte.

Werther ergriff die Hand Römhild's und drückte sie innig, indem er seinen Dank mit herzlichen Worten aussprach.

Nachdem Römhild nochmals die Ausführung seines Auftrages geschildert hatte, theilte ihnen Werther mit, daß die Gräfin vollständig von ihrer leidenschaftlichen Vaterlandsliebe, die sie oft zu weit getrieben, geheilt sei und daß sie beschlossen habe, mit ihrem ungeheuern Reichthume die Sache der Freimaurerei zu fördern.

Man sprach lange über diese Angelegenheit und tauschte gegenseitig seine Ansichten und Meinungen aus.

Endlich schien das Thema erschöpft zu sein, und Römhild wagte die schüchterne Frage nach dem Befinden Fräulein Elsbeth's.

Mit Staunen und Betrübniß nahm er die Mittheilungen Werther's entgegen.

„Mögen sie recht glücklich werden!" flüsterte er.

„Hm, mein junger Freund, dazu ist wenig Aussicht vorhanden," versetzte Werther.

„Wie, ist das Ihr Ernst, Herr Doctor?" fuhr Römhild auf.

„Leider, leider! Dornburg ist ein Unwürdiger."

„Himmel, das wäre entsetzlich!" stöhnte Römhild.

„Die Verbindung darf gar nicht stattfinden," fuhr Werther fort, „und es ist mir ungemein lieb, daß Sie wieder zurück sind, denn ich bedarf in dieser Sache abermals Ihrer Hilfe."

Römhild fuhr auf.

„Herr Doctor, ich bitte Sie, verschonen Sie mich!" bat er.

„Ich verstehe Sie, mein Freund. Doch vertrauen Sie mir und — gehorchen Sie mir, mein Bruder!" lächelte Werther.

„Ich kann unmöglich —“

„Geduld, Geduld, mein Freund,“ fiel ihm Werther ins Wort. „Wir sprechen morgen weiter über diese Angelegenheit, und Sie werden jedenfalls anderen Sinnes werden, wenn Sie Alles wissen. Nur eine Neuigkeit will ich Ihnen heute noch mittheilen. Ihr Freund Rector Raimund ist falsch und speculirt auf den Besitz Elsbeth's.“

„Nicht möglich!“ rief Römhild erstaunt.

„Er wird Sie jedenfalls morgen besuchen; denn er geht jetzt viel bei mir aus und ein, indem er ein thätiger Helfer ist, um jene Verbindung zu verhindern. Dabei aber hat er ein Verhältniß mit Anna Dornburg angeknüpft, natürlich nur zum Scheine, um Paul Dornburg besser auszuspioniren —“

„Pfui, das wäre gemein!“ fiel Römhild entrüstet ein.

Werther nickte zustimmend mit dem Haupte und fuhr fort: „Es ist so. Sie werden sich natürlich nichts merken lassen und Ihre Verachtung unterdrücken, da wir ihn zum Freunde behalten müssen, um sein Manöver durchschauen und durchkreuzen zu können.“

Römhild saß da wie Einer, der das Gehörte nicht zu fassen vermochte.

„Ich habe bereits die nöthigen Vorkehrungen getroffen, um Elsbeth von dem Unwerthe ihres Verlobten zu überzeugen, und so weit ich sie kenne, wird das genügen, um für immer mit Dornburg zu brechen.“

„Die Aermste!“ seufzte Römhild.

Werther blickte den jungen Mann mit fast väterlichen Augen an und schwieg ein Weilchen.

Dann erhob er sich plötzlich und begann: „Die Gräfin wird Sie erst morgen empfangen, was Sie ihr wohl nicht übel nehmen werden, da sie heute durch diese freudige Ueberraschung zu sehr ergriffen ist.“ Und sich an Bonnard wendend, fuhr er fort: „Du kommst wohl nach dem Abendbrode noch auf einige Minuten zu mir?“

„Gewiß,“ versetzte Bonnard, und Werther entfernte sich. —

Der Empfang Römhild's am andern Morgen von der Gräfin war ein so freundlicher und liebevoller, daß sich der junge Mann ungemein angenehm berührt fühlte.

Mit den herzlichsten Worten dankte sie ihm für seine aufopfernde Thätigkeit und sprach ihm ihr innigstes Wohlwollen aus.

Im Laufe des Gespräches kam Werther, welcher mit Bonnard zugegen war, auf die mangelhafte Erziehung der Comtesse und hielt es für nothwendig, sofort Anstalten zu treffen, um das Versäumte nachzuholen und Cäcilie die Bildung zu geben, die sie durchaus in ihrem jetzigen Stande nothwendig hatte.

„Gewiß, gewiß, mein Freund," fiel die Gräfin ein. „Ich bitte Sie, die nöthigen Lehrer zu engagiren, und wenn Sie einen Hauslehrer für nöthig halten, so versäumen Sie keine Zeit; ich bin mit allen Ihren Ansichten vollständig einverstanden."

„Hm — Hauslehrer? Ich würde lieber für eine weibliche Lehrerin stimmen, Frau Gräfin," versetzte Werther, der nun wieder in der Eigenschaft als Secretair der Gräfin gegenüber stand. „Oder," fuhr er fort, wie wäre es mit Ihrem Freunde, Herr Römhild, dem Rector Raimund?"

Römhild fuhr auf.

Er hatte schon ein verneinendes Wort auf der Zunge, unterdrückte es aber und versetzte: „Ich fürchte, Raimund wird die Zeit nicht erübrigen können. Wenn es Ihnen aber genehm ist, so bin ich sehr gern erbötig, in einzelnen Fächern den Unterricht zu übernehmen, da mir genügende Zeit zur Verfügung steht."

Werther schien über dieses Anerbieten sehr erfreut zu sein und versetzte: „Sie kommen meinen Wünschen, die ich auszusprechen nicht wagte, entgegen, verehrter Freund, und wenn die Frau Gräfin damit einverstanden ist, so möchte ich Sie sofort beim Worte halten."

„Wie, Sie wollten sich wirklich dieser Mühe unterziehen, Herr Doctor Römhild?" fragte die Gräfin erfreut.

„Mit dem größten Vergnügen, gnädige Frau Gräfin," erwiderte Römhild.

„Ach, Sie verpflichten mich zu der größten Dankbarkeit, Herr Doctor, und es wird gewiß auch für Cäcilie eine Freude sein, Ihre Schülerin zu werden, da Sie doch die Verhältnisse kennen und meiner Tochter ein unangenehmes Gefühl ersparen, das sie unstreitig empfinden müßte, wenn sie

einem Fremden ihre Unwissenheit offenbaren sollte. Ich bin glücklich, mein guter Herr Doctor," versetzte die Gräfin.

Die Sache war abgemacht. Römhild war nun plötzlich der Erzieher und Lehrer der Comtesse geworden.

Nachdenklich saß er kurze Zeit nach dieser Audienz in seinem Zimmer. Es war doch eine eigenthümliche Stellung, die er hier in diesem Hause einnahm. Aber soviel er auch darüber nachdachte, der Gedanke, das Haus zu verlassen, kam ihm nicht in den Sinn.

Schon das Geheimniß der beiden Personen Werther und der Gräfin hatte einen gewissen Reiz für ihn, der ihn fesselte. Dazu kam noch das geheimnißvolle Recht Werther's in Bezug auf die Schützung Elsbeth Mühlberg's. Ja, Elsbeth! Dieser Name huschte jetzt über die Lippen des Sinnenden.

Er stand auf und durchschritt erregt das Zimmer.

„O, wenn sie diese bittere Täuschung erfahren wird!" flüsterte er. „Mein Gott, ich — ich — glaube es nicht im Stande zu sein, ihr diesen Schmerz zu bereiten!"

Plötzlich blieb er stehen.

„Frei," flüsterten seine Lippen, und eine jähe Röthe flog über seine Wangen. „Nein, nein, schweige, mein Herz; das ist vorüber!" fuhr er hastig fort. „Ich will nicht um eine Liebe ringen, die mir schließlich aus Mitleid — pfui, Römhild, sei stark, verbanne den Gedanken!"

Da klopfte es, und bald darauf trat Raimund ins Zimmer.

Beide Freunde standen sich einige Secunden schweigend gegenüber, und ihre Augen begegneten sich in fragenden Blicken.

„Ich wollte Dich nach Deiner vollendeten Reise und glücklichen Rückkehr begrüßen, Freund Römhild," begann endlich Raimund und reichte dem Doctor die Hand.

Römhild empfand plötzlich einen Widerwillen gegen den ehemaligen Freund und legte zögernd seine Rechte in die dargebotene Hand, während er mit gezwungenem Tone erwiderte: „Das ist ja sehr schön von Dir, Raimund."

Ueber das glatte Gesicht des Rectors fuhr ein leichter Schatten des Mißtrauens, denn er hatte wohl die Stimmung Römhild's erkannt.

Doch der Einladung folgend, nahm er neben Römhild auf dem Sopha Platz.

„Du scheinst in einer ganz besonderen Mission in Paris gewesen zu sein," begann er das Gespräch.

„Woraus schließest Du das?" fragte Römhild.

„Na, man spricht von der Heimkehr einer verlorenen Tochter der Gräfin."

„So, spricht man das?"

„Ich habe wenigstens in der Weinstube bei Walter davon gehört."

„Die Kunde ist schnell in die Stadt gekommen," versetzte Römhild ein wenig ironisch, „obgleich ich mir nicht gut erklären kann, durch welche Quelle."

Raimund zuckte die Achseln und schlug den Blick zu Boden. Dann erwiderte er: „Was ist denn Wahres an der Geschichte?"

„Die ganze Geschichte ist wahr, mein lieber Freund. Comtesse Cäcilie ist mit uns gestern Abend angekommen."

„Ach, und Du warst wohl beauftragt, sie heimzuholen?" fragte hastig der Rector mit einem lauernden Blicke.

„Du hast recht vermuthet, Raimund," lächelte Römhild, dem die Erregung und deren Beweggrund nicht unbemerkt geblieben war.

„Du bist schon ein Glückspilz," versetzte der Rector.

„Wie so?" fragte Römhild mit gut geheucheltem Erstaunen.

„Na, die Zeit wird's lehren," lachte Raimund. „Doch was sagst Du zu der schnellen Verlobung Fräulein Elsbeth's?"

„Nichts; das war ja vorauszusehen."

„Hm, ich hätte es nicht so schnell vermuthet."

„Warum nicht? Es ist eine ganz passende Partie."

„Meinst Du?" fragte Raimund. „Früher wäre Dir eine andere Partie für Elsbeth lieber gewesen."

„Raimund, sprich nicht davon; das ist vorüber!"

„Hm, Du denkst also gar nicht mehr daran?"

„Ich sage Dir, das ist vorüber," versetzte Römhild bestimmt.

„Hm, es könnten Fälle eintreten, wo Du vielleicht wieder anders denken kannst."

„Was sollten dies für Fälle sein? Elsbeth erwidert meine Liebe nicht, und damit ist eben die Sache aus."

„Hm, hat Doctor Werther noch nichts gesagt?" fragte der Rector.

„Was soll er mir gesagt haben?"

„In Bezug auf diese Verlobung."

„Nein."

„Du weißt also noch nicht, daß Werther gegen diese Verbindung ist?"

„Das ist mir neu," versetzte Römhild nicht ohne Anstrengung.

Der Rector warf ihm einen forschenden Blick zu.

Doch Römhild hatte Selbstbeherrschung genug, um eine ruhige, kalte Miene zu bewahren.

„So wirst Du es wohl bald von ihm erfahren. Wir haben nämlich erkannt, daß Dornburg ein unmoralischer Mann ist und Elsbeth nur mit der Zeit unglücklich machen könnte. Deshalb hat Werther beschlossen, Elsbeth die Augen zu öffnen und die Verbindung auf jeden Fall zu verhindern."

„Das thut mir leid," versetzte Römhild.

„Wie, was thut Dir leid?"

„Das Malheur Fräulein Mühlberg's."

„Das nennst Du Malheur?"

„Natürlich; wenn man sich in seiner Liebe betrogen fühlt, so ist das eben ein Unglück."

„Sie wird ja wieder frei, und ich denke, das ist ein Glück für sie," rief Raimund.

„Ein Glück mit gebrochenem Herzen," flüsterte Römhild.

„Die Zeit heilt alle Wunden, und Elsbeth wird durch eine andere Liebe noch glücklich werden," versetzte lauernd der Rector.

„Nun, ich will wünschen, daß Du Recht habest, obgleich ich es stark bezweifeln möchte."

„Hm, Römhild, wenn dies nun ein Fall wäre, in welchem Du — anders denken lerntest?" flüsterte Raimund bedeutungsvoll.

Römhild mußte sich Gewalt anthun, um ruhig zu bleiben. Es gelang ihm aber.

„Da täuschest Du Dich, Raimund. Verschmähte Liebe vergißt nicht

so leicht. Ich werde mich niemals mehr dem Fräulein zu nähern versuchen.“

Eine innerliche Freude schien den Rector zu erfassen, die er zu unterdrücken suchte.

„Hm, Du bist ein Schelm; Du hast jedenfalls etwas Besseres in petto! Na, ich gönne Dir's!“ versetzte er dann mit geheimnißvollem Lächeln.

Römhild erwiderte das Lächeln.

Nach einigen unbedeutenden Gesprächen entfernte sich der Rector, nachdem er noch seine Freude ausgesprochen, daß sie von jetzt ab wieder öfter zusammen kommen könnten.

Römhild schaute ihm gedankenvoll nach.

Als er wieder in sein Zimmer trat, murmelte er: „Das war ein lehrreiches Wiedersehen.“

Zehntes Capitel.

Im Club.

In den nächsten Tagen ereignete sich nichts von Bedeutung. Werther hatte nur Römhild mitgetheilt, daß er zum bevorstehenden Maskenballe Paul Dornburg zu entlarven und Elsbeth von ihrer unglücklichen Liebe zu heilen gedenke. Von der bereits ausgesprochenen Absicht, ihn, Römhild, zu dieser Cur mit herbeizuziehen, schwieg Werther.

Mit Comtesse Cäcilie hatte Römhild den Unterricht begonnen, und er fühlte sich bei dieser neuen Beschäftigung ungemein wohl. Es machte ihm ein ganz besonderes Vergnügen, ein solch' talentvolles und geistreiches Wesen, als das sich die Comtesse zeigte, zu unterrichten, und die angesetzten Stunden dehnten sich fast täglich so weit aus, daß Lehrer und Schülerin erst eine Mahnung von dritter Seite zur Schließung der Lectionen erhalten mußten. Ja, der ganze Umgang Doctor Römhild's mit der Comtesse wurde schließlich ein Lehren und Lernen.

Römhild gewann durch sein bescheidenes Auftreten bei all' seinem geistigen Wissen und seinen Fähigkeiten immer mehr die Achtung und Werthschätzung der Gräfin, und sie wußte es stets so einzurichten, daß Römhild den größten Theil des Tages in ihrer und ihrer Tochter Gegenwart verbrachte. Sobald allerdings Doctor Werther angemeldet wurde, entfernte sich Römhild.

Zuweilen kam es jedoch vor, daß ihn Werther wieder mit zurück nahm. Doch die Unterhaltung wollte dann nicht recht in Fluß kommen, da es

Römhild höchst peinlich war, wenn er sah, daß sich die beiden Personen Werther und die Gräfin seinetwegen solchen Zwang anthun mußten.

Eben so peinlich und unerklärlich war es ihm, daß Werther niemals Gelegenheit nahm, ihm das Geheimniß seiner Verbindung mit der Gräfin zu offenbaren.

Wie aber hatte sich das Verhältniß der Comtesse gegenüber gestaltet? Auf besonderen Wunsch Werther's trat dieselbe Vorsicht ein, die bis jetzt befolgt worden war.

In Gegenwart anderer Personen galt Werther auch in den Augen der Comtesse als der Secretair ihrer Mutter, und nur wenn sie allein waren, konnten sie sich nach Bedürfniß ihres Herzens gehen lassen.

Doctor Römhild war von dem Maler Bernhard eines Abends in den Logenclub geführt worden.

Es war dies eine in den Räumen des Logengebäudes eingerichtete, gemüthliche Restauration, zu welcher natürlich nur die Logenbrüder und die von diesen Eingeführten Zutritt hatten.

Man kam hier zusammen, speiste und trank gut, las seine Zeitung, lachte und plauderte über ganz harmlose Dinge, nur nicht über freimaurerische Tendenzen.

Abgesehen von dem maurerischen Gruße der Eintretenden und Fortgehenden, deutete durchaus nichts darauf hin, daß hier Mitglieder eines Geheimbundes zusammen kamen.

Ohne Zweifel waren die „Brüder“ alle sehr ehrenwerthe und brave Leute; aber, wie gesagt, was die Ideen anbelangt, welche hier ausgetauscht und besprochen wurden, so waren diese von einer gewöhnlichen Wirthshaus-Conversation nicht zu unterscheiden.

Römhild fühlte sich bereits den ersten Abend enttäuscht; doch er besuchte diese Versammlungen regelmäßig.

Auch die sogenannten Lehrlings-Instructionslogen wurden von Römhild besucht.

Aber auch hier fand er nicht, was er gehofft hatte. Diese philosophischen und humanistischen Gemeinplätze, welche ausgekramt wurden, befriedigten ihn nicht.

„Aber sagen Sie mir, mein Bruder,“ wendete er sich eines Tages

im Club an Bernhard, „finden denn Sie in diesen Instructions=Logen etwas Anderes heraus als ich?"

Bernhard lächelte und zuckte mit den Achseln.

„Nun, was soll dies heißen?" fragte Römhild.

„Ja, was finden Sie denn, mein Bruder?" fragte jetzt Bernhard.

„Nichts," erwiderte Römhild. „Ich sehe ein Formelwesen und kann mir von der ganzen Sache kein klares Bild machen."

„Und das genügt Ihnen nicht?" lächelte Bernhard.

„Nein, durchaus nicht."

„Der Mehrzahl der Menschen aber genügt schon die Form, und sie kümmert sich nicht nach dem Inhalte. So ist es auch hier," versetzte Bernhard.

Römhild starrte ihn erstaunt an, als er erwiderte: „Sie wollen doch damit nicht sagen, daß die ganze Sache der Freimaurerei auf ein leeres Formelwesen hinauslaufe?"

„Für viele Brüder ganz gewiß, mein Bruder," versetzte mit ernster Stimme Bernhard.

„Aber doch nicht für Alle?" flüsterte Römhild aufathmend.

„Nein, für Alle allerdings nicht. Forschen Sie nur oder suchen Sie, mein Bruder," war die lächelnde Antwort Bernhard's.

Jetzt aber zuckte Römhild mitleidsvoll die Achseln und versetzte: „Forschen, suchen, — sehr schön! Haben diese da auch gesucht?"

Mit den Worten zeigte er auf ein Tischchen, an welchem drei Brüder saßen, die sich die Zeit mit Scatspielen vertrieben.

„Alles zu seiner Zeit," antwortete Bernhard.

Römhild schüttelte den Kopf; er konnte einmal nichts Positives herausbekommen.

Nach einer Weile des Schweigens fuhr er wieder fort: „Wie kommt es denn aber, daß ich noch nie die Brüder hier im Club getroffen habe, die in der Loge stets das Wort führen?"

Ein abermaliges Achselzucken war Bernhard's Antwort.

„Giebt es etwa auch in der Loge trotz Gleichheit und Brüderlichkeit gewisse Abstufungen oder eine Scheidung nach Ständen?" fragte Römhild scharf.

Als Bernhard noch nicht gleich antwortete, fuhr er fort: „Dieses Fernbleiben jener Brüder an diesem Orte kommt mir wirklich verdächtig vor, und es erweckt in mir die Vermuthung, daß man sich wohl in der Loge ‚Bruder‘ nennt, aber im gewöhnlichen Leben voneinander nichts wissen will.“

„Sie urtheilen zu streng, mein Bruder, wenn Sie die Gesammtheit meinen. Leider muß ich gestehen, daß Ihre Vermuthung auf so manchen Bruder ganz treffend ist,“ versetzte Bernhard.

„Und gerade diejenigen, welche das große Wort führen, halte ich für solche Freimaurer, die, wenn sie der Loge den Rücken gekehrt haben, auch nichts weiter wissen wollen. Haben diese Brüder auch gesucht und — gefunden?“

Bernhard blickte den Bruder Lehrling mit ernsten Augen an und erwiderte: „Offen gestanden, wundere ich mich über Sie, mein Bruder Römhild.“

„Und warum, mein Bruder?“

„Weil ich solche Aeußerungen von dem Freunde und Pathen Bruder Werther's nicht erwartet hätte. Sollte Ihnen Werther nicht schon hierüber einige Aufklärungen gegeben haben?“

„Nicht die geringste.“

„Das wundert mich ebenfalls.“

„Wissen Sie, Bruder Bernhard, gerade die besondere Hochachtung und, möchte sagen die respectvolle Behandlung, welche Bruder Werther stets in der Loge zu Theil wird, hat mich auf den Gedanken gebracht, daß außer den ja nicht in der Hauptsache unterscheidenden Graden der Maurerei noch besondere Rangstufen existiren,“ versetzte hastig Römhild.

„Sie wissen wirklich nichts Näheres über Werther?“ fragte Bernhard in zweifelndem Tone.

„Was ich Ihnen gesagt habe; ich sehe nur, daß Doctor Werther in hohem Ansehen bei dem Orden steht, daß er Mitglied der Loge ‚Grand Orient‘ in Paris ist und auch ein Beamter der Großloge sein soll. Ueber die Thätigkeit der Letzteren weiß ich so viel wie nichts.“

„Nun, sehen Sie, mein Bruder, ich weiß ebenfalls nicht mehr als Sie; aber man hält ihn allgemein für eines der Häupter der unsichtbaren Loge,“ erwiderte Bernhard.

Römhild's Gesicht zeigte das größte Erstaunen.

Es vergingen einige Secunden, ehe er wiederholte: „Der unsichtbaren Loge?"

„So vermuthet man. Werther hat sich darüber zu mir noch nicht ausgesprochen, obgleich wir doch sehr intim sind, und ich habe ihn auch noch nicht darum gefragt."

„Aber sagen Sie mir, was ist denn das für eine Loge?" fragte Römhild.

„Ja, da fragen Sie mich in der That abermals zu viel," lächelte Bernhard.

„Sie müssen aber doch als Maurer wissen, wo diese Loge ihren Sitz hat."

„Auch dies weiß ich nicht."

„Na, das ist mir denn doch sehr räthselhaft, und es kommt mir vor, als ob man wirklich auch durch strenges Suchen und Forschen nicht hinter die Geheimnisse des Ordens gelangen kann, wenn man nicht durch besondere Gunst darauf hingeleitet wird. Nehmen Sie mir das nicht übel; aber ich komme wieder auf meine Ansicht zurück, daß nur Wenigen das Ganze erschlossen wird und der größte Theil unwissend hinterdrein läuft.

„Sprechen Sie nur nicht immer von Geheimnissen. Arbeiten und bauen Sie an sich selbst, das ist das ganze große Geheimniß. Mich kümmert es auch nicht, ob es wirklich eine ‚unsichtbare Loge' giebt oder nicht. Mir genügt es, daß ich mich in der Loge erbaue und veredle; weiter will ich nichts," versetzte Bernhard in ernstem und aufrichtigem Tone.

Römhild sann ein Weilchen nach.

„Nein," begann er plötzlich ein wenig aufgeregt, „ich begnüge mich nicht so leicht. Ich kann mir nicht denken, daß hinter der Ceremonie, dem Formelwesen kein greifbarer Kern stecken sollte."

„Die Formel und das ganze Ritual dient Ihnen zur Selbsterkennung. Denken Sie darüber nach und Sie finden den greifbaren Kern," lächelte Bernhard.

„Unsichtbare Loge!" murmelte Römhild wieder.

„Das Wort will Ihnen wohl gar nicht in den Kopf?"

„Weiß Gott, ich kann mir den Begriff nicht erklären!"

„Nun, so quälen Sie sich doch nicht weiter!"

„Nein, nein, ich muß Aufklärung darüber erlangen," fuhr Römhild fast heftig fort. „Es ist mir nicht möglich, daß eine solche Vermuthung ohne allen Anhalt sich Bahn gebrochen haben könnte. Ein leeres Phantasiegebilde kann's unmöglich sein."

„Warum denn nicht?"

Römhild schüttelte unwillig das Haupt.

„Nein, nein, das glaube ich nicht," rief er.

„Nun, wissen Sie, Bruder Römhild, wenn Ihnen die Sache solche Unruhe macht, so wenden Sie sich doch an Bruder Werther selbst und fragen Sie ihn um Auskunft über diese sogenannte ‚unsichtbare Loge'," rieth Bernhard und erhob sich.

„Sie haben Recht; ich will es thun," erwiderte Römhild und stand ebenfalls auf, um mit Bernhard den Club zu verlassen.

Da öffnete sich plötzlich die Thür, und Römhild blieb mit Bernhard zugleich wie angewurzelt auf der Stelle stehen.

„Mühlberg!" tönte es von Beider Lippen.

Es war Bruder Mühlberg, der als Besuchender in den Club trat. Er ließ wie suchend seine Augen über die versammelten Brüder gleiten.

Da traf sein Blick Römhild und Bernhard. Die Bewegung verrieth, daß er gefunden hatte, was er suchte.

Rasch trat er den Beiden entgegen.

„Es ist mir höchst angenehm, Sie hier zu treffen," begann er, während er den Beiden die Hand auf maurerische Weise reichte. „Wie es scheint, ist der Bruder nicht anwesend, dem eigentlich mein Besuch galt."

„Und wen suchtest Du, Schwager?" fragte Bernhard.

„Ein Geschäftsfreund hatte mich gebeten, den heutigen Abend in seiner Gesellschaft hier zu verleben; es ist mir aber nicht möglich geworden, früher zu erscheinen, und der Freund hat jedenfalls das Local schon verlassen. Doch wenn Du noch einige Minuten Zeit hast, so plaudern wir noch ein wenig," erwiderte Mühlberg.

„Es thut mir leid; ich muß nach Hause, da ich meiner Frau gesagt habe, daß ich bald nach zehn Uhr daheim sein will. Sie würde sich ängstigen, wenn ich nicht käme," versetzte Bernhard.

„Das bedauere ich zwar recht sehr, aber ich kann Dich auch nicht

überreden, zu bleiben. Vielleicht leisten Sie mir noch ein Viertelstündchen Gesellschaft?" wendete sich Mühlberg an Römhild.

„Ich versäume nichts und werde es mir zur Ehre schätzen, in Ihrer werthen Gesellschaft —"

„Das ist mir lieb, Herr Doctor oder vielmehr Bruder Römhild," fiel ihm Mühlberg ins Wort.

Bernhard nahm „Gute Nacht", und die Beiden ließen sich noch an einem Tischchen nieder.

„Nun, wie gefällt es Ihnen, mein Bruder, hier in diesen Kreisen?" begann Mühlberg.

Als Römhild mit der Antwort zögerte, fuhr Mühlberg fort: „A propos, ich habe gehört, daß Sie in Paris gewesen sind."

„So ist es, Herr Mühlberg, und —"

„Ei, ei, das ‚Herr' fällt hier weg, mein lieber Bruder Römhild," fiel Mühlberg lächelnd ein.

Römhild erwiderte das Lächeln und versetzte: „Eigenthümlich, daß gerade jene Thür diesen Unterschied hervorbringt."

Ein forschender, ziemlich stechender Blick traf den jungen Mann aus den Augen Mühlberg's.

Dann versetzte dieser: „Was wollen Sie? Im profanen Leben würde sich das nicht gut thun lassen; dafür ist eben eine solch' engere Verbindung nöthig. Doch wie hat Ihnen Paris gefallen?"

„Ich kannte Paris schon von früher her, und obgleich ich auch jetzt diese große Stadt fast in ihren sämmtlichen Theilen durchstreift habe, so hatte ich doch wenig Gelegenheit, mich näher umzuschauen und meine Betrachtungen daran zu knüpfen, da meine Mission die ganze Beobachtung und Aufmerksamkeit erheischte," erwiderte Römhild.

„Ah, so ist wirklich etwas Wahres an dem Gerüchte?" fiel Mühlberg fragend ein.

„An welchem Gerüchte?"

„Daß Sie der Frau Gräfin eine verlorene Tochter in Paris aufgefunden und in ihre Arme zurückgeführt haben?"

„Die Comtesse Cäcilie, welche als kleines Kind geraubt worden war,

ist Gott sei Dank wiedergefunden worden. So weit hat das Gerücht die Wahrheit gesagt; was aber meine Verdienste bei dieser —"

„Ach, Sie wollen bescheiden bleiben," fiel ihm Mühlberg ins Wort. „Nun, ich weiß schon, weiß schon. Aber sagen Sie mir, ist denn das möglich gewesen? Wie ich höre, sollen achtzehn Jahre darüber vergangen sein."

„Sie sind genau unterrichtet, Herr — hm, Bruder Mühlberg," lächelte Römhild.

„Ach, was ich Ihnen sage, erzählt man auf allen Straßen der Stadt; das ist so eine Sache, worüber man wieder eine Zeit lang zu schwatzen hat. Es bleibt aber immerhin eine ganz auffallende Begebenheit."

„Das ist richtig; wenn uns nicht die Vorsehung zu Hilfe gekommen wäre, so hätten wir wohl schwerlich durch unsere eigene Kraft ein solch' glückliches Resultat erzielt."

„So haben Sie wohl auch die Räuber entdeckt, welche das Kind von dem Mutterherzen gerissen haben?" fragte Mühlberg lauernd.

„Gewiß, Herr — Bruder Mühlberg."

Der geliebte Bruder Mühlberg biß sich auf die Lippen.

„Natürlicherweise werden Sie gegen dieselben die ganze Strenge des Gesetzes zu Hilfe rufen?" fragte er.

„Die Unterhändler sind bereits in Haft."

„Unterhändler? Wie soll ich das verstehen?"

„Na, ich meine die ausführenden Werkzeuge eines schurkischen Auftraggebers."

„Ah, und diesen Auftraggeber haben Sie ebenfalls entdeckt?" rief Mühlberg mit leuchtenden Augen.

„Ich nicht, aber —"

„Aber?"

„Capitain Bonnard."

„Ca— Capi— Capitain —"

„Bonnard, ganz recht," fiel Römhild dem stotternden Mühlberg ins Wort.

„Bonnard," hauchte dieser und schloß einen Moment die Augen.

Römhild bemerkte sehr wohl, daß er sich Mühe gab, seine Erregung zu überwältigen, und erkannte auch, daß der Name des Capitains auf ihn diesen Eindruck hervorgebracht hatte.

„Befindet sich der Herr Capitain auch hier im Hause der Frau Gräfin Dreschinski?“ fragte endlich Mühlberg, und seine Stimme klang wieder wie gewöhnlich; auch sein Gesicht hatte wieder die eiserne Ruhe angenommen.

Jetzt wußte Römhild nicht, was er sagen sollte. Doch seine Wahrheitsliebe siegte.

„Gewiß,“ versetzte er.

Es entstand eine kleine Pause.

„Nun, die Freude der Gräfin ist jedenfalls sehr groß gewesen,“ begann Mühlberg wieder.

„Das können Sie sich wohl erklären, verehrter Bruder, da Sie ja selbst das Glück haben, eine so herrliche Tochter zu besitzen. Ich erlaube mir übrigens zu deren Verlobung herzlich zu gratuliren.“

„Danke, danke! Ja, ja, die Sache ist ein wenig rasch gegangen; doch warum besuchen Sie mein Haus nicht mehr?“ erwiderte Mühlberg.

„Hm, ich weiß nicht, ob ich Ihnen mit meinem Besuche nicht lästig fallen könnte, da Sie doch im Geschäfte —“

„Ach, ich bitte Sie, wenn ich nicht daheim sein sollte, so ist doch Elsbeth stets zu Hause, und sie würde sich gewiß freuen, wenn sie sich zuweilen mit Ihnen unterhalten könnte, zumal sie gern französisch spricht und jetzt fast gar keine Gelegenheit dazu findet. Ihr Verlobter spricht zwar auch französisch; aber mit diesem unterhält sie sich wohl lieber deutsch,“ versetzte Mühlberg mit schelmischem Lächeln.

„Aber Herr Dornburg könnte schließlich —“

„Eifersüchtig werden, wollen Sie sagen?“ fiel ihm Mühlberg ins Wort. „Nein, nein, mein verehrter Freund, das haben Sie nicht zu fürchten. Also ich hoffe Sie nächstens bei mir zu sehen!“

Mit den Worten erhob sich der Kaufmann und verabschiedete sich.

Römhild blieb noch ein Weilchen sitzen. Das Gespräch hatte ihn in mehr als einer Hinsicht mächtig erregt.

Zuerst fiel ihm das Erschrecken des Kaufmannes bei Nennung des Namens Bonnard auf. Sodann erregte ihn die Einladung Mühlberg's ganz gewaltig. Daß diese Verlobung bald gelöst werden würde, wußte er. Sollte er nun den Umgang Elsbeth's suchen?

„Nein, nein, das geht nicht!“ rief er und stand auf.

Nachdem er dem dienenden Bruder seine Zeche bezahlt hatte, verließ er den Club.

Dieses Mal bereute er es nicht, hier gewesen zu sein. Die Unterredung mit Bernhard und die Begegnung mit Mühlberg waren für ihn Ereignisse von Werth.

Gedankenvoll trat er seinen Heimweg an.

Elftes Capitel.

Dunkle Wege.

So gern auch Römhild von Werther etwas Näheres über jene geheimnißvollen Andeutungen Bruder Bernhard's erfahren hätte, so hielt ihn doch eine gewisse Scheu vor dem Doctor ab, eine darauf bezügliche Frage an denselben zu richten.

Eines Tages, am dritten Tage nach jenem Clubabende, gab jedoch Werther Veranlassung, seine Neugierde befriedigen zu können, indem er Römhild fragte, wie er sich im Club amüsirt habe.

„Sie kennen ja meine allgemeine Ansicht über diese sogenannten ‚Gesellschaftsabende', und der letzte unterschied sich von den anderen in keiner Weise. Nur für mich gewann er ein Interesse durch eine Aeußerung Bruder Bernhard's und durch das plötzliche Erscheinen Mühlberg's."

„Wie, Mühlberg ist in dem Club gewesen? Und davon haben Sie mir noch gar nichts gesagt?" versetzte Werther mit einigen Erstaunen.

„Ich wollte Sie nicht mit solchen Dingen belästigen, da Sie, wie ich ja sehe, ungemein mit anderen Dingen beschäftigt sind," erklärte Römhild.

„Nun, haben Sie mit Mühlberg gesprochen?"

„Gewiß; er sprach nur mit mir. Doch wenn es Ihnen von Interesse ist, will ich Ihnen die Unterredung mittheilen; zuvor aber habe ich noch eine ganz besondere Bitte an Sie."

„Nun, so sprechen Sie."

„Wollen Sie mir nicht einige Aufklärungen über die unsichtbare Loge geben?"

„Unsichtbare Loge?“ rief der Doctor lachend. „Was fällt Ihnen denn ein, mein junger Freund? Haben Sie die Märchen auch schon gehört? Eigentlich sollte es mich nicht wundern, denn dem Bruder Lehrling wird sehr rasch von einem Geheimnißkrämer mit diesen Fabeln aufgewartet.“

„Wie, Sie bezeichnen diese Sache für eine Fabel?“ fragte Römhild.

„Was die meisten der Brüder Freimaurer über diese sogenannte unsichtbare Loge schwatzen, ist in der That nichts Anderes als ein Unsinn,“ fuhr Werther fort. „Man will einmal durchaus ein ganz besonderes Geheimniß, ja, ich möchte sagen, ein furchtbares Geheimniß in der Maurerei verborgen wissen, und mit ihrem wahrhaftigen Zwecke beschäftigt man sich nicht, ja, ich möchte sagen, den Zweck findet man nicht. Der Cultus des reinen Menschenthums bleibt ihnen ein ewiges Geheimniß. Und finden sie nicht, was ihnen doch so nahe liegt, nun, so sucht man eben in der Ferne und wittert alle diese verschiedenen Geheimnisse. Unser Bestreben richtig zu ergründen, reichen bei Vielen Verstand und Sinn nicht aus.“

„Nach Ihren Worten,“ versetzte Römhild, „müssen in unserer Verbindung große Unterschiede stattfinden. Es muß Personen unter uns geben, die mehr wissen als die Anderen.“

„Nun, das ist ja ganz natürlich,“ fiel Doctor Werther wieder ein. „Ich begreife nicht, wie Sie sich darüber wundern können? Sie müssen ja schon aus der Organisation des ganzen Bundes diesen erkannt haben. Wozu hätten wir denn die drei verschiedenen Grade von Lehrlingen, Gesellen und Meistern, wenn Alles für Alle gleich wäre? Sie haben gewöhnliche Logen und sogenannte Großlogen; jedenfalls unterscheidet sich doch die Arbeit in den gewöhnlichen Logen von der in den Großlogen; das werden Sie wohl zugeben.“

„Ich bin eben begierig, die Zwecke und die Arbeiten, die den meisten von den Brüdern unbekannt bleiben, zu erfahren,“ versetzte Römhild. „Bis jetzt kann ich einmal hinter diesem Formelwesen, diesen mystischen Geschichten nichts Weiteres und Besseres entdecken. Wiederum ist es mir unbegreiflich, wie ein Verein von Männern, welcher seine Mitglieder in allen Ländern der Welt zählt, nicht ernstere Zwecke verfolgen sollte als solche Spiegelfechtereien.“

„Ich sollte meinen, das müßte Ihnen doch schon längst klar geworden sein," lachte Doctor Werther.

„So nennen Sie mir doch endlich diese Zwecke!" drängte Römhild.

„Das geht nicht so schnell, mein junger Freund. In der Maurerei muß Alles seinen geregelten Gang gehen, und man kann den vollständigen Organismus nicht mit einem Blicke überschauen, da es ja verschiedene Zweige unserer Thätigkeit giebt."

„So nennen Sie mir doch wenigstens einen Zweig dieser Thätigkeit!" bat Römhild.

„Sie sind ein sonderbarer Mensch und brennen wohl vor Ungeduld, etwas Näheres zu erfahren?" lachte Werther. „Nun denn, ich will Ihnen das Vergnügen bereiten. Kommen Sie einmal her und schlagen Sie einmal dieses große Buch auf; vielleicht entdecken Sie sofort, welche Arbeiten ich besonders in den letzten Tagen zu erledigen gehabt habe."

Römhild trat mit dem Doctor Werther an den Schreibtisch, auf welchem ein großer Band lag, und schlug diesen auf.

Ein flüchtiger Blick erklärte ihm den Inhalt des Buches.

Als er dasselbe näher untersuchte, fand er mehrere Hundert geschriebene und auch gedruckte Berichte aus den verschiedensten Handelsstädten über Auswanderungsangelegenheiten.

Als er wieder seinen Blick fragend auf Werther richtete, versetzte dieser: „Nun, giebt das nicht Arbeit?"

„Das habe ich allerdings nicht geahnt, daß sich auch die Loge mit der Leitung solcher Angelegenheiten befaßt. Aber das sind ja keine Geheimnisse?" erwiderte Römhild.

„Ich begreife Sie nicht, was Sie für eine Wuth haben, Geheimnisse zu entdecken! Welcher Art sollen denn nun eigentlich Ihre Geheimnisse sein? Ich erkläre Ihnen mit einem Worte, derartige Geheimnisse, wie Sie vermuthen mögen, giebt es eben bei uns nicht. Und sollten Sie durch die verschiedenen Symbole, die Sie erblicken, auf solche Gedanken gekommen sein, so kann ich Sie versichern, daß bei uns in den höheren Graden weder Zauberei noch Alchymie und dergleichen geheimnißvolle Künste getrieben werden. Wir verwenden eben die Kraft und Mittel, welche ein mächtiger Organismus bietet, zu allerlei guten, nützlichen und wohlthätigen Zwecken.

Genügt Ihnen nun endlich die Erklärung? — Dann haben Sie das ganze Geheimniß."

„Aber die unsichtbare Loge?" fragte Römhild.

„Himmel, nun wieder dieses Gespenst!" lächelte Werther. „Nennen Sie die Männer, welche in letzter Instanz mit der Verwaltung dieser Angelegenheit betraut sind, die unsichtbare Loge, und in diesem Sinne bin auch ich ein Mitglied dieser sogenannten ‚Unsichtbaren Loge'."

Mit dieser Erklärung mußte sich Römhild endlich zufrieden geben.

Doctor Werther schien sehr nachdenklich geworden zu sein, und Römhild wagte nicht, dieses Gespräch weiter zu führen.

Plötzlich richtete sich Werther wieder auf und wendete sich mit den Worten an Römhild: „Sie wollten mir noch von Ihrer Begegnung mit Mühlberg Einiges mittheilen."

Römhild folgte sofort dieser Weisung und begann: „Es schien mir, als ob Mühlberg aus besonderen Gründen den Clubabend besucht habe."

„Was könnten dies für Gründe gewesen sein? Haben Sie eine Ahnung davon?"

„Ich glaube sie errathen zu haben," lächelte Römhild. „Herr Mühlberg wollte weniger einen Geschäftsfreund, wie er vorgab, dort treffen, sondern meiner Person galt der Besuch."

„Ihrer Person?"

„Das heißt, meine Person sollte das Mittel sein, über eine andere Person etwas zu erfahren."

„Ich bitte, sprechen Sie deutlicher!" versetzte Werther.

„Herr Mühlberg erkundigte sich nach der Comtesse Cäcilie und den Umständen ihrer wunderbaren Auffindung."

„So, so, und als Sie ihm geantwortet?"

„Sie wissen ja noch nicht, wie ich ihm geantwortet habe," versetzte Römhild.

„Sie hatten nur eine Antwort, mein junger Freund — die Wahrheit," lächelte Werther.

„Hm, ich weiß nicht, ob es immer klug sein dürfte, die Wahrheit zu sagen. Ich möchte Sie an meine Mission in Paris erinnern."

„Aber ich bitte Sie, Herr Mühlberg ist doch nicht mit einer politischen

Verschwörung zu vergleichen!" rief Werther und senkte seine Augen forschend in die des jungen Mannes.

Doch Römhild hielt den Blick aus und erwiderte: „Nehmen wir an, es wäre geboten, vorsichtig zu sein und in Herrn Mühlberg wirklich eine Verschwörung zu vermuthen, was dann, wenn ich nur eine Antwort für ihn gehabt hätte?"

„Mein junger Freund und Bruder, Sie beweisen immer mehr, daß ich mich nicht in Ihnen getäuscht habe; bitte, was haben Sie dem Bruder Mühlberg geantwortet?" versetzte Werther und klopfte Römhild leicht auf die Schulter.

„Ich habe ihm erklärt, daß die Werkzeuge eines Schurken bereits in den Händen der Gerechtigkeit sich befänden," versetzte Römhild.

Abermals trafen sich die Blicke der beiden Männer.

„Ich verstehe!" flüsterte Werther.

„So darf ich Ihnen nicht weiter meine Vermuthung mittheilen."

„Sie fanden dieselbe durch das Benehmen Mühlberg's gerechtfertigt?" fragte Werther.

„Vollständig gerechtfertigt."

„So weiß er also um den Schurkenstreich des Barons und — ist mithin noch schlechter als ich ihn gehalten habe," murmelte Werther.

Römhild nickte zustimmend mit dem Haupte.

Nach einer kleinen Weile des Schweigens versetzte er: „Und Mühlberg ist ein Bruder Freimaurer! Wie ich gehört habe, ist er bereits in den höheren Graden und dürfte ihm doch die Erkenntniß des Geheimnisses des Bundes nicht mehr fremd geblieben sein."

„Gott läßt seine Sonne scheinen über Gerechte und Ungerechte, läßt regnen über Gute und Gottlose," erwiderte Werther mit ernster, feierlicher Stimme. „Aber am Tage der Ernte sammelt er das Unkraut von dem Weizen, daß es vernichtet werde."

„Die Loge wird ihr Unkraut erkennen zur rechten Zeit, meinen Sie, mein Bruder?" fragte Römhild.

„Noch ist nicht aller Tage Abend! Was haben Sie mir noch zu sagen, mein Bruder?" versetzte Werther.

„Ich erwähnte den Namen Bonnard, Capitain Bonnard gegen Mühlberg."

„Und?" fragte Werther hastig.

„Und Herr Mühlberg entfärbte sich und war heftig erschrocken."

„Und — und?" drängte Werther.

„Und erkundigte sich, ob der Capitain auch in Diensten der Frau Gräfin stände."

„Also Sie bemerkten eine heftige Bewegung an ihm, als Sie den Namen Bonnard aussprachen?" fragte nach einer kleinen Pause Werther.

„Herr Mühlberg war jedenfalls sehr erstaunt, Capitain Bonnard im Hause und Gefolge der Gräfin von Dreschinski zu wissen."

„Hat auch alle Ursache," murmelte Werther.

„Ich vermuthete dies ebenfalls," bemerkte Römhild. „Und da mich Herr Mühlberg ausersehen zu haben scheint, sein Zuträger zu werden über Alles, was er gern aus dem Hause der Gräfin Dreschinski erfahren mochte, so dürfte es wohl nicht schädlich sein, wenn ich auch in dieser genannten Beziehung einige Aufklärung erlangen könnte."

„Woraus vermuthen Sie diese Absicht Mühlberg's?" fragte Werther.

„Ganz einfach aus seiner dringenden Einladung, ihn öfters zu besuchen."

„Ah, Mühlberg hat Sie eingeladen, sein Haus zu besuchen?"

„Ganz recht, nicht nur seine Person allein, sondern sein ganzes Haus," fiel Römhild ein. „Und wenn er das Malheur haben sollte, bei meinem Besuche nicht daheim zu sein, so möchte ich doch Fräulein Elsbeth die Ehre geben, mit ihr einige Worte zu wechseln. Nun, Herr Doctor, ist dies nicht genug?"

Werther sann einige Secunden nach.

„Mein junger Freund, sind Sie endlich überzeugt, daß ich es gut und ehrlich mit Ihnen meine?" fragte er plötzlich und legte seine Hand auf die Schulter Römhild's.

„Gewiß, Herr Doctor; nur Ihre Verschwiegenheit in gewissen Dingen und das blinde Vertrauen, das Sie zuweilen von mir beanspruchen, befremdet mich," erwiderte Römhild offen und ehrlich.

Werther lächelte, als er versetzte: „Ich begreife ganz wohl Ihre Abneigung gegen ein sogenanntes ‚Gängeln', kann Sie aber beim besten Willen nicht davon befreien, mein lieber Freund. Begnügen Sie sich mit der

aufrichtigsten Versicherung, daß Sie zu denjenigen Freunden gehören, die meine besondere Hochachtung und Liebe genießen, und daß es mein innigster Wunsch ist, Ihnen volle Befriedigung Ihres Lebens zu verschaffen."

Die Worte waren mit solcher Hoheit und Würde gesprochen, daß sie, so anmaßend sie auch im Grunde waren, einen tiefen Eindruck auf Römhild hervorbrachten, und zwar einen Eindruck, der ihn wieder vollständig an den seltsamen Mann fesselte.

„Verzeihen Sie meine Undankbarkeit, Herr Doctor!" murmelte er beschämt.

„Ich tadle Sie nicht, mein Freund, denn ich kann mich sehr wohl in Ihre Lage versetzen und würde jedenfalls ganz ähnliche Empfindungen haben; doch überwinden Sie standhaft jedes rebellische Gefühl und halten Sie fest an dem unerschütterlichsten Vertrauen. Ich bedarf Ihrer Hilfe, mein lieber Bruder, und bitte Sie, von der Einladung Mühlberg's Gebrauch zu machen und in Verbindung mit Elsbeth zu bleiben."

„Ich werde Ihrem Wunsche nachkommen," erwiderte Römhild.

„Schön; sodann bitte ich Sie, an dem projectirten Maskenballe theilzunehmen," fuhr Werther fort.

„Ich — ich soll einem Maskenballe beiwohnen? Herr Doctor, ich habe von jeher an solchem Narrenspiele nicht nur kein Vergnügen gefunden, sondern den größten Abscheu dagegen gehegt," rief Römhild.

„Dieses Narrenspiel soll diesmal verhängnißvoll, entscheidend für eine Person werden, die mir theuer ist, und — möglicherweise auch für Sie von segensreichen Folgen sein," erwiderte Werther ernst und feierlich.

„Schon wieder diese mystischen Andeutungen," flüsterte Römhild leise; lauter aber fuhr er fort: „Nun gut, ich werde meine Abneigung überwinden und Ihnen auch diesen Wunsch erfüllen und bitte um weitere Instruction."

„Ich habe Ihnen keine Instruction zu ertheilen. Was man von Ihnen fordern wird, werden Sie an Ort und Stelle erfahren. Nur wollen Sie die Güte haben, mir Ihre Maske genau zu beschreiben und einige Tage vor dem Balle Fräulein Elsbeth Mühlberg einen Besuch abzustatten."

Römhild schaute ernst vor sich nieder.

„Ich habe Ihnen mein Wort gegeben und will es halten," versetzte er dann mit einer gewissen Hast.

„Ich danke Ihnen; ist es Ihnen angenehm, eine Spazirfahrt mit der Frau Gräfin und der Comtesse zu unternehmen, so bitte ich Sie, sich bereit zu halten; der Wagen wird in wenigen Minuten vorfahren."

„Die Stunde des Clavierunterrichtes —"

„Muß heute ausfallen, mein Freund; ich hatte dies vergessen, Ihnen schon vorhin mitzutheilen; übrigens erzeigen Sie mir einen Gefallen, da ich gern mit Bonnard eine Stunde arbeiten möchte," fiel ihm Werther ins Wort.

„Ich bin bereit," antwortete Römhild.

Doctor Werther hatte das Zimmer verlassen, und Römhild saß gedankenvoll auf dem Sopha.

„Auf diese Weise kann ich nichts von ihm erfahren," murmelte er endlich. „Werther ist nicht der Mann, dem man ein Geheimniß abtrotzen, erzwingen könnte. Wie weit bin ich gekommen? Nichts habe ich erreicht und glaubte die Sache doch klug angefangen zu haben. Ich weiß so viel wie vorher. Nun denn, einmal muß doch Licht in dieses Dunkel kommen."

Nach den Worten machte er sich zur Ausfahrt bereit.

Er war kaum fertig, als er auch schon gerufen wurde.

In wenigen Minuten saß er den Damen des Hauses gegenüber und war bald in ein freundliches Gespräch mit ihnen verwickelt, in welchem er alles Uebrige, was ihn erst erregt hatte, vergaß. —

Rector Raimund saß in tiefem Hinbrüten versunken in seinem Zimmer am geöffneten Secretair.

Mehrere Briefe lagen vor ihm, und es schien, als ob er jetzt über den Inhalt derselben nachdenke.

„Hm, der Baron hat sofort auf meine Mittheilung angebissen; aber ich fürchte, er wird nicht die Macht haben, energisch einzuschreiten. Mit den Beiden ist die Sache nicht recht richtig! Wie kommt Mühlberg dazu, dem Roué sein Kind gleichsam zu verkaufen? Denn jenes Document war doch einem Kaufcontracte ganz ähnlich. Wenn das Eheversprechen des Barons nicht zu Hilfe gekommen wäre, so müßte Mühlberg sein Wort halten. Darauf wird auch der Baron jetzt noch dringen, und ich denke,

es kommt schon zu einem Eclat, in welchem wir natürlich dann die schwersten Geschütze spielen lassen müssen, um die Sache nach unserm Wunsche ihre Wendung finden zu lassen."

Jetzt sprang der Rector auf und durchschritt das Zimmer. Dann blieb er, wie er gewöhnlich zu thun pflegte, wenn er recht eifrig mit Nachdenken beschäftigt war, am Fenster stehen und trommelte mit den Fingern an den Scheiben, bis sich seine Lippen wieder öffneten und ein neues Selbstgespräch begann.

„Mit Mühlberg geht es bergunter; das ist mir aus verschiedenen Dingen schon klar geworden. Es muß spät oder früh einmal die Katastrophe eintreten, und dann — hm, der verdammte Doctor Werther — hole der Satan diesen Freimaurer und Ränkeschmied!"

Diese letzten Worte mit einer zornigen Geberde begleitend, spazirte der Rector wieder ein Weilchen auf und nieder.

Da klopfte es an der Zimmerthür.

Raimund fuhr auf.

„Ha, wer könnte jetzt noch kommen?" murmelte er und rief dann laut: „Herein!"

Sein Gesicht aber wurde plötzlich sehr freundlich, als er einen jungen Mann in dem Besucher erkannte.

Er bewillkommnete den Ankömmling in höchst liebenswürdiger Weise und begann dann: „Sie bringen mir jedenfalls eine sehr wichtige Nachricht, Herr Lampert?"

„Ei gewiß, Herr Rector," war die Antwort des jungen Mannes. „Fräulein Anna schickt mich, um Ihnen ein Billet abzugeben."

Bei den Worten überreichte er Raimund ein kleines Briefchen, das derselbe unerbrochen auf seinen Schreibtisch legte, indem er versetzte:

„Weiter nichts?"

„Gedulden Sie sich nur, Herr Rector; Alles nach der Reihe," fuhr der junge Mann fort. „Sodann habe ich Ihnen mitzutheilen, daß der Baron von Schild in acht Tagen hier eintreffen will."

„Auch nicht von Belang," rief Raimund.

„Hm, kommt schon noch besser," fuhr der junge Mann fort. „Herr Paul Dornburg geht auf den Maskenball."

„Ah, allein?“ fragte Raimund.

„Allein? Nein, da täuschen Sie sich. Die Theaterprinzessinnen begleiten ihn oder haben ihn wenigstens eingeladen.“

„Ah, das ist gut,“ erwiderte Raimund.

„Na, da fangen Sie ja schon an, zufrieden zu werden. Hören Sie nur weiter! Herr Mühlberg war bei unserm Principal nach Gelde.“

„Ah, wieviel?“ fragte Raimund.

„Wenig nicht, Herr Rector.“

„Und Herr Dornburg hat ihm das Geld natürlich gegeben?“ fragte Raimund hastig.

„Na, das eben gerade nicht, Herr Rector,“ erwiderte mit einem hämischen Lächeln der Mensch.

„Nicht? Immer weiter, Lampert!“

„Ja, ich bin bald zu Ende, und dort wird es bald ebenso heißen,“ war die Antwort Lampert's.

Raimund fuhr mit der Hand durch's Haar und schien sehr erregt zu sein.

„Das ist ein wenig zu früh,“ murmelte er.

„Herr Rector,“ begann der junge Mann, „mit den gewöhnlichen Berichten bin ich nun fertig; aber was sagen Sie, wenn ich Ihnen nun noch eine Extra-Neuigkeit mittheilen könnte?“

„Extra-Neuigkeit? Na, heraus damit!“ rief der Rector.

„Ach nein, so rasch geht das nicht, Herr Rector. Erst muß ich wissen, woran ich bin — hier, mit Moses und den Propheten!“

Bei den Worten machte der junge Mann die Bewegung des Daumens beim Geldzählen.

Der Rector biß sich in die Lippen.

„Herr Lampert, Sie wissen ja, daß ich kein reicher Mann bin, und —“

„Hm, Fräulein Anna hat einen reichen Vater,“ lachte Lampert.

„Fräulein Anna? Was kann mir das nützen?“ versetzte der Rector verächtlich.

„Weil Sie eben nicht klug sind, Herr Rector,“ erwiderte Lampert und erhob sich.

„Herr Lampert, bitte, bleiben Sie doch! Die Neuigkeit —"

„Behalte ich für mich," fiel dem Rector der junge Mann ins Wort und ging nach der Thür zu.

„Aber, Herr Lampert, ich bitte, bleiben Sie doch! Was ist Ihnen denn passirt, daß Sie so — so komisch sind?" rief der Rector und erfaßte den jungen Mann am Arme.

„Komisch? Ich bin nicht komisch, aber Sie," versetzte dieser.

„Warum wollen Sie mir die Neuigkeit nicht sagen?"

„Weil Sie mich nicht bezahlen, Herr Rector."

„Mein Gott, ich weiß ja gar nicht, ob mich die Sache interessirt, und offen gestanden, ich habe heute wirklich nicht viel Geld."

„Ach, viel Geld brauchen Sie auch nicht. Ich schlage vor, wir theilen," lächelte Lampert.

Der Rector seufzte.

„Sagen Sie mir erst Ihre Neuigkeit!" flüsterte er.

„Ach nein, Herr Rector. Na, wenn Sie nicht wollen, behalte ich die Sache, wie ich schon gesagt habe, für mich; vielleicht bringe ich sie schon noch an den Mann. Leben Sie wohl, Herr Rector!"

Raimund biß sich auf die Lippen und versetzte: „Nun, meinetwegen, theilen wir!"

„Schön; das ist doch ein Wort!" lachte Lampert und trat dicht an den Rector heran.

Dieser brachte seine Baarschaft hervor und theilte das Geld mit seinem Spione.

Lampert war der Sohn des alten Lampert, der als Cassirer im Geschäfte Mühlberg's stand, während er in Diensten des Herrn Dornburg sich befand.

Der junge Mann war das Gegentheil von seinem Vater und einem ehrlichen Kaufmanne.

Ein Zufall hatte ihn eine geheime Zusammenkunft Raimund's und Anna's belauschen lassen, und er war sowohl gegen den Rector als auch gegen Fräulein Anna drohend aufgetreten, dieses Verhältniß zu verrathen, wenn er nicht für sein Schweigen eine Belohnung erhalte.

Raimund hatte den Charakter des Menschen sofort erkannt und be-

nutzte ihn auf solche Weise, wie wir eben geschildert haben. Der junge Mann forschte seinen Vater aus, spionirte somit im Hause Mühlberg's und Dornburg's und war dem heuchlerischen Rector auf seinen dunkeln Wegen sehr nützlich.

„Nun aber heraus mit der Sprache!" versetzte Raimund nach der Theilung.

„Kennen Sie den Capitain Bonnard?" fragte Lampert mit geheimnißvoller Miene.

„Capitain Bonnard? Nein."

„Er hält sich auch bei der Gräfin Dreschinski auf!"

„Ach so! Ja, ja, ich erinnere mich seines Namens; aber persönlich kenne ich ihn nicht."

„Nun sehen Sie, den müssen Sie kennen lernen."

„Warum?"

„Ja, das ist eben die Neuigkeit. Der Capitain ist für Herrn Mühlberg eine sehr gefährliche Person," flüsterte der Spion.

„Wie so?"

„Hm, Sie sollen dies eben herauskriegen."

„Lampert, ist das Ihre Neuigkeit, so haben Sie mich furchtbar geprellt!" rief Raimund gereizt.

„Ach, wo denken Sie hin! Herr Mühlberg hat beschlossen, auszureißen."

„Was?" fuhr der Rector auf.

„Na, ist die Neuigkeit nicht wichtig genug?" fuhr Lampert fort. „Herr Mühlberg fürchtet den Capitain mehr als den Tod, und da auch der Fall seines Geschäftshauses nahe bevorsteht, so will er sich aller Unannehmlichkeiten durch eine rasche Flucht entziehen. Er bereitet schon Alles vor."

„Mit seiner Tochter?" fragte Raimund.

„Hm, jedenfalls. Wenn die Verlobung wieder zurückgeht, so wird er sie wohl mit sich nehmen, wenn Sie es nicht verhindern wollen."

„Verhindern? Niemals, im Gegentheile, die Sache paßt ja vortrefflich!" rief der Rector.

„Nun, sehen Sie, ich denke, diese Neuigkeit ist sehr viel werth. Folgen Sie meinem Rathe und erforschen Sie noch die Ursache, warum Mühlberg

jenen Capitain zu fürchten hat; dann — dann könnten Sie auch über Mühlberg eine gewisse Herrschaft erreichen, die Sie jedenfalls Ihrem Ziele nahe bringen und dasselbe auch erreichen lassen wird."

„Von wem haben Sie diese Nachricht?" fragte der Rector in heftiger Aufregung.

„Das ist meine Sache, Herr Rector; genug, wenn ich Ihnen sage, daß dieselbe buchstäblich wahr ist. Doch nun muß ich gehen; meine Zeit ist um. Haben Sie an Fräulein Anna nichts auszurichten oder mitzunehmen?" versetzte der Spion.

„Ach so," murmelte Raimund und ergriff das Billet, welches er hastig öffnete.

Aber kaum hatte er einige Worte gelesen, als sich seine Miene gewaltig veränderte.

Lampert betrachtete ihn sehr scharf.

„Sagen Sie, Lampert — doch nein, ich werde rasch einige Worte schreiben," rief der Rector und setzte sich hastig nieder.

Lampert runzelte die Stirn und biß sich auf die Lippen. Während der Rector schrieb, schritt er im Zimmer auf und nieder und warf forschende Blicke auf das Papier, worauf Raimund schrieb.

Ob er seinen Zweck erreichte, können wir nicht sagen.

„So, geben Sie das Billet dem Fräulein," rief Raimund, als er dasselbe verschlossen hatte und es dem jungen Manne überreichte.

Lampert nahm das Briefchen mit einem höhnischen Lächeln entgegen und schob es in seine Tasche. Dann blieb er vor dem Rector stehen und blickte ihm ins Gesicht.

„Nun, haben Sie noch etwas auf dem Herzen?" fragte Raimund hastig.

„Hm, die Nachricht war wohl auch nicht unwichtig?" versetzte der junge Mann.

„Betrifft nur eine Zusammenkunft."

„So, so; hm, sagen Sie doch, Herr Rector, was haben Sie denn eigentlich mit dem Fräulein vor? Auf welche Weise wollen Sie sich zur rechten Zeit aus der Schlinge ziehen?"

Der Rector biß sich wieder auf die Lippen und fand nicht gleich eine Antwort.

„Ich würde an Ihrer Stelle doch lieber die Taube in der Hand nehmen, als den Sperling auf dem Dache,“ fuhr Lampert fort. „Fräulein Anna haben Sie mit sammt ihrem Gelde sicher; aber die Mühlberg steht Ihnen trotz ihrer baldigen Armuth immer noch sehr fern.“

„Das ist Geschmackssache, mein Lieber.“

„Hm, Sie wollen wirklich nicht Fräulein Anna heirathen?“ fragte Lampert lauernd.

„Ich denke nicht daran.“

„Hm, wissen Sie, Herr Rector, wir können ja offen zusammen sprechen; denken Sie an mich. Das heißt, ich bin gar nicht abgeneigt, Ihnen einen Gefallen zu thun und an Ihre Stelle zu treten; verstehen Sie?“

„Ich verstehe Sie vollkommen, mein lieber Herr Lampert, und ich denke, wir sprechen ein anderes Mal mehr darüber,“ erwiderte Raimund mit einem halb spöttischen, halb verächtlichen Lächeln.

„Vergessen Sie es nur nicht, Herr Rector,“ versetzte Lampert und reichte dem Rector zum Abschiede die Hand.

„Nein, nein, verlassen Sie sich nur auf mich. Eine Hand wäscht die andere.“

„So denke ich auch. Leben Sie wohl!“

„Auf Wiedersehen!“

Der Rector war abermals allein.

Hastig griff er wieder nach dem Billet, welche ihm Fräulein Anna gesendet hatte.

„Die Sache wird bedenklich,“ murmelte er und schritt nachdenklich im Zimmer auf und nieder. „Ich muß das auf jeden Fall zu verhindern suchen — und Anna ist ja zu beschwichtigen. Wenn ich nur wüßte, wie ich hinter das Geheimniß kommen könnte, welches zwischen Mühlberg und dem Capitain waltet! Mit Römhild wird nichts anzufangen sein. Hm, wenn man bei Werther ein wenig schlau manövrirte? Es ist doch wahrlich nicht so leicht, krumme und verdeckte Wege zu gehen.“

Nach diesem Selbstgespräche versank der Rector in ein tiefes Hinbrüten.

Plötzlich fuhr er wieder auf.

„Also auch Lampert verfolgt seinen bestimmten Zweck?“ lachte er bitter vor sich hin. „Hahaha, ein Keil treibt den andern. Und ob er nicht

klüger ist als ich? Das wäre so ein Fang für ihn. Weiß Gott, der Mensch speculirt nicht schlecht. Nein, nein, das ist ja Unsinn! Anna und — dieser Schurke! Schurke? Hm! — Ich muß ein wenig frische Luft schöpfen."

Nach den Worten kleidete er sich an und verließ das Gemach. —

Es ist bald zehn Uhr Abends. Die Familie Dornburg befindet sich im Wohnzimmer; nur Paul, der Sohn, fehlt.

Anna Dornburg ist heute auffallend blaß und nimmt sehr wenig Antheil an dem Gespräche, welches der Banquier mit seiner Frau führt.

„Aber ich begreife dann nicht, mein lieber Mann, wenn die Sachen so stehen, daß Du nicht helfend eingreifen willst," flüstert die Frau. „Es ist doch um Paul's willen, daß —"

„Daß die Sache ihren Gang geht," fiel ihr der Banquier ins Wort. „Mühlberg ist nicht mehr zu halten, auch wenn ich ihm die Summe gegeben hätte; es wäre dies geradezu ein Diebstahl an mir selbst gewesen."

„Hm, wenn aber Paul —"

„Ich bitte Dich, Frau, bringe nicht die Kinder in die Sache!" bat der Banquier mit ernster Stimme.

„Ja, mein Gott, so bricht doch aber das Haus zusammen!"

„Laß es brechen, Frau. Ich wünschte, Mühlberg wäre so ehrlich und erklärte seine Insolvenz, dann —"

„Himmel, das wäre aber doch eine Schmach für ihn!"

„Frau, ist das weniger eine Schmach, wenn man heimlich das Weite sucht und sich seinen Verpflichtungen entzieht?" fragte Dornburg.

„Und Du vermuthest dies von Mühlberg?"

„Ich vermuthe es nicht nur, sondern ich erwarte es," versetzte der Banquier.

Die Frau schwieg, und Anna holte schwer Athem.

Letztere hatte jedes Wort von der leisen Unterredung verstanden, obgleich sie sich stellte, als achte sie nicht darauf.

„Hast Du denn nicht schon vor der Verlobung die Verhältnisse Mühlberg's gekannt?" fragte die Frau nach einer Weile des Nachdenkens.

„Allerdings; aber ich hielt sie nicht für so schlimm und hoffte ihm durch einige Tausend helfend unter die Arme greifen zu können. Diese

Klarheit in die Verhältnisse des Hauses Mühlberg ist merkwürdigerweise aber so rasch und so überzeugend gekommen, daß man auch gar nicht weiß, woher sie gekommen," erwiderte Dornburg.

„Elsbeth thut mir in der Seele leid," flüsterte die Frau.

„Ja, das arme Kind ist wahrhaftig zu beklagen. Die Einsprache des Barons kann unter Umständen recht sehr unangenehm werden und am Ende noch eine Lösung der Verlobung herbeiführen."

„Dornburg, das ist nicht Dein Ernst," fiel die Gattin erregt ein, während auch Anna sichtbar erschrak.

„Hm, im Grunde genommen wäre es auch vielleicht für beide Theile besser," fuhr der Banquier fort. „Paul ist noch zu jung, um an eine baldige Heirath denken zu können; ich habe mir dies überlegt, und dann muß ich auch erst mit dem Jungen im Reinen sein. Diese heillose Schwärmerei für die Socialdemokratie kostet mir schon manche schlaflose Nacht. Ich gebe mein Gut nicht eher aus den Händen, bis ich fest überzeugt bin, daß Paul alle Verbindung mit diesen Leuten abgebrochen hat."

„Da wirst Du wohl vergeblich warten, mein Vater," versetzte Anna und erhob sich.

„Hm, weißt Du etwa wieder etwas Näheres von seinen derartigen Streichen?" fragte der Banquier.

„Ich weiß nur, daß er abermals einer Versammlung beigewohnt hat und daß er auch correspondirt," versetzte Anna und reichte dem Vater die Hand zum Nachtgruße.

„Correspondirt?" rief dieser. „Kannst Du mir Beweise dafür verschaffen?"

„Hier ist ein solcher Brief," war die mit bebender Stimme gesprochene Antwort Anna's, indem sie das Schreiben dem Vater überreichte.

Darauf küßte sie die Mama und entfernte sich aus dem Gemache, während der Banquier den erhaltenen Brief las.

Plötzlich warf er denselben zornig auf den Tisch und rief: „Na, das ist doch wahrhaftig zu toll; man muthet ihm sogar zu, in Sachen dieser Aufwiegler nach Paris zu reisen!"

„O mein Gott, der thörichte Knabe wird sich mit Gewalt ins Unglück stürzen," jammerte die Gattin.

„Ja, ja, das wird schon kommen.“

„Du mußt noch einmal ernstlich mit ihm reden, Vater,“ bat die Frau.

„Was soll ich ihm noch sagen? Meine Kraft ist erschöpft, und ich kann ihm nur die Wahl zwischen uns, seiner Familie, oder seinen Genossen lassen. Es ist eine Schmach! O, wer hätte dies in dem harmlosen Buben gesucht!“ klagte Dornburg.

Die beiden Gatten schwiegen eine längere Zeit.

Endlich unterbrach die Frau das Schweigen und begann mit bebender Stimme: „Dornburg, die Verlobung oder vielmehr die nähere Verbindung mit dem Hause Mühlberg hat uns kein Glück gebracht. Seit jenem Tage ist auch Anna ganz anders geworden.“

„Hast Du das endlich auch bemerkt? Das Mädel gefällt mir schon lange nicht mehr. Wo ist ihr offener, heiterer Blick, ihr fröhliches Lachen hin? Wo ist ihre zärtliche Liebe zu uns geblieben? Schweigsam und ernst, ja, ich möchte sagen, scheu und ängstlich geht sie einher. Sie vermeidet jede liebvolle Begegnung und wagt kaum, mir frei ins Gesicht zu schauen. Frau, Frau, ich fürchte, dem Mädel ist etwas passirt! Hast Du nicht bemerkt, ob sie etwa eine heimliche oder unglückliche Liebe hat?“

„Aber, Mann, wie kannst Du annehmen, daß uns Anna etwas verheimlichen könnte! Du siehst ja, wie sie Dir den Brief da —“

„Ja, das frappirt mich ebenfalls,“ fiel der Banquier hastig ein. „Früher war sie mit Paul ein Herz und eine Seele, und jetzt? Wenn sie nur zu seinem Nachtheile etwas sagen oder thun kann, so geschieht dies viel zu gern.“

Die Frau schaute ängstlich auf ihren Gatten.

„Ich fürchte, sie geht einen dunkeln Weg,“ murmelte dieser.

„Aber Dornburg!“ tönte nochmals die Stimme der Gattin in abwehrendem Tone.

„Sie verbirgt uns etwas, so viel steht fest, und ich möchte Dich bitten, ihr einmal gründlich auf den Zahn zu fühlen und sie ins Gebet zu nehmen,“ versetzte Dornburg, indem er sich erhob und im Zimmer umher schritt.

Die Gattin aber saß nachdenklich am Tische.

„Ich will nur sehen, was Mühlberg thun wird. Binnen vier Wochen

muß sich viel entscheiden," murmelte Dornburg und blieb neben seiner Gattin stehen.

„Ob ich noch heute mit Anna rede?" fragte die Gattin.

„Hm — je eher, je besser; ob Paul bei Mühlberg ist?" erwiderte der Banquier.

„Jedenfalls; aber es ist wohl schon zehn Uhr durch?"

„Beinahe elf," versetzte Dornburg, indem er an die Uhr sah.

Ein Seufzer entschlüpfte den Lippen der Frau.

Dornburg aber zog an der Klingelschnur.

„Ist mein Sohn zu Haus?" fragte er den eintretenden Diener.

„Noch nicht, Herr Dornburg," war die Antwort.

„Es ist gut," rief der Banquier, und der Diener trat wieder ab.

„Da hast Du es; bei Mühlberg ist er nicht so lange Zeit. Ich habe fast Lust, ihn zu erwarten."

„Nein, nein, Dornburg, heute nicht," bat die Frau.

„Und warum nicht heute? Einmal muß es doch geschehen," erwiderte der Banquier.

„Ich bitte Dich, Dornburg, unterlaß es heute; Du bist ein wenig ärgerlich und erregt, und Du könntest nicht mit der Ruhe und Besonnenheit handeln, welche unbedingt in dieser Sache nothwendig ist," erwiderte die Frau, indem sie die Hand des Gatten ergriff und ihm mit flehendem Blicke in die Augen sah.

„Ich will Dir gehorchen, Frau," versetzte Mühlberg.

„Du sprichst also heute Abend nicht mit Paul?"

„Nein."

„Willst ihn auch nicht erwarten?"

„Hm, das ist eine andere Sache."

„Nein, nein, lieber Mann, die Sache ist ziemlich gleich, und ich muß Dich auch dringend bitten, nicht auf Paul warten zu wollen, sondern schlafen zu gehen — hörst Du, Papa? — schlafen gehen!"

„Hm, ich hätte gern gehört, was er sagen würde, wenn er mich noch wach fände bei seiner Heimkunft, und dann, offen gestanden, mein gutes Herz, möchte ich auch gern sehen, in welchem Zustande der Monsieur nach Hause kommt."

„Wie, in welchem Zustande?“ fragte die Frau und wich entsetzt einige Schritte zurück.

„Leider, leider!“ flüsterte Dornburg stöhnend.

„Um des Himmels willen, Mann, Du meinst doch nicht, daß Paul berauscht nach Hause kommen könnte?“ fragte mit bebender Stimme die Frau.

„Mein liebes, gutes Herz, ich fürchte es seit längerer Zeit, und der Friedrich will nicht recht mit der Sprache heraus. Deshalb wäre ich heute gern wach geblieben. Doch ich will aber lieber Deinem Rathe folgen. Gute Nacht, mein Kind!“ erwiderte Dornburg und küßte die erschrockene Frau auf die Stirn.

„Dornburg, Du täuschest Dich; das ist doch gar nicht möglich,“ hauchte die Frau.

„Die Socialdemokratie — mein Kind! Ach, ach, Paul, Paul, möchtest Du bald zur Einsicht kommen!“

Mit dem Schmerzensrufe entfernte sich der Banquier. Seine Frau aber blieb noch im Zimmer zurück und sann über den Verdacht ihres Gatten nach.

„Entsetzlich — ein Säufer — mein, — nein, nein, das glaube ich nicht. O mein Gott, welche Sorge und welchen Kummer bereiten uns doch die Kinder!“

Einige Secunden vergingen; dann erhob sie sich rasch und flüsterte: „Ich gehe zu ihr. Anna soll mir wenigstens keine Unruhe bereiten.“

Nachdem sie die Lampe gelöscht und eine Kerze angezündet hatte, entfernte sie sich aus dem Gemache und schritt auf dem Corridor entlang, um zu den Zimmern ihrer Tochter zu gelangen.

Sie konnte sich's nicht erklären, warum sie am ganzen Körper zitterte und warum sie von einer so unsäglichen Angst befallen worden sei.

Jetzt stand sie an der Thür vor Anna's Zimmer. Mit einem schweren Seufzer öffnete sie dieselbe.

Es war das Wohngemach der Tochter, in welchem die Mutter stand und lauschte.

Nichts war zu vernehmen; aber die Lampe brannte noch mit einer kleinen Flamme, worüber die Frau schon in Verwunderung gerieth.

Mit raschem Schritte trat sie jetzt auf die Thür zu, die nach dem Schlafgemache der Tochter führte.

Die Thür öffnete sich; es war finster in der Stube.

„Anna!" rief mit bebender Stimme die Mutter.

Keine Antwort.

Etwas stärker klang der zweite Ruf der Mutter, während ihr Fuß die Schwelle des Zimmers überschritt.

Abermals keine Antwort.

Hastig eilt die Frau nach dem Lager der Tochter.

Ihre zitternden Hände tasten umher, und über ihre Lippen tönt es nochmals: „Anna, wo bist Du?"

Doch dieser Frage folgt sofort ein ängstlicher Ausruf, und Frau Dornburg sinkt auf den Sessel, der am Bette sich befindet.

Ihre Hände hatten das Bett berührt. Es war leer, und Anna war nicht im Zimmer.

Die Sinne schwanden der Mutter, und eine Ohnmacht umfing sie.

Während dies geschah, befand sich Anna Dornburg in einem Gemache im Parterre des Hauses, an dem Orte ihrer heimlichen Zusammenkunft mit dem Rector.

Raimund hatte sich auch heute pünktlich eingefunden und wurde von Anna in einer gewissen Aufregung empfangen.

„Endlich, endlich kommst Du, Raimund! Ach, wie lang ist mir doch der heutige Tag geworden!" rief sie ihm entgegen und schmiegte sich an die Brust des jungen Mannes.

„Du scheinst sehr aufgeregt zu sein, Anna," versetzte dieser in ziemlich kaltem Tone.

„Aber, Raimund, soll ich unter solchen Verhältnissen nicht aufgeregt sein?" fragte Anna erstaunt.

„Hm, die Sache ist vielleicht gar nicht so schlimm, als Du Dir einbildest."

„Aber ich begreife Dich nicht! Was ist denn da einzubilden, wenn mir Paul geradezu erklärt, daß er um unser Verhältniß wisse und daß er von Dir fordere, als ehrlicher Mann frei und offen vor die Eltern zu treten und —"

„Und mich mit meiner Werbung abweisen zu lassen," fiel Raimund ein. „Nicht wahr, das wünscht doch Dein Herr Bruder?"

„Raimund, sei nicht so bitter; Paul meint es jedenfalls gut mit uns, trotzdem ich gegen ihn intriguire," hauchte Anna mit bebender Stimme. „Wenn wir auch dem Vater gegenüber noch schweigen, so laß uns wenigstens der Mutter ein offenes Geständniß ablegen."

„Mein Gott, das wäre dieselbe Geschichte! Deine Mutter würde nicht schweigen, und ich könnte die größte Demüthigung erfahren."

„Nun, Raimund, so sind wir heute zum letzten Male hier zusammen gekommen," stammelte Anna.

Der Rector fuhr unwillig auf und erwiderte: „Aber, Anna, sei doch kein Kind und laß Dich von Deinem Bruder nicht so einschüchtern. Tritt ihm entgegen und stelle ihm die Alternative, entweder —"

„Nein, Raimund, es ist mein fester Entschluß, jede Action aufzugeben. Ich habe Deinen Wunsch erfüllt und dem Vater den Brief eingehändigt, den ich im Zimmer Paul's gefunden; aber ich schäme mich jetzt entsetzlich und erkläre Dir, daß Du auf mich nie mehr rechnen darfst."

„Aber, Anna, wie soll ich mir Deine Worte erklären? Ich verstehe Dich nicht," stammelte jetzt der Rector erschrocken.

„Raimund, Du gehst auf dunkeln Wegen, und — ich will nicht im Dunkeln wandeln," erwiderte Anna mit ernster und feierlicher Stimme.

Der Rector mußte sich gewaltig zusammennehmen, um seine Ueberraschung und seinen Unwillen nicht zu verrathen. Seine Stimme vibrirte ein wenig, als er erwiderte: „Anna, Du erschreckst mich. Was muthest Du mir denn eigentlich zu?"

„Noch erkenne ich Deinen Plan nicht vollständig. Davon aber bin ich überzeugt, daß Du einen Zweck verfolgst, der weit entfernt von meinen Hoffnungen geht. O, Raimund, wenn Du mich betrogen und nur als ein Werkzeug für Deine Pläne gebraucht hättest! Raimund, warum suchst Du so eifrig die Verlobung meines Bruders rückgängig zu machen?" rief Anna, und ihre Augen waren forschend auf den Geliebten gerichtet, der schweigend mit gesenkten Blicken neben ihr saß. „Du antwortest mir nicht?" fuhr Anna mit zitternder Stimme fort. „Raimund, Elsbeth ist es, die Dich gefesselt hält."

„Anna!“ fuhr Raimund auf.

„Leugne nicht! Eine Ahnung sagt es mir, daß Du Elsbeth liebst und daß Du die Geliebte erringen willst. Deshalb Deine fieberhafte Thätigkeit, jenes fesselnde Band zu lösen, den Ruin Mühlberg's herbeizuführen, damit Du Elsbeth wie ein rettender Engel erscheinen und sie unter Deine Gewalt bringen könntest. O, Raimund, schon längst hat diese Stimme in mir gesprochen; aber mein Herz konnte ihr nicht glauben und sträubte sich mit aller Gewalt dagegen; denn — denn — ich wäre ja ein namenlos elendes Wesen, wenn es wirklich so wäre!“

Laut schluchzend sank Anna an die Brust des jungen Mannes, der nach Fassung und Rettung rang.

„Anna, Deine Phantasie hat Dir unsägliches Leid zugefügt,“ begann er mit erzwungen zärtlichem Tone. „Aber auch meinem Herzen hast Du einen Schmerz bereitet, der mich mit Qualen erfüllt, wie sie nur ein Menschenherz empfinden kann. Der Mangel an Vertrauen zu mir und meiner Liebe ist es nicht allein; das Mißtrauen, Anna, der Glaube an die Schlechtigkeit meiner Gesinnung zerreißt meine Seele. Welch' entsetzlich schlechter Mensch muß ich doch sein, um ein solch' frevelhaftes Spiel mit Menschenherzen treiben zu können! O, Anna, ich wünschte, diese Stunde wäre niemals für uns angebrochen!“

Seine Stimme hatte einen so schmerzvollen Ton angenommen, daß Anna ihr Haupt emporrichtete und fragend in seine Augen schaute.

Wehmüthig erwiderte Raimund den Blick, und mit der Hand die Stirn bedeckend, stöhnte er: „Anna, Anna, was hast Du mir gethan!“

Die Jungfrau schlang ihren Arm um den Hals des Verräthers und flüsterte: „Vergieb, Raimund, vergieb, wenn ich Dir Unrecht gethan habe! Ach, Du hast keinen Begriff von den Qualen, die ich schon ausgestanden habe! Warum, Raimund, bist Du gegen meinen Bruder?“

„Bin ich in dieser Sache nicht Deinem und Deiner Eltern Wunsche nachgekommen? Du selbst meintest, Elsbeth müßte mit Deinem Bruder unglücklich werden, und Du wolltest sie vor einem unglücklichen Leben bewahren. Ja, hast Du nicht selbst schon den Vorsatz gehabt, Elsbeth vor Paul zu warnen?“ versetzte der Rector, der nun wieder gefaßt und entschlossen auf sein Ziel losging.

„Dadurch wollte ich Paul nur bewegen, seinen Verbindungen zu entsagen,“ stammelte Anna. „Da er aber unser Geheimniß erfahren, habe ich keine Macht mehr über ihn.“

„So warst Du unvorsichtig, Anna!“

„Nein, nein, Raimund, ich habe mich nicht verrathen; aber ich fürchte, Lampert hat geschwatzt.“

„Lampert? Nicht möglich!“

„Raimund, Lampert ist ein falscher Mensch; vertraue ihm nicht zu viel. O, Geliebter, erfülle doch meine Bitte und erlaube mir, daß ich der Mama unsere Liebe gestehe; sie ist so gut und wird uns gewiß beistehen, den Vater für uns zu stimmen.“

„Anna, ich will Dich nicht länger zurückhalten; aber ich möchte dann gleich von Dir Abschied nehmen fürs ganze Leben. Dein Geständniß an Deine Mutter ist Tod für unsere Liebe,“ erwiderte der Rector mit trauriger Stimme.

„Nun, wie lange willst Du denn noch warten?“ fragte Anna.

„Laß die Katastrophe bei Mühlberg vorüber, eine Auseinandersetzung oder Einigung mit Deinem Bruder geschehen und Deine Eltern erst wieder ins rechte Gleis kommen, dann bin ich hoffentlich auch so weit, daß ich ein besseres Amt in Aussicht habe und gefaßter und sicherer auftreten kann.“

Anna seufzte.

„Nicht wahr, mein Kind, so soll es sein?“ fuhr Raimund fort und küßte die Jungfrau, während er sie zärtlich an seine Brust zog. „Nun aber sage mir, wie Dein Vater gesonnen ist; wird er Mühlberg helfend entgegen kommen?“

„Nein, das — o, mein Gott, was ist das?“ rief plötzlich das Mädchen und lauschte mit angehaltenem Athem auf das Geräusch, das an ihr Ohr drang.

Es waren eilige Schritte, welche die Treppe auf und nieder eilten. Plötzlich hörte sie die Stimme ihres Vaters: „Rasch nach dem Doctor!“

„Himmel, was ist geschehen? Fort, fort, Raimund; ich muß hinauf!“ drängte Anna in entsetzlicher Angst und wollte aus dem Gemache.

„Du läufst ja Deinem Vater in die Hände; warte nur noch einen Augenblick!“ rief der Rector und wollte Anna zurückhalten.

Doch diese riß sich los und stürzte hinaus.

Da trat Lampert ein.

„Kommen Sie rasch, Herr Rector; ich führe Sie unbemerkt hinaus!" flüsterte er.

Raimund folgte.

„Was ist geschehen?" fragte er.

„Die Frau Dornburg ist unwohl geworden. Sie fand das Schlafzimmer ihrer Tochter leer," versetzte hämisch lächelnd der Mensch.

„Donner und Doria!" knirschte Raimund.

„Kommen Sie nur," mahnte Lampert.

Kaum waren sie auf der Straße, als Friedrich mit Doctor Römhild herbei kam.

Raimund hüllte sich in seinen Mantel. Doch Römhild hatte ihn erkannt.

„Wo kommst Du her, Raimund? Warst Du bei Herrn Dornburg?" rief er.

„Nein, nein," versetzte der Rector und eilte fort.

„Hm, er kam doch aus dem Hause," flüsterte Römhild bedenklich.

„Es schien mir auch so," versetzte Friedrich. „Ich fürchte, der Herr Rector wandelt auf dunkeln Wegen und liebt die Nacht mehr als das Licht."

„Wie meinen Sie das, Friedrich?" fragte Römhild, als sie ins Haus traten.

„Vielleicht ein anderes Mal, Herr Doctor. Eilen Sie nur; ich bin ja so froh, daß ich Ihnen begegnen mußte; der Herr war in tausend Aengsten," erwiderte Friedrich und machte eine einladende Bewegung mit der Hand auf die Treppe zu.

Doctor Römhild ging hinauf.

Zwölftes Capitel.

Eine Familienscene.

Ein Zufall hatte Römhild dem Diener Dornburg's entgegen geführt. Wir wissen, daß er an demselben Tage mit der Gräfin Dreschinski und der Comtesse ausgefahren war.

Das Gespräch war bald in eine für die Comtesse lehrreiche Lection übergegangen, und Römhild zeigte wieder sein großes Geschick, auch im Gespräche unterrichtend zu sein.

Mit Vergnügen hörte die Gräfin den beiden jungen Leutchen zu, und ihr Auge strahlte von zärtlicher Mutterliebe, wenn ihr Blick auf den schönen und geistreichen Zügen ihrer Tochter verweilte.

Durch eine zufällig hingeworfene Frage kam man auch auf den Maler Bernhard zu sprechen, und Römhild fühlte sich durch Nennung dieses Namens veranlaßt, heute den Abend in jener Familie zuzubringen.

Als nun der Abend anbrach und Doctor Werther dem jungen Manne auf seine Frage, ob er noch nöthig sei, dessen Abkömmlichkeit mittheilte, begab sich Römhild zu dem Maler Bernhard.

Welch' glückliches Familienbild lachte ihm jetzt entgegen! Welcher, Unterschied zwischen seinem ersten Eintreten in die Familie und seinem heutigen Besuche trat ihm vor die Seele!

Bernhard war wieder sehr thätig, um nur den Aufträgen, die er erhielt, gerecht werden zu können.

Doch jetzt ruhte der schaffende Arm und hielt die gute, treue Gattin

die fürsorgliche Mutter umschlungen, während von den beiden Kindern das Mädchen an der Mutterbrust und der Knabe auf dem Schooße des Vaters sich befanden.

Römhild wurde mit herzlicher Freude empfangen, und im trauten Gespräche vergingen die Stunden mit Blitzeseile.

Römhild theilte Bernhard die Aufforderung Mühlberg's, ihn zu besuchen, mit, und dieser rieth ihm, den Wunsch Mühlberg's zu erfüllen. Als aber Römhild erklärte, daß es ihm einige Ueberwindung kosten würde, versetzte Bernhard: „Mein lieber Bruder, thun Sie es Elsbeth zu Liebe. Ich glaube, Sie können noch Gelegenheit finden, ihr recht nützlich zu werden.“

Römhild blickte überrascht auf.

„Halten Sie es für möglich, daß ihr irgend ein Ungemach drohen könnte?“ fragte er.

„Drohen? Ach ja, mein Freund; aber daß sie das Ungemach nicht erreiche, dafür wird wohl unser lieber Bruder Werther sorgen,“ erwiderte Bernhard.

Eine leichte Falte legte sich auf die Stirn Römhild's, und er erwiderte: „So wäre ich doch überflüssig!“

„Mißverstehen Sie mich nicht. Ihr Umgang mit Mühlberg und mit Elsbeth könnte von hoher Wichtigkeit für Alle werden. Der Helfer hat doch gern eine treue Hand zur Seite. Hat Ihnen denn Werther noch keine Action in dieser Sache angewiesen?“

„Und doch, doch,“ rief Römhild ein wenig erregt. „Ich vermuthe, der bevorstehende Maskenball soll eine tiefe Entscheidung herbeiführen; noch aber weiß ich nicht, was Doctor Werther beabsichtigt, obgleich er mich bereits zu der Sache engagirt hat.“

„Werden Sie nicht bitter, mein junger Freund; Werther hat seine Eigenheiten, aber er ist der edelste und beste Mensch, den ich kenne. Wenn er nicht immer frei und offen mit seinen Plänen hervortritt, so hat er gewiß seine guten Gründe, und Sie müssen ihm dies nicht übel deuten.“

„Ich möchte nur gern wissen, wie er Elsbeth zu schützen gedenkt und mit welchem Rechte; er —“

„Denken Sie darüber lieber nicht nach, mein lieber Bruder, sondern

glauben Sie, daß Bruder Werther nichts thun wird, wozu er sich nicht berufen fühlte," fiel Bernhard lächelnd ein.

Die Unterhaltung wendete sich endlich auf ein anderes Thema, und Römhild wunderte sich, daß die Zeit so rasch vergangen war.

Die Uhr zeigte bereits die elfte Stunde an.

Er nahm nun herzlichen Abschied und versprach, nächstens einen Besuch bei Mühlberg zu unternehmen.

Hastig eilte er dann seinen Weg vorwärts.

Um etwas näher zu gehen, wollte er die Promenade benutzen und mußte deshalb in der Nähe von Dornburg's Wohnung vorüber.

Da begegnete ihm Friedrich, der Diener Dornburg's.

Der Mann erkannte sofort den Doctor und trug ihm sein Anliegen vor. Römhild war bereit, ihm zu folgen.

Wir haben bereits gesehen, wie Römhild im Hause Dornburg's angekommen.

Anna stürzte die Treppe hinauf und eilte nach dem Wohnzimmer der Familie.

Hier erblickte sie ihre Mutter mit leichenblassem Antlitze auf dem Sopha liegen, während ihr Vater die Schläfe der Ohnmächtigen mit stärkenden Essenzen rieb.

Mit einem Angstschrei sank Anna neben dem Sopha auf ihre Kniee.

Frau Dornburg war noch nicht in das Schlafzimmer gekommen, als ihr Gatte eintrat.

Bestürzt wartete er noch einige Minuten. Als aber auch diese vergingen und die Gattin immer noch nicht erschien, begab er sich nach den Zimmern der Tochter.

Er rief die Frau, als er dort eintrat.

Da er aber keine Antwort erhielt, trat er noch in das Schlafcabinet Anna's ein.

Entsetzt fand er seine Frau auf dem Teppich liegen. Der Schreck war so groß, daß er starr und stumm nach ihr hinblickte.

Plötzlich aber löste sich die Bande, und er sprang herzu und hob seine Frau empor.

„Gott im Himmel, sie ist todt!“ schrie er laut auf. „Und Anna? Sie ist nicht hier — das Bett unberührt! Gott steh' mir bei!“

Mit der Kraft der Verzweiflung eilte Dornburg mit seiner Last zurück nach dem Wohnzimmer.

Unterwegs rief er die Worte: „Holt den Arzt!“

Eine Minute des tiefsten Schmerzes folgte dem Angstschrei Anna's, als sie an der Seite der Mutter niedergesunken war.

Dornburg war in demselben Moment aufgesprungen und starrte auf seine Tochter, als ob sie ihm eine vollständig fremde Person sei.

Da raffte sich Anna empor.

„Mama, Herzensmama, wach' auf!“ schrie sie und neigte sich über die Geliebte, um ihr Gesicht mit den zärtlichsten Küssen zu bedecken.

Da mit Blitzesschnelle schritt Dornburg herbei, ergriff den Arm seiner Tochter und schleuderte diese mit aller Kraft in die Stube zurück, während er rief: „Hinweg, Ehrvergessene; das ist Dein Werk!“

Anna sank mit einem Schrei zu Boden, und ihre Sinne verdunkelten sich. Dornburg warf noch einen zornigen Blick nach dem Kinde und kniete dann wieder neben seiner Frau nieder, um die Wiederbelebungsversuche weiter fortzusetzen.

Er wurde nicht gewahr, daß sich das Zimmer öffnete und Doctor Römhild eintrat.

Im höchsten Grade bestürzt blieb dieser auf der Schwelle stehen und starrte nach den beiden leblosen Frauengestalten.

Doch seine Selbstbeherrschung verließ ihn nicht.

Mit festem Schritte kam er an Dornburg heran und versetzte: „Verzeihen Sie, Herr Dornburg; Ihr Diener Friedrich hat mich ersucht —“

„O Gott sei Dank, Sie sind es! Kommen Sie, Herr Doctor, und retten Sie meine gute Frau!“ unterbrach der bekümmerte Gatte den Doctor.

„Was ist geschehen?“

„Fragen Sie nicht, helfen Sie nur!“ stöhnte Dornburg.

Römhild ging sofort ans Werk.

„Beruhigen Sie sich, Herr Dornburg — eine starke Ohnmacht!“ versetzte er.

„Ohnmacht?“ flüsterte der Banquier und sank erschöpft auf einen Stuhl.

Römhild fand bald, was er brauchte, und nach einigen Bemühungen ertönte ein schwacher Seufzer aus der Brust der Frau, und ihre Augen öffneten sich.

„So, bitte, Herr Dornburg, besprengen Sie noch einige Male mit dem kalten Wasser das Gesicht Ihrer Frau Gemahlin; ich sehe, daß hier noch Jemand meiner ärztlichen Hilfe bedarf," rief jetzt Römhild und übergab dem Banquier das Wasserglas.

Dornburg erfüllte schweigend den Auftrag des Doctors, während dieser Fräulein Anna von dem Fußboden erhob und sie in einen Lehnsessel trug.

Diese Bewegung brachte bereits die Bewußtlose wieder zur Besinnung.

„Mein Gott, wo bin ich? Was ist geschehen?" stöhnte sie mit schwacher Stimme und fuhr mit beiden Händen über ihre Augen.

„Beruhigen Sie sich, Fräulein Anna," flüsterte der Doctor.

Einen Moment starrte Anna den Doctor erstaunt an. Dann aber sprang sie auf und stieß Römhild auf die Seite.

„Vater, Mutter, vergebt, Barmherzigkeit!" rief sie mit gefalteten Händen und sank vor dem erzürnten Vater abermals auf ihre Kniee.

Da bewegte sich schon wieder der Arm des Vaters, um Anna von sich zu schleudern, als plötzlich die Hand der Mutter sich erhob und mit dem leise geflüsterten Worte: „Halt!" sich zwischen Vater und Tochter streckte.

Dornburg's Hand sank herab, und mit dem Rufe: „Gott sei gelobt, Du lebst!" neigte er sich zu seiner Gattin nieder.

„Ruhe, Herr Dornburg, das ist die Hauptsache für beide Patienten; bitte, vermeiden Sie jede aufregende Gemüthsbewegung; meine Gegenwart ist nicht mehr nothwendig," flüsterte jetzt Römhild, indem er sich anschickte, das Zimmer zu verlassen.

Dornburg drückte ihm stumm, aber innig die Hand.

Römhild aber warf noch einen Blick auf Anna und blieb plötzlich stehen. Sein Gesicht hatte einen bedenklichen Ausdruck angenommen.

„Herr Dornburg, ich werde noch ein Weilchen im Nebenzimmer verweilen, damit ich sofort bei der Hand bin, wenn Sie noch einmal meiner bedürfen sollten," flüsterte er und entfernte sich.

„Mutter, herzliebe Mutter, was ist geschehen?" flüsterte jetzt Anna und neigte ihr leichenblasses Antlitz an der Mutter Brust.

„Kind, wo warst Du?“ hauchte diese.

Dornburg aber versetzte: „Es wäre nicht das erste Mal, daß eine ungerathene Tochter der Mutter Tod verschuldete; aber nimmermehr hätte ich es von meinem Kinde gefürchtet.“

„Vater, Vater, was sagst Du? Ich, ich, der Mutter Tod verschuldet?“ stöhnte Anna.

„Ich fand die Mutter in Deinem Schlafzimmer leblos auf dem Fußboden liegen und glaubte, der Schlag habe sie getroffen. Dein Bett war leer und noch unberührt. Wo warst Du?“

Anna bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und brach in heftiges Weinen aus.

Doch Dornburg blickte ärgerlich und verächtlich auf sie herab, indem er versetzte: „Sind das Thränen der Scham und der Schmach, so möchte ich Thränen des Zornes und des Jammers weinen. Ich hatte eine einzige Tochter; sie war mein Liebling, meine Freude und mein Stolz.“

„Vater, Vater!“ flehte Anna.

„Doch nur zu bald mußte ich erkennen, daß ich mich arg getäuscht hatte,“ fuhr Dornburg fort. „Die Maske fiel, und mein Kind stand entlarvt als — o mein Gott, es ist entsetzlich!“

Mit den Worten sank Dornburg in den Sessel zurück und preßte den Kopf mit beiden Händen.

„Vater, Vater, ich habe mich wohl vergessen; aber ich habe keine Sünde gethan,“ rief Anna und umfaßte die Kniee des Banquiers. „Du sollst Alles, Alles noch zur Minute wissen; aber ich beschwöre Dich, denke nichts Böses, nichts Schlechtes von Deinem Kinde!“

„Hinweg, Anna! Wie kannst Du es über Dein Herz bringen, Deine Eltern zu hintergehen? Ach, ich fürchte mich, Dein Geständniß zu vernehmen und dadurch meine Schmach noch vergrößert zu finden. Nein, nein, geh' und laß mich in Frieden!“ wehrte der Vater.

„Dornburg, höre das Kind!“ flüsterte die Mutter. „Anna ist unser Kind; sie hat ein Recht, von uns gehört zu werden, ehe wir sie verdammen.“

„Ist es nicht genug bewiesen? Ihr Schlafgemach leer, nahe der Mitternachtsstunde; sie erscheint verstört, geängstet! War sie im Hause oder

außer dem Hause? Jedenfalls im Hause. Nun, willst Du noch mehr erfahren, unglückliche Mutter? Wer befindet sich außer uns im Hause? Domestiken und Bedienstete aus dem Geschäfte! Es ist besser, sie schweigt und reißt die Wunde nicht noch größer durch die volle Enthüllung ihrer Schmach."

Jetzt hatte sich Anna erhoben. Ihre Selbstbeherrschung wieder vollständig erringend, trat sie an die Mutter heran und versetzte: „Mutter, ich schwöre Dir, daß ich rein und unschuldig vor Dir stehe und des Vaters Beschuldigung die größte Strafe für mich ist dafür, daß ich Dir und ihm verschwiegen habe, was jedoch in nächster Zeit für Euch kein Geheimniß mehr sein sollte."

„Mein Kind, ich fand Dich nicht in Deinem Schlafzimmer," flüsterte die Mutter.

„Ja, ja, Mama, das ist ja das Unrecht, das ich mir selbst nicht verzeihen kann," stöhnte Anna.

„So wundere Dich nicht, wenn die Schande Deinen Eltern die Schamröthe ins Gesicht treibt beim Anblicke ihres ehrvergessenen Kindes."

„Vater, mein Vater, ich bitte Dich um Gotteswillen, höre mich an! Ich will ein offenes Geständniß ablegen und Dir auch nicht das Geringste verbergen, was auf meinem Herzen liegt. Schande hat Dir Deine Tochter noch nicht bereitet; eher würde sie den Tod vorziehen, als ehrlos unter Deine Augen zu treten," versetzte jetzt die Jungfrau mit fester Stimme im Bewußtsein ihrer Unschuld.

Dornburg blickte sie einige Secunden forschend an; dann erwiderte er: „So sprich; wir wollen Dich hören!"

Ein freundlicher Blick aus den Augen seiner Gattin lohnte ihm diese Milde.

Aber auch Anna rief ihm entgegen: „Ich danke Dir, Väterchen!"

Dann nahm sie an der Seite der Mutter Platz und begann: „Es war an jenem Tage, als Doctor Römhild mit Rector Raimund zum ersten Male in unserm Hause waren, als eine Veränderung mit mir vorging."

„Was, Mädel? Himmel, war ich denn blind? Der Doctor war ja so schnell zur Stelle. Warte, warte! Wollte er sich nicht im Nebenzimmer aufhalten, damit er zur Stelle wäre, wenn ich ihn etwa brauchte? Ah,

also der Doctor hat Dir den Kopf verdreht, und mit ihm hast Du solche nächtliche Rendezvous?" rief jetzt der Banquier in kurzen, abgebrochenen Sätzen und mit ziemlich erregter Stimme.

„Um Gotteswillen, Vater, nein, nein!" wehrte Anna dazwischen.

Doch der Banquier ließ sich nicht abbringen.

Als er aber jetzt schwieg und sich nachdenklich auf den Sessel setzte, begann Anna: „Du täuschest Dich, mein Vater; ich bin mit dem Herrn Doctor Römhild nie wieder zusammen gekommen."

„Was, Du streitest? War er heute nicht hier im Hause?" fuhr Dornburg auf.

„Ich habe den Doctor hier im Zimmer gefunden; vorher habe ich ihn nicht gesehen."

„Nun, zum Geier, was schwatzest denn Du von jenem Tage, als —"

„Väterchen, laß mich aussprechen!" fiel Anna ein. „Es waren an jenem Abende doch noch andere Personen zugegen."

„Andere Personen? Na, da bin ich gespannt auf Deine Erörterung. Der junge Mühlberg kann es — Wetter, der Rector! Ach, Unsinn! In den Menschen kann sich doch meine einzige Tochter nicht verliebt haben! Also heraus mit der Sprache! Wer ist der Edele, der mich beehren will, sein Schwiegervater zu werden?"

Anna stand leichenblaß vor dem Vater.

Dann neigte sie sich plötzlich zur Mama herab, welche sich nun vollständig erholt hatte und aufrecht auf dem Sopha saß, wobei sie flüsterte: „Stehe mir bei, meine gute Herzensmutter; er ist es!"

Die gute Frau unterdrückte mit großer Selbstüberwindung und Seelenstärke den Angstruf, der sich aus der erschrockenen Brust drängen wollte, und blickte angstvoll nach ihrem Gatten.

„Nun, was flüstert sie?" fragte dieser. „Das Geständniß ist wohl nicht für das Ohr des Vaters?"

„Warum denn nicht, mein guter Mann? Was Anna mir zugeflüstert hat, das kann sie Dir eben so gut frei und offen antworten. Geh', mein Kind, Du hast versprochen, wahr zu sein, erfülle Dein Wort," erwiderte die Gattin und drückte bei den letzten Worten der Tochter die Hand.

Anna legte die rechte Hand auf ihr Herz und trat einige Schritte vor, indem sie flüsterte: „Vater, Raimund ist der Mann meiner Liebe!"

„Raimund?" rief der Banquier und sprang heftig erregt empor. „Niemals, niemals!"

„Vater, ich liebe Raimund und —"

„Hinweg, hinweg!" fiel Dornburg Anna ins Wort, welche vor ihm auf den Knieen lag. „Niemals werde ich einwilligen, daß Du das Weib dieses Mannes werdest."

„Vater, er ist ein Ehrenmann und —"

„Ehrenmann? Schöner Ehrenmann! Warum verleitet er Dich zu geheimen Zusammenkünften?" rief der Banquier zornig.

„Er fürchtete, Du würdest gegen unsere Liebe sein," antwortete Anna.

Der Banquier lachte bitter auf.

„Hahaha, also der Monsieur hat das schon gefürchtet und dennoch Dich überredet, ohne unser Wissen mit ihm zusammenzukommen! Wahrhaftig, ein prächtiger Ehrenmann! Mädel, Anna, ich kann es überhaupt nicht glauben, daß Du den Menschen lieben solltest! Sieh' Dir doch seine falschen Augen an, sein blasses, hämisches Gesicht — brr, Anna, mir graut, wenn ich den Patron ansehe!"

Anna stand tieferschüttert vor ihrem Vater. Die Worte desselben fielen auf keinen unfruchtbaren und auch keinen unvorbereiteten Boden. Hatte sie sich doch schon oftmals gefragt, ob sie denn auch wirklich den Rector so liebe, wie ein Weib den Mann lieben soll, mit dem sie vereint durchs Leben zu gehen beabsichtigt.

Schweigend blickte sie vor sich nieder.

Da ergriff der Banquier ihre Hand und fuhr fort: „Anna, schlage Dir diese unglückselige Geschichte aus dem Sinne. Du liebst den Mann nicht, kannst ihn nicht lieben. O mein Gott, ich weiß, daß der Rector ein unehrlicher Mensch ist!"

„Vater!" rief Anna, zum Tode erschrocken.

„Es ist so, mein Kind. Rector Raimund spionirt in dem Hause Mühlberg's und correspondirt mit dem Baron von Schild."

„Nicht möglich! Entsetzlich!" jammerte Anna, der nun plötzlich abermals ihr Verdacht vor die Seele trat.

„Ich möchte fast wetten, daß der Mensch auch von Dir sich verschiedene Auskünfte erbeten hat; hat er doch selbst mit dem jungen Lampert —"

Ein Schrei der Verzweiflung tönte über die Lippen Anna's, und sie sank bewußtlos dem Vater in die Arme.

Im nächsten Augenblicke stand Doctor Römhild an ihrer Seite.

Die Thür des Zimmers, in welchem er gewartet hatte, war nicht dicht geschlossen gewesen, und er hatte so die Unterredung Wort für Wort mit angehört. Wenn er auch eine gewisse Scham während des Lauschens empfunden, so war diese doch vollständig verschwunden, als er den Namen seines Freundes aussprechen hörte. Mit gesteigertem Interesse lauschte er weiter, öffnete sogar mechanisch in seiner Erregung die Thür und trat leise ins Zimmer.

In diesem Augenblicke hatte Anna den Schrei ausgestoßen.

„Hier, hier, Herr Doctor, gut, daß Sie noch da sind! Haben Sie das Gespräch gehört?" rief Dornburg, als er Römhild erblickte.

Der Doctor gerieth in Verlegenheit.

„Ich — ich — ja — nein! Doch wollen Sie nicht Fräulein Anna —"

Da sprang abermals die Thür auf, und Paul Dornburg stürzte ins Gemach.

„Ha, auch Du noch?" flüsterte der Banquier, während sich Anna wieder erholte und von dem Doctor nach dem Sopha geleitet wurde.

„Was giebt es, Vater? Das ganze Haus ist in Aufruhr, — die Mutter soll plötzlich krank geworden sein! Was ist die Ursache?" fragte Paul.

„Was wird die Ursache sein? Die Kinder verbittern den Eltern das Leben; das ist ja heut' zu Tage so in der Mode," versetzte der Banquier bitter.

Paul biß sich auf die Lippen, und da er seine Mutter wieder wohler fand, trat er auf den Doctor Römhild zu und fragte: „Was ist mit meiner Schwester, Herr Doctor?"

„Eine Ohnmacht — bald vorüber!"

„Paul — Paul — Du hier?“ rief plötzlich Anna und verhüllte ihr Gesicht mit beiden Händen.

„Was ist Dir, Anna?“ fragte nochmals der Bruder in freundlichem, fast zärtlichem Tone.

„Geh', geh', Paul, ich — ich habe Dich verrathen,“ flüsterte Anna ganz leise.

Doch der Banquier stand dicht hinter ihr und hörte die Worte.

„Verrathen?“ flüsterte Paul.

„Ja, ja, der Brief aus Paris —“ hauchte Anna.

„Da liegt er, mein Herr Sohn,“ fiel nun der Banquier ein und zeigte mit der Hand auf den Tisch. „Ich bin wirklich ein sehr beneidenswerther Vater zweier liebenswürdigen Kinder. Zuerst hintergehen sie Beide gemeinschaftlich ihre Eltern, und dann verrathen sie einander. Hahaha, lieber Doctor, bin ich nicht zu beneiden?“

Paul Dornburg mußte mit Gewalt seine innere Aufregung unterdrücken, während Doctor Römhild eben so gut das Peinliche der Situation fühlte und in der größten Verlegenheit keine Antwort auf diese Frage geben konnte, sondern sich nach der Thür rückwärts concentrirte.

„Bleiben Sie nur, Herr Doctor; Sie mögen als —“

„Vater,“ unterbrach Paul Dornburg den Banquier, „die Angelegenheit ist zu ernster Natur, als daß wir einen Zeugen zu dieser Familienscene bedürften. Ich bitte den Herrn Doctor, uns gütigst zu verlassen.“

Römhild trat dem jungen Manne mit ernstem Gesichte entgegen und erwiderte: „Sie mögen wohl Recht haben, Herr Dornburg, und ich würde keinen Augenblick zögern, dieses Gemach zu verlassen. Doch es ist ein Name genannt, dessen Träger mein Freund ist. Die Beschuldigungen, welche Raimund getroffen, veranlassen mich, da er selbst nicht zugegen, seine Partei zu ergreifen, und ich bitte Sie, mir zu gestatten, nur noch einige Fragen an Ihren Herrn Vater, sowie an Fräulein Anna richten zu dürfen.“

Paul Dornburg konnte dagegen nichts einwenden; obgleich er es lieber gesehen hätte, Römhild wäre sofort gegangen, so willigte er doch durch eine stumme Verbeugung in das Begehren des Doctors ein.

Römhild wendete sich nun an den Banquier.

„Sie haben, Herr Dornburg, den Rector Raimund als einen falschen

und gewissenlosen Mann bezeichnet. Darf ich bitten, Ihre Aeußerungen unter Beweis zu stellen?"

Dornburg lachte bitter auf und erwiderte: „Was halten Sie von einem Menschen, der meinen Beamten Geld anbietet, um für ihn Spionendienste in meinem Hause zu thun?"

„Herr," fuhr Römhild entrüstet auf, „Sie wollen doch nicht sagen, daß Raimund das gethan hat!"

„Ja, mein guter Herr Doctor, das will ich ganz genau damit sagen. Herr Rector Raimund hat es nicht unter seiner Würde gehalten, dem jungen Lampert dieses Anerbieten zu machen. Wiederum hat er heimlicherweise gegen die Verlobung meines Sohnes mit Fräulein Mühlberg intriguirt. Er ist es gewesen, welcher den Baron von Schild davon benachrichtigt hat. Und was er weiter gethan, wie er sich das Vertrauen und — Gott sei's geklagt! — auch die Zuneigung meiner Tochter zu erschwindeln gewußt hat, das haben Sie ja wohl bereits gehört!"

Römhild war leichenblaß geworden. Er wendete sich an Fräulein Anna und versetzte: „Ich bitte Sie, Fräulein, was halten Sie von meinem Freunde?"

Diese aber verhüllte ihr Gesicht mit den Händen und brach in heftiges Weinen aus.

Römhild erhielt keine Antwort.

„Herr Doctor, wünschen Sie noch eine nähere Auskunft über Ihren Freund?" fragte Paul Dornburg höhnend.

„Ich kann es kaum glauben," stammelte Römhild.

„Ja, ja, es geschehen manche Dinge, die unglaublich sind, und wenn Sie den Rath eines jungen Mannes annehmen wollen, so möchte ich Ihnen sagen: Hüten Sie sich und halten Sie die Augen offen, damit Sie kein willenloses Werkzeug raffinirter Intriguanten werden."

„Herr," fuhr der Doctor erzürnt auf, „genug!"

„Wollen Sie nähere Auskunft, so stehe ich Ihnen jeder Zeit zu Diensten," versetzte Paul Dornburg. „Nur so viel hören Sie noch, daß Ihr Freund, Herr Rector Raimund, ein nichtswürdiges Spiel mit meiner Schwester getrieben hat, indem er für meine Braut in heftiger Leidenschaft entbrannt ist."

„Nicht möglich!" stotterte Römhild abermals.

„O mein Gott!" stöhnte Anna und rang die Hände.

Dann sprang sie plötzlich auf, sank ihrem Vater an die Brust und flüsterte: „Vergieb, theurer Vater; ich bin bethört und betrogen worden! Und Du, mein Bruder, verzeihe auch mir; denn es ist ihm gelungen, mich zu bewegen, Dich zu belauschen und Deine Geheimnisse zu verrathen. O mein Gott, ich möchte vergehen vor Schmerz und Scham!"

Römhild hielt es nicht länger aus.

Er griff nach dem Hute und stürmte mit voller Hast aus dem Zimmer.

„Auf welche Weise kommt der Doctor Römhild ins Haus?" fragte jetzt in erregtem Tone Paul Dornburg.

„Er war in der Eigenschaft als Arzt zugegen," erwiderte der Banquier in ernstem Tone.

„So hast Du bis hinaus auf das Landhaus der Gräfin geschickt, um gerade diesen Arzt holen zu lassen?"

Der Banquier warf seinem Sohne einen scharfen Blick zu, indem er erwiderte: „Herr Doctor Römhild begegnete zufällig dem Boten, den ich nach unserm Hausarzte sandte, und Friedrich hat ihn gebeten, mitzukommen. Uebrigens ist die Frage, die Du Dir erlaubst an mich zu richten, ziemlich anmaßend. Wenn es auch so wäre, daß ich Doctor Römhild direct hätte rufen lassen, so glaubte ich doch, Dir keine Rechenschaft darüber schuldig zu sein."

„Es ist ein eigenthümlicher Zufall," versetzte der Sohn mit spöttischem Lächeln, „daß gerade in diesem Momente, während sein intimster Freund beim Rendezvous überrascht wird, Doctor Römhild in der Nähe sein mußte."

„Wie meinst Du das? Sprich deutlicher," versetzte der Banquier.

„Nun, ich dächte, es wäre deutlich genug, mein Vater. Die Vertheidigung seines Freundes und die jetzige schleunige Entfernung dieses fremden Eindringlings spricht auch für meine Ansicht, und wenn Du Anna fragen willst, so kann sie Dir vielleicht noch bessere Auskunft über das plötzliche Erscheinen des Doctors ertheilen."

„Mein Gott, ich weiß nicht, ob Doctor Römhild eine Ahnung von der Falschheit seines Freundes gehabt hat!" flüsterte Anna.

„Ach was, sie stecken Beide unter einer Decke," rief Paul Dornburg

zornig. „Sie spielen Beide ein verdecktes Spiel und intriguiren gegen uns und Mühlberg. Ich kenne das und vermag aus Erfahrung von ihrem Spionirtalente zu sprechen."

Da erhob sich langsam Frau Dornburg vom Sopha und gab ihrer Tochter einen Wink.

Anna sprang sofort herbei.

„Komm, mein Kind, begleite mich nach meinem Zimmer," flüsterte die Mutter und schritt, gestützt auf den Arm ihrer Tochter, langsam aus dem Gemache.

Vater und Sohn befanden sich nun allein gegenüber. Paul schritt im Zimmer umher, während der Vater sich in einen Sessel geworfen hatte und gedankenvoll vor sich hin starrte.

Plötzlich fuhr er aus seinen Träumereien empor und rief: „Paul, hast Du eine Ahnung von dem Verhältnisse Anna's gehabt?"

Der junge Mann zögerte einige Secunden, ehe er antwortete: „Allerdings."

„Wie," fuhr der Banquier auf, „Du hast es gewußt und mir's verschwiegen?"

Paul lächelte bitter und erwiderte: „Ich schwieg deshalb, weil ich hoffte, Anna von der Unwürdigkeit des Rectors überzeugen zu können. Ich schwieg ferner auch aus dem Grunde, daß Anna meine kleinen, unschuldigen Geheimnisse, die sie erfahren, nicht verrathen sollte. Leider habe ich mich in dieser Voraussetzung getäuscht. Der Elende hat Anna so in der Gewalt gehabt, daß sie mich dennoch verrathen hat."

„Herrliche Kinder!" murmelte der Banquier.

„Willst Du mir nicht sagen, mein Vater, wodurch eigentlich diese nächtliche Scene hervorgerufen worden ist?" fragte Paul Dornburg.

Der Banquier entschied sich zur Beantwortung dieser Frage.

„Und was gedenkst Du zu thun, mein Vater?" fragte darauf der junge Mann. „Willst Du mir den Rector überlassen?"

Der Banquier athmete auf.

Es schien, als ob ihm dieses Anerbieten ganz gelegen käme, und er versetzte: „Du kommst meinem Wunsche zuvor. Ich möchte gern keinen Eclat hervorrufen und die Sache so still wie möglich beigelegt wissen. Doch

Du wirst es wohl selbst einsehen, daß es zur Wahrung unseres Namens und unserer Ehre nothwendig ist, die Sache nicht publik werden zu lassen."

„Ich verstehe," murmelte der Sohn mit sinnendem, finsterem Gesichtsausdrucke.

Wieder vergingen einige Secunden im Schweigen, bis plötzlich der Banquier begann: „Wo warst Du heute Nacht?"

„Bei Mühlberg," war die Antwort.

„Den ganzen Abend?"

„Nein, bis gegen neun Uhr."

„Und jetzt ist Mitternacht nahe; wo warst Du die andere Zeit?"

„Willst Du mich examiniren wie einen Schulknaben, Vater?"

„Unterlaß diese Bemerkungen und antworte einfach auf meine Frage, denn ich glaube wohl noch ein Recht zu besitzen, Dich, als den Träger meines Namens, den Sohn des Banquiers, zu fragen, auf welche Weise Du Dich in der Gesellschaft bewegst und diesem geachteten Namen Ehre zu machen suchst."

„Ich habe Deinem und meinem Namen noch keine Schande gemacht," erwiderte fest der junge Mann.

„So, das nennst Du keine Schande machen, wenn man sich hinein mengt unter Leute, welche gleich Rebellen zu achten sind? Du hast meine Worte abermals in den Wind geschlagen und unterhältst noch fortwährend diese Verbindungen mit den Socialen. Der Brief hat mir Alles verrathen, und ich sehe, daß Du trotz Deines Versprechens immer tiefer und tiefer Dich mit dieser Classe Menschen verbunden hast. Thörichter Knabe, Du läufst blindlings in Dein Verderben! Ich möchte es fast behaupten, daß Du auch heute wieder aus einer solchen Versammlung nach Hause kommst."

„Ich kann es nicht leugnen; die Sache war so wichtig und dringend für die nächste Zukunft, daß ich der Einladung gefolgt bin, um an den Berathungen jener Männer Theil zu nehmen."

„Schrecklich!" stöhnte der Banquier. „Der einzige Sohn Socialdemokrat und die einzige Tochter eine Intriguantin, Beide auf dem besten Wege, den Namen ihres Vaters zu beschimpfen!"

„Halt ein, mein Vater! Ich habe Dir schon einmal gesagt, daß ich durch meine Ueberzeugung, durch meine eigene innere Ueberzeugung mich

den Ideen der Socialdemokraten angeschlossen habe und daß ich den Kampf, den ehrlichen Kampf für unsere Principien nicht für einen Schimpf, sondern für eine Ehre erachte."

„Höre mir auf, Junge, mit Deiner Ehre! Wenn man Vater und Mutter betrügt und hintergeht, um seinen thörichten Leidenschaften zu genügen; da kann von Ehre nicht mehr die Rede sein. Dieser Brief aus Paris drückt allen Deinen Handlungen in dieser Sache das Siegel auf. Doch es ist noch nicht so weit, und ich werde mit aller Gewalt, die mir zu Gebote steht, dagegen einschreiten. Du wirst die Reise nach Paris nicht unternehmen."

„Mein Vater, Du hast mich einer Handlung bezichtet, die ich noch nicht gethan habe. Durch dieses Hinderniß würdest Du mich nur zu einer unehrlichen Handlung treiben und selbst Ursache sein, daß mein und Dein Name befleckt würde. Ich habe bereits mein Wort gegeben."

Wie von einer Natter gestochen, fuhr der Banquier zurück und starrte seinen Sohn mit ungläubigen Augen an.

„Paul, das hättest Du wirklich gethan?" stammelte er.

Von diesem aufrichtigen Schrecken seines Vaters tief ergriffen, schlug Paul die Augen nieder und flüsterte mit bewegter, ziemlich leiser Stimme: „Ich habe es gethan und kann mein Wort nicht brechen."

„O mein Gott, daß ich diese Stunde erleben muß!" stöhnte der Banquier, und sich dann wieder heftig an den Sohn wendend, fuhr er fort: „Und doch kann und werde ich es nicht dulden, daß Du Dein Wort einlösest. Jedenfalls hat man Dich überredet und beschwindelt, weil der Sohn des reichen Banquiers Dornburg in ihren Augen wohl als ein prächtiger Fang erscheint. Es wird nicht lange dauern, so wird man mit Geldforderungen an Dich treten, die Du nicht erfüllen kannst. Man wird Dich drängen; man wird Dich zwingen, und dann — dann, Paul, wirst Du ihren Wunsch erfüllen, gleichviel, auf welche Weise Du das Geld erreichst!"

Leichenblaß starrte Paul seinen Vater an, und mit zitternder und bebender Stimme rief er: „Genug, mein Vater; sprich nicht weiter. Ich verstehe Dich. Aber Du hast mich noch nie erkannt. Was ich mit meinem Ehrenworte zugesichert, das wird geschehen, so wahr ich Paul Dornburg heiße."

Mit den Worten wendete sich der junge Mann ab, um das Zimmer zu verlassen.

Der Banquier aber konnte vor Zorn und innerlicher Aufregung ihm nur die Worte nachrufen: „Spanne die Saite nicht zu hoch, Paul; sie reißt, und dann — dann ist es aus für immer.“

„So mag sie reißen,“ flüsterte Paul zurück und trat aus dem Zimmer, während der Banquier erschöpft auf das Sopha sank. —

Römhild war in seiner Aufregung geraden Weges nach der Wohnung seines Freundes geeilt.

Ein Vulcan tobte in seinem Herzen; die widerstreitendsten Gefühle bekämpften sich, und er befand sich in einer solchen Gemüthsstimmung und Unruhe, daß er kaum wußte, was er denken und thun sollte.

Nur der Name „Raimund — Raimund“ klang ihm in der Seele.

Und so stand er denn auch in kürzester Zeit an der Thür dieses Raimund's.

Aber vergeblich war sein Klopfen und Rufen; die Thür blieb ihm verschlossen.

Ob sich Raimund vor ihm verleugnete oder ob er wirklich nicht daheim war, das war die Frage, die sich Römhild nicht beantworten konnte.

Unverrichteter Sache ging er also wieder weiter und eilte nun nach Hause.

Kaum war er in sein Zimmer getreten, als er sofort die leisen Schritte Doctor Werther's vernahm und im nächsten Augenblicke den Doctor vor sich erblickte.

Mit einem langen Blicke prüfte Doctor Werther Römhild und sagte dann: „Sie sind sehr aufgeregt, mein junger Freund. Ich möchte nicht fragen, wo Sie gewesen sind; aber wissen möchte ich die Ursache Ihrer Aufregung.“

„Mein Gott, Sie sollen Alles wissen,“ rief Römhild und theilte nun dem verehrten Freunde seine Erlebnisse mit.

Die Sache mußte Doctor Werther jedenfalls sehr interessiren. Obgleich sein Gesicht ruhig blieb, so konnte er das leise Zucken seiner Mundwinkel doch nicht ganz verbergen und unterdrücken, und dieses Zucken war ja das Zeichen sehr heftiger Erregtheit.

Zum Erstaunen Römhild's ging Werther nicht auf die Erzählungsweise seines Freundes ein, sondern fragte nach Beendigung seiner Erzählung: „Wäre es Ihnen möglich, den Brief aus Paris an den jungen Dornburg in meine Hände zu legen?"

Römhild fand nicht sofort eine Antwort.

„Ich — den Brief eines Andern in Ihre Hände legen? Nein, Herr Doctor, das geht nicht. Da täuschen Sie sich."

„Täuschen?" lächelte Werther. „Nun, getäuscht habe ich mich jedenfalls nicht; doch lassen wir die Sache ruhen."

Mit den Worten erhob er sich und wünschte Römhild eine „gute Nacht", welchen Gruß dieser ziemlich kühl erwiderte.

„A propos," rief Werther noch einmal ins Zimmer zurück, als er die Schwelle desselben schon überschritten, „wann gehen Sie zu Herrn Mühlberg? Vielleicht morgen?"

„Wohl möglich, Herr Doctor," versetzte Römhild.

Die Thür schloß sich zwischen ihm und Werther. Sein Kopf glühte ihm, und die Pulse hämmerten.

„Ich — ich weiß nicht, was ich beginnen soll! Bin ich umstrickt, bin ich gefesselt, der Knechtschaft eines Anderen Willen unterworfen? Mein Gott, warum mußte ich Friedrich folgen! O, hätte ich dieser Familienscene nie beigewohnt!"

Dreizehntes Capitel.

Bei verschlossener Thür.

Die Stimmung des Rectors war ebenfalls keine rosenfarbene, als er nach dem gestörten Rendezvous seiner Wohnung zueilte.

Wenn er nur vorher noch Anna hätte einschärfen können, nichts zu verrathen, so wäre er schon ruhiger gewesen, denn er wußte ja zu genau, welchen Einfluß er auf das Mädchen hatte. So aber kam ihm die Sache zu plötzlich, und er fürchtete nicht mit Unrecht, daß Anna durch die Macht der Ueberraschung jedenfalls ein offenes Geständniß abgelegt haben würde.

Was sollte er thun, wenn dies wirklich geschehen war?

Diese Frage quälte ihn, als er sich daheim unruhig auf dem Sopha herum warf.

„Es ist, als ob der Teufel sein Spiel mit mir treiben wollte," murmelte er in leisem Selbstgespräche. „Die Sache nahm einen ganz wunderbar schönen Lauf; ich kam meinem Ziele immer näher, und jetzt? — Himmel, die Sache kann verdammt faul werden! Werde ich in Gnaden aufgenommen, ist die Geschichte noch viel schlimmer, als wenn man mir einfach den Weg zeigte. Elsbeth darf unter keinen Umständen etwas davon erfahren. Wetter, wenn sie es aber schon durch Paul erfahren hätte!"

Bei den letzten Worten sprang Raimund zornig auf und schritt im Zimmer umher.

„Jene einfältige Belauschung kann mir Paul nicht vergessen," fuhr er dann fort. „Er ist mir Feind und wird stets gegen mich sein. Doch

wozu hätte er schwatzen sollen? Er weiß doch nicht, daß ich Elsbeth vergöttere. Noch ist nichts verloren; denn ich glaube, der Herr Banquier wird die Sache im Stillen ausgleichen. Vielleicht verreist Anna einige Zeit, um ihre Liebe vergessen zu lernen, und die Sache ist abgemacht."

Abermals sann er nach.

„Wetter, so könnte eigentlich die Katastrophe ziemlich bald eintreten!" begann er wieder. „Aber wie schaffe ich mir diesen Doctor Werther vom Halse?"

Seufzend warf er sich wieder aufs Sopha.

Da hörte er Tritte seiner Thür sich nähern, und bald darauf klopfte es. Er blieb still und gab keine Antwort.

Römhild war es, welcher gekommen war.

Raimund öffnete auch auf dessen Rufen nicht.

Als nun Römhild wieder weggegangen war, stieß Raimund einen Freudenruf aus und versetzte: „Wetter, der Gedanke ist himmlisch schön, und die Ausführung hilft mir bestimmt. Möglicherweise erzeige ich Mühlberg noch einen großen Liebesdienst dadurch, oder aber es kommt zur Katastrophe. Morgen früh mein erster Weg, wenn ich aus der Classe komme! Warte nur, mein Herr Doctor Werther, Deine Beschützerrolle wollen lieber wir übernehmen, und Du magst bei Zeiten das Weite suchen, wenn Du nicht für Deine Jugendstreiche noch jetzt Bekanntschaft mit unseren Gefängnißmauern machen willst."

Nach diesem Monolog schien Raimund recht zufrieden mit sich selbst zu sein.

Er rieb sich vergnügt die Hände, schritt noch einige Male im Zimmer umher und rief dann: „So wird's gemacht!"

Bald darauf ging er zu Bett.

Die arme betrogene Jungfrau — Anna Dornburg — lag während dieser Zeit an der Brust der Mutter, welcher sie das Geheimniß ihrer Liebe vollständig enthüllt hatte.

Ergriffen von ungeheuerm Schmerze, stöhnte das Mädchen und rang die Hände, und die Mutter war nicht im Stande, das aufgeregte Gemüth ihrer Tochter zu beruhigen; war doch das Kind in seinen heiligsten Gefühlen verletzt, so tief verletzt worden.

Denn wenn auch die Liebe den Entlarvten vertheidigen wollte, so standen denn doch die Thatsachen so überzeugend vor ihrer Seele, daß ihr nichts Anderes übrig blieb, als an den schmählichen Verrath des Mannes zu glauben.

Und mit ihr litt ja auch das treue Mutterherz.

Lange Zeit saßen die beiden Frauen, eng umschlungen, schweigend in dem düsteren Gemache, und Anna kämpfte den Kampf der Seelenüber windung und Entsagung.

Bereits graute der Morgen, als sie sich endlich erhob und gefaßt nach ihrem Schlafgemache sich begab.

Aber auch der Banquier verbrachte die Stunden ruhelos auf seinem Lager.

Es war zu viel, was über den bis jetzt durch seine Kinder erfreut und beglückt gewesenen Mann gekommen war.

Hatte die Nachricht von den politischen Gesinnungen seines Sohnes, als er zum ersten Male in der Weinstube davon Kenntniß erhielt, ihn so tief erschüttert und ihn bis zur jetzigen Stunde fortwährend in Aufregung und Gemüthsunruhe erhalten, so war doch die heutige Entdeckung, die er an seiner Tochter Anna gemacht hatte, ein noch größerer und tieferer Schlag für ihn gewesen.

Niemals hätte er vermuthet, daß die Liebe Anna's auf einen unwürdigeren Gegenstand fallen würde. So oft er mit Raimund in Berührung gekommen war, so oft fühlte er auch eine innere Abneigung gegen den Mann.

Dazu kam, daß Lampert als echter Heuchler und Verräther seine igenen Pläne verfolgte und den Rector auf alle Weise bei dem Banquier zu verdächtigen suchte.

Der Zweck, den der jugendliche Heuchler zu erstreben suchte, ist wohl bereits aus seiner letzten Unterredung mit Raimund erkannt worden.

Wenn man ihn jetzt in seiner Kammer gesehen und jene Gedanken hätte errathen können, so würde man erkannt haben, daß der junge Mann eine ähnliche Intrigue verfolgte, wie einst Mühlberg gegen seinen Freund Eberty ausgeführt hatte.

Ob es ihm gelingen wird, ist jedoch die Frage.

Mühlberg befand sich am Morgen allein in seinem Comptoir. Er hatte den Kopf auf die Hand gestützt und starrte unverwandt auf ein aufgeschlagenes großes Contobuch.

Der Mann schien mit seinen Gedanken vollständig abwesend zu sein; er stand wie festgebannt und rührte sich nicht.

Da öffnete sich die Thür, und sein treuer Cassirer Lampert trat ein.

Er blieb an der Thür stehen und wartete augenscheinlich, ob er von Mühlberg bemerkt werden würde.

Doch als sich dieser durchaus nicht rührte, begann Lampert leise zu hüsteln.

Auch dies vermochte den Kaufherrn aus seiner Lethargie nicht aufzuwecken.

Immer stärker wurde der Husten des Cassirers, und immer näher rückte Lampert an den Chef heran.

Jetzt wagte er sogar seine Hand auf den Arm Mühlberg's zu legen und versetzte: „Entschuldigen Sie, Herr Mühlberg; ich möchte um einige Minuten —“

Da fuhr der Kaufherr auf.

„Wetter, wie können Sie mich so erschrecken! Warum melden Sie sich nicht?“ rief er gereizt.

„Ich warte schon mehrere Minuten; aber Sie waren in solches Nachdenken versunken, daß —“

„Schon gut; was wollen Sie?“ unterbrach ihn Mühlberg.

„Wollen Sie gefälligst diese eingegangenen Briefe lesen?“ versetzte Lampert und reichte dem Principal einige geöffnete Schreiben.

Die Farbe des Gesichtes wurde immer bleicher, als Mühlberg den Inhalt der Briefe las.

„Ein Dämon meines Lebens!“ stöhnte der Kaufherr.

Der Cassirer nickte zustimmend.

„Und keine Spur zu finden!“ fuhr Mühlberg fort.

„Die verschiedenen Namen, unter welchen der Aufkauf geschieht, sind allerdings verdächtig; ein Freund kann es nicht sein,“ flüsterte Lampert.

„Mir ein vollständiges Räthsel. Die Wechsel werden nicht präsentirt, und ich weiß wahrhaftig nicht, was ich mir denken soll.“

„Glauben Sie an eine Person?“ fragte Lampert.

„Ganz gewiß; der Mann will mich vollständig in Händen haben, um mich mit einem Schlage zu ruiniren.“

„Ja, wenn er Ihnen nicht noch dazu den Credit abschneiden möchte, da wollte ich eher glauben, daß ein Freund —“

„Lampert, das wäre mehr als kindlich,“ lächelte der Kaufherr bitter.

Lampert zuckte mit den Achseln und flüsterte: „Ja, ich kann mir auch keine Erklärung geben. Wollen Sie nicht durch Baareinkäufe die Furcht —“

„Nein, nein!“ brauste Mühlberg auf.

Der Cassirer senkte betrübt sein Haupt und schwieg.

Da raffte sich Mühlberg auf.

„Nun, gehen Sie, Lampert; ich werde der Sache zu begegnen wissen. Vorläufig schützt uns diese verdeckte Manipulation unserer Casse, und das ist auch nicht zu verachten,“ lächelte er.

Der Cassirer trat ab.

„Es ist entsetzlich; die Katastrophe rückt immer näher; ich muß unterliegen, wenn mir die Sache nicht glückt. Wenn ich nur diesen Römhild für mich gewinnen könnte, um dort klarer sehen zu können! Bonnard, Bonnard, das wäre der letzte und größte Schlag!“ murmelte Mühlberg und schloß das Buch und die Briefe in sein Pult.

In wenigen Minuten befand er sich auf dem Wege nach seiner Villa.

Während dieser Zeit hatte Doctor Römhild seinen Besuch bei Mühlberg unternommen.

Als er seine Karte dem Hausherrn übersenden wollte, benachrichtete ihn der Diener, daß Herr Mühlberg nicht daheim sei, aber befohlen habe, ihn, den Doctor, während seiner Abwesenheit zu empfangen, und bat Römhild, einzutreten.

Der Doctor zögerte ein wenig, befolgte aber dann die Bitte des Dieners.

Als er sich im Zimmer befand, hörte er plötzlich die Stimme des jungen Dornburg's, welcher Elsbeth die Ereignisse der vergangenen Nacht mittheilte.

Was er noch weiter hörte, erfüllte ihn mit einer unsäglichen Angst. Offenbar hatte Elsbeth über das Leben ihres Verlobten sehr nach-

theilige Dinge erfahren; denn ihre Worte enthielten eine Klage und drückten den tiefsten Seelenschmerz aus.

Paul Dornburg suchte sie jedoch zu beruhigen und schied endlich, um, wie er sagte, dem Rector seinen Besuch zu machen.

Römhild athmete auf, daß er nun nicht weiter verdammt war, unfreiwilliger Lauscher zu sein.

Nach kurzer Zeit trat Mamsell Rose ins Zimmer.

„Entschuldigen Sie nur, Herr Doctor; Fräulein Elsbeth wird bald erscheinen," versetzte sie mit einem ceremoniellen Knixe und trat wieder ab.

Die Wangen Römhild's aber hatten sich mit hoher Röthe überzogen, und er preßte seine Hand fest auf das hochklopfende Herz.

Einige Minuten vergingen noch, und als endlich Elsbeth ins Gemach trat, war es dem Doctor schon wieder gelungen, sich zu fassen.

Er betrachtete das junge Mädchen, welches ihm mit freundlichem Gruße entgegen kam, mehr erstaunt als verlegen.

Seinem scharfen Blicke war es sofort aufgefallen, daß Elsbeth geweint haben mußte. Mit Blitzesschnelle combinirte er und hielt jene Nachricht ihres Verlobten von den Ereignissen vergangener Nacht für die Ursache dieser Thränen.

Elsbeth schien mehr befangen zu sein. Wenn sie auch von Paul erfahren hatte, daß Römhild Zeuge jener Familienscene gewesen, so vermied sie doch, das Gespräch darauf zu lenken, und sprach nur von dem alltäglichen Leben; dabei kam sie auch auf die Vorbereitungen zu dem bevorstehenden Maskenballe zu sprechen.

„Beabsichtigen Sie vielleicht auch an dem Vergnügen Theil zu nehmen?" fragte Römhild.

„Ich? O, nein, nein," rief Elsbeth und erröthete.

„Sollte Ihnen Herr Dornburg nicht diese Freude —"

„Nein, nein, ich verzichte schon lieber auf dieses Vergnügen," fiel hastig Elsbeth ein. „Aber Sie werden jedenfalls den Ball besuchen?" setzte sie forschend hinzu.

„Ich bin allerdings nicht abgeneigt."

„So haben Sie sich noch nicht entschlossen?"

„Eigentlich — ja, mein Fräulein."

„Ei, da haben Sie wohl gar schon die Maske gewählt?“ fuhr Elsbeth mit ein wenig bebender Stimme fort.

„Eine Wahl habe ich leider nicht gehabt. Da ich bloß einen Domino verlangte und nur noch einer vorhanden war, so mußte ich ihn nehmen, gleichviel ob mir die Farbe gefiel oder nicht,“ lächelte Römhild.

„Und welche Farbe trägt dieser einzige Domino?“

„Ja, ja, Sie können Recht haben, Fräulein Elsbeth, daß mein Domino der einzige sein dürfte; denn er ist von feuerrother Farbe.“

„Ei, ei, ein feuerrother Domino! Sie werden Aufsehen erregen.“

„Das möchte ich nun gerade nicht. Ich werde mich ziemlich zurückgezogen halten.“

Da trat Mühlberg ins Zimmer.

Er schien sehr erfreut zu sein, Römhild anwesend zu finden. Elsbeth erhob sich bald nach seinem Eintritte und verließ nach einer leichten Verbeugung das Gemach.

„Das freut mich wirklich, Herr Doctor, daß Sie Wort gehalten und mich mit Ihrem Besuche beehren. Wie befindet sich die Frau Gräfin? Man spricht ja sehr viel von der Dame und ihrem Glücke. Wie findet sich die wiedergefundene Comtesse in ihre Lage?“ begann Mühlberg das Gespräch.

„Danke, Herr Mühlberg! Die Frau Gräfin scheint erst jetzt im Besitze ihres Kindes wahrhaft glücklich zu sein.“

„Das kann man sich wohl denken. Es ist aber wirklich eine höchst sonderbare Geschichte, und man erzählt sich, daß auch der Baron von Schild einigermaßen betheiligt gewesen sein soll.“

„Das erzählt man sich?“ fragte Römhild in erstauntem Tone.

„Gewiß; man sagt, es sei ein Racheact für verschmähte Liebesbeweisungen.“

„Hm, was doch die Fama nicht Alles aufgreift!“

„Ja, ja, ihrem scharfen Auge entgeht selten etwas.“

„Es ist nur ein sehr großer Uebelstand bei diesen Gerüchten. Die Wahrheit wird sehr oft durch Phantasie geschmälert und verdunkelt.“

„Natürlich; aber im Grunde genommen bleibt doch immer der Kern vorhanden.“

„Das ist eben das Wunderbare! Ich begreife nicht, wodurch das Gerücht von des Barons Thätigkeit entstanden sein kann," versetzte Römhild.

Mühlberg zuckte mit den Achseln und fuhr plötzlich ablenkend fort: „Die Tänzerin Therese hat ja auch ihr Glück durch die Frau Gräfin gemacht."

„Die Tänzerin?" flüsterte Römhild nachdenkend. „Ah, sollte diese geschwatzt haben?"

„So ist also doch etwas dran?" fiel Mühlberg rasch ein.

„Es ist so. Sollten Sie ein Interesse daran finden, so will ich Ihnen ganz genau die Wahrheit mittheilen," versetzte Doctor Römhild.

„Ist Ihnen bekannt, daß der Baron um die Hand meiner Tochter angehalten hat?" fragte Mühlberg.

„Ich hörte davon."

„Wohl von Ihrem Freunde, dem Rector Raimund?"

„Ganz recht," erwiderte Römhild, während sich seine Stirn in Falten legte.

„Herr Raimund verkehrt in letzterer Zeit viel mit dem Secretair der Gräfin, und ich erfuhr durch ihn von der Anwesenheit eines Capitain Bonnard. Ist der Herr Schiffscapitain gewesen?"

„Darüber kann ich Ihnen keine Auskunft geben, Herr Mühlberg. Doch Sie wollten über die Betheiligung des Barons an jenem Schurkenstreiche nähere Aufklärung haben; so hören Sie denn!"

Römhild erzählte Mühlberg die Sache, die wir bereits kennen.

Mühlberg schwieg ein Weilchen; dann versetzte er mit sehr ernster und nachdenklicher Miene: „Der Mann scheint als Feind ein sehr gefährlicher Mensch zu sein."

„Kennen Sie ihn nicht näher, Herr Mühlberg?" fragte Römhild scheinbar gleichgiltig.

Mühlberg entfärbte sich ein wenig und warf einen mißtrauischen Blick auf den Doctor, als er zögernd versetzte: „Man kann wohl das weiter keine nähere Bekanntschaft nennen, wenigstens nicht in dem Sinne, wie Sie das meinen. Der Baron hat mich öfter besucht, und wir haben uns gesellschaftlich amüsirt und unterhalten."

„Ich hörte sagen, daß seine pecuniären Verhältnisse sehr derangirt sein sollen."

„So? Davon habe ich allerdings keine Kenntniß. Es wundert mich, daß Sie —“

„Die Tänzerin, Herr Mühlberg,“ fiel Römhild ein.

„Ach, ja, ja, ganz recht.“

„Sie haben das Verhältniß des Barons mit jener Theaterprinzeß auch gekannt?“

Mühlberg biß sich auf die Lippen. Er hatte die Gewißheit erlangt, daß der junge Mann in ganz bestimmter und überlegter Weise auftrat, und fürchtete, daß derselbe mehr verbarg, als er von ihm erfahren konnte.

In dem Augenblicke wurde der Banquier Dornburg gemeldet.

Mühlberg schien die Störung nicht lieb zu sein. Doch Römhild erhob sich sofort, um sich zu entfernen.

Dornburg trat ein und schien einigermaßen über die Anwesenheit Römhild's erstaunt zu sein.

Doch dieser begrüßte ihn nur höflichst und entfernte sich mit Mühlberg, der ihn einige Schritte begleitete.

Da kam der Rector Raimund hastig die Treppe herauf.

„Herr Mühlberg, ich bitte um einige Minuten — ah, Du hier, Römhild?“

„Wie Du siehst. Doch ich will Dich nicht aufhalten!“

Mit den Worten ging der Doctor an ihm vorüber.

Raimund wendete sich wieder an Mühlberg und versetzte: „Kommen Sie nur, Herr Mühlberg; ich habe Ihnen höchst wichtige Sachen mitzutheilen.“

„Es thut mir leid, Herr Rector; augenblicklich kann ich Sie nicht hören; ich habe Besuch.“

„Ach, lassen Sie den Besuch warten!“

„Herr Dornburg wartet nicht gern.“

„Dornburg? So komme ich wieder; vielleicht gegen Abend,“ versetzte der Rector und eilte von dannen.

„Sie hatten Besuch von dem Hausarzte der Gräfin?“ begann der Banquier, als Mühlberg wieder zurückkam.

„Es ist das erste Mal seit längerer Zeit.“

„Jedenfalls kam er nicht ohne Absicht. Hat er Ihnen nichts von den Ereignissen der verflossenen Nacht mitgetheilt?“

„Kein Wort. Was hat sich denn ereignet?“ erwiderte Mühlberg neugierig.

„Hm, so wissen Sie also noch nichts; der Doctor war in meiner Familie,“ versetzte Dornburg und erzählte in kurzen Worten die uns bekannten Vorgänge.

Mühlberg blieb ruhig und erwiderte nur: „Kinder machen Sorgen. Doch der Rector scheint sonst ein ehrlicher Mann zu sein.“

„Ein Schurke ist er, und ich bin heute zu Ihnen gekommen, um ein ernstes Wort mit Ihnen unter vier Augen zu sprechen. Ich bitte Sie, Sorge zu tragen, daß wir ungestört bleiben und auch Niemand unsere Unterredung belauschen kann,“ versetzte Dornburg.

„Was wünschen Sie von mir?“ fragte Mühlberg in ziemlich trotzigem Tone.

„Das werden Sie sogleich erfahren. Doch ich bitte dringend, daß wir ein anderes Zimmer wählen.“

Mühlberg schüttelte mit dem Kopfe und murmelte: „Ich begreife Sie heute nicht.“

Dornburg aber hatte sich erhoben und wartete auf die Erfüllung seines Wunsches.

Mühlberg zögerte noch. Es schien, als ob er sich gar nicht entschließen könne, dem Freunde diesmal den Wunsch zu erfüllen.

Doch Dornburg blieb fest und machte ein ungeduldiges Zeichen, so daß Mühlberg endlich ärgerlich aufsprang und rasch aus dem Zimmer schritt.

Dornburg folgte ihm schweigend nach.

Wir verlassen nun vorläufig das Haus Mühlberg's, um eine Scene nachzuholen, welche sich vorher bei dem Banquier Dornburg zugetragen hatte.

Wir wissen ja, daß Doctor Werther von der Mittheilung, die ihm Römhild gestern Nacht noch gemacht hatte, ziemlich erregt worden war.

Seine Erregung war aber eine viel größere, als er sich merken ließ.

Am andern Morgen früh hatte er eine lange und ernste Unterredung mit seiner Frau, der Gräfin Dreschinski.

In ernster Stimmung trat er aus ihrem Zimmer und rief Capitain Bonnard zu sich, mit welchem er wieder lange Zeit conferirte.

Endlich war auch diese Berathung vorüber, und Werther stand allein in seinem Zimmer vor dem geöffneten Schreibtische.

In seinen Händen hielt er das uns bereits bekannte Portrait und betrachtete es mit innigen Blicken.

Dann drückte er das Bild an seine Lippen und flüsterte: „Endlich, endlich kommt die Zeit heran! O, mein Engel, Du wirst gewiß mit mir zufrieden sein! Nun, wohlan, es muß gehandelt werden, damit Alles mit einem Schlage kommt!“

Nach den Worten ergriff er ein starkes Packet, steckte es zu sich und verließ bald darauf das Zimmer und das Palais.

Der Banquier Dornburg war den Morgen noch nicht im Familienzimmer erschienen.

In tiefen Gedanken versunken von den Ereignissen der vergangenen Nacht saß er in seinem Lehnstuhle und gab kein Zeichen von sich.

Sein Antlitz drückte tiefen Kummer aus, und es schien, als ob die vergangenen Stunden Spuren in seinem Gesichte hinterlassen hätten.

Plötzlich meldete Friedrich den Herrn Doctor Werther, Secretair der Frau Gräfin von Dreschinski.

Dornburg fuhr überrascht auf.

Sollte dieser in Geschäftsangelegenheiten kommen?

Der Gedanke kam ihm zuerst in den Sinn.

Doch der Diener wartete; er hatte keine Zeit zum Nachdenken.

„Führe den Herrn herein!“ befahl er Friedrich.

Doctor Werther trat ins Gemach.

Die beiden Männer begrüßten sich höflich, und als Dornburg dem Besuche einen Sessel angeboten, versetzte er mit einem Anfluge von neugieriger Spannung: „Was verschafft mir die Ehre, Sie bei mir zu sehen, Herr Doctor?“

„Ich komme in Geschäftssachen, Herr Dornburg,“ erwiderte Werther. „Vorher jedoch bitte ich Sie um Discretion.“

Dornburg verneigte sich zustimmend.

„Unsere Unterredung kann doch von Niemandem belauscht werden?“

„Ich glaube keine Lauscher in meiner Umgebung zu besitzen,“ versetzte Dornburg ein wenig pikirt.

„Hm, man kann niemals vorsichtig genug sein, verehrter Herr. Doch Ihre Versicherung genügt mir. Die Sache, welche ich gern Ihren Händen anvertrauen möchte, ist eine sehr ernste und wichtige und erfordert eben einen so rechtschaffenen und starken Charakter, wie ich ihn bei Ihnen zu finden gewiß bin.“

Dornburg kam durch dieses Compliment in Verlegenheit und verneigte sich abermals stumm.

„Wollen Sie mir gestatten, einige Fragen an Sie zu richten, um deren offene Beantwortung ich Sie aber dringend bitten muß?“ fragte Werther wieder.

„Bitte, sprechen Sie!“

„Stehen Sie mit Herrn Mühlberg in Geschäftsverbindung?“

„Wie meinen Sie das? Ein Banquier hat mit Kaufleuten stets Verbindungen.“

„Schön, und wie hoch beläuft sich die Summe, die Ihnen Mühlberg schuldet?“

„Aber, Herr, ich weiß nicht —“

„Sie wissen nicht, ob Sie mir antworten sollen, wollen Sie sagen. Ich bitte Sie, sprechen Sie ganz offen; ich versichere Sie, daß ich dann eben so offen zu Ihnen sein werde. Also wie groß ist die Summe?“

„Ich kann dies nur annähernd angeben; vielleicht gegen Zwanzigtausend Thaler,“ erwiderte Dornburg.

„So bitte ich Sie, mir dieses Conto genau auszustellen und mir gut zu schreiben, indem ich Ihnen die Summe sofort einhändigen werde.“

„Wie, Sie wollen die Schuld Mühlberg's einkaufen?“ fragte überrascht der Banquier.

„Es wäre nicht die erste, mein verehrter Herr Dornburg, aber möglicherweise die letzte. Ich denke nun alleiniger Gläubiger des bankerotten Kaufherrn Mühlberg zu sein.“

„Wie — bankerott?“ fuhr Dornburg auf. „Herr, wie können Sie wissen, daß —“

„Bst, bst, beruhigen Sie sich, Herr Banquier; ich habe vollständige Kenntniß von der Sache, und zum Beweise meiner Aussage wollen Sie

gefälligst diese Papiere durchsehen," fiel Werther ein und überreichte dem Banquier das Packetchen.

Dornburg wurde leichenblaß, als er den Inhalt musterte, und warf ängstliche Blicke auf seinen Besuch, der mit ernstem und ruhigem Antlitze vor ihm saß.

„Herrgott, ein Passiva von —"

„Lassen wir das, Herr Banquier; in einigen Wochen kann sich die Summe verdoppelt haben und zwar durch ein Verbrechen."

Dornburg starrte ganz entsetzt den räthselhaften Doctor an.

„Ich komme mit der Bitte zu Ihnen, den Bankerotteur zu zwingen, sofort seine Insolvenz zu erklären, um vorzubeugen, daß das beabsichtigte Unternehmen nicht in Ausführung kommt, und werde Ihnen diese Documente anvertrauen, im Falle Sie dieselben nothwendig hätten; wollen Sie sich dieser Mission unterziehen?"

Der Banquier sann einige Secunden nach. Diese Auseinandersetzung hatte ihn sehr heiß gemacht. Obgleich er die augenblickliche Verlegenheit des Hauses Mühlberg genau kannte, so war ihm doch die eigentliche Lage desselben verborgen geblieben.

Endlich versetzte er: „Und diese Bilanz stimmt mit den Büchern Mühlberg's?"

Werther lächelte und erwiderte bitter: „Nein, Herr Dornburg; denn dann wäre sie falsch."

„Herr!" rief der Banquier heftig erregt.

„Es ist so. Die Bücher Mühlberg's sind gefälscht, und deshalb wünsche ich zum Wohle des Mannes, daß er seine Insolvenz freiwillig erklärt und jene Bücher — nun, Sie verstehen mich!"

Wieder schaute Dornburg einige Minuten schweigend vor sich nieder. Dann antwortete er: „Aber — wenn ich fragen darf — welches Interesse haben Sie an dem Manne, daß Sie —"

„Verzeihen Sie, Herr Banquier, das ist eine Frage, die ich Ihnen ein anderes Mal beantworten werde. Heute gilt es zu handeln, rasch und sicher. Wollen Sie die Mission übernehmen?"

„Und warum wenden Sie sich an mich und gehen nicht selbst zu Herrn Mühlberg?" fragte Dornburg.

„Auch darüber kann ich Ihnen erst später Aufschluß geben; vielleicht schon in den nächsten Tagen."

„Und was soll geschehen, wenn Mühlberg wirklich seine Insolvenz anzeigt?"

„Offen gestanden, Herr Dornburg, ich habe kein rechtes Vertrauen an Mühlberg's Einwilligung. Doch wenn dies geschehen sollte, so bin ich Hauptgläubiger und werde dann eingreifen, um die Ehre des Hauses zu wahren."

„Das könnten Sie doch aber jetzt schon thun."

„Nein; es handelt sich darum, den Charakter des Mannes zu prüfen, und auch noch um andere Sachen, die sehr schwerer und ernster Natur sind. Die Sache muß vor Rückkehr des Barons von Schild geschehen."

„Schild? Was hat dieser Roué —"

„Keine Fragen, Herr Dornburg. Wollen Sie als Ehrenmann Ihrem Geschäftsfreunde zur Seite stehen und ihn zu dem Schritte zu bringen versuchen, so werden Sie seiner und auch Ihrer Familie einen großen Dienst erweisen."

„Ich erkenne, worauf Sie zielen."

„Diese Verbindung wird jedenfalls nicht zu Stande kommen," versetzte Werther ernst.

„Herr, ich weiß nicht, mit welchem Rechte —"

„Mit dem Rechte der Ehrenhaftigkeit!" fiel Doctor Werther dem Banquier ins Wort. „Die Beiden passen nicht zusammen, und Ihr Herr Sohn muß erst eine Schule durchmachen, die ihn zur besseren Erkenntniß bringen wird."

Der Banquier schüttelte das Haupt.

Der Doctor kam ihm immer räthselhafter vor, und doch imponirte ihm seine Ruhe und Sicherheit.

„Sie kennen die Richtung meines Sohnes?"

„Ganz genau, Herr Dornburg, und weiß sogar, daß er vom demokratischen Verein ausersehen ist, als Repräsentant nach Paris zu gehen, um dort eine Anknüpfung —"

„Herr, Sie setzen mich in Erstaunen!" rief Dornburg.

„Ich wollte Ihnen nur zeigen, daß ich unterrichtet bin."

„Jedenfalls sind Sie nicht der einfache Secretair der —“

„Bitte, Herr Dornburg, ich bin derjenige, für den ich mich bei Ihnen ausgegeben habe. Doch unser Gespräch weicht von der Hauptsache ab. Mein Vertrauen, das ich in Sie setze, mag Ihnen ein Beweis meiner Reellität sein. Ich lege eine Summe in Ihre Hände, die jedenfalls auch einem Banquier als eine höchst respectable erscheinen kann. Bitte, cediren Sie mir noch Ihre Forderung; ich bin bereit, die Valuta sofort zu legen.“

Nach einem kurzen Bedenken klingelte Dornburg und befahl dem eintretenden Diener, den ersten Buchhalter heraufzusenden.

Das geschah denn auch, und in kurzer Zeit war das Geschäft beendet.

Dornburg übernahm die Papiere und verpflichtete sich zu der angetragenen Mission.

Doctor Werther schied mit dem Versprechen, noch heute Abend wiederzukommen, bat aber, daß die ganze Angelegenheit in jedem Falle geheim bleiben sollte.

Wir wissen nun, warum Dornburg zu Mühlberg gekommen war und die Forderung an ihn stellte, ein Zimmer zu wählen, in welchem keine Störung noch Belauschung vorkommen könnte.

„Nun, wenn ich bitten darf, zur Sache, Herr Dornburg,“ begann Mühlberg, als sich Beide an einem Tische niedergelassen hatten.

„Sie waren vor einigen Tagen bei mir, um eine Summe von dreißigtausend Thalern auf Wechsel aus der Bank zu entnehmen.“

„Und Sie haben mir diese Gefälligkeit abgeschlagen,“ fiel Mühlberg ein. „Gott sei Dank, heute bedarf ich einer solchen nicht mehr!“

„So? Haben sich die Calamitäten so plötzlich gebessert?“ fragte Dornburg.

„Ist es der Zweck Ihres Hierseins, meine Vermögensverhältnisse zu erforschen?“ erwiderte der Kaufherr gereizt.

„Nein, mein Freund.“

„Nun?“

„Ich kenne Ihre Verhältnisse sehr genau,“ versetzte Dornburg.

„Ei, sehen Sie, das ist mir lieb, zu hören; Sie werden somit hoffentlich zufriedengestellt sein,“ lächelte Mühlberg gezwungen.

„Hm, nicht so ganz, Herr Mühlberg.“

„Wie, verstehe ich Sie recht?"

„Sie haben jedenfalls Ihre Bilanz im Gedächtnisse?"

„Zufälligerweise habe ich erst heute dieselbe ausschreiben lassen."

„Schön, schön; darf ich bitten, wie hoch die Activa —"

„Also Sie wollen wirklich eine nähere Auskunft über meine Vermögensverhältnisse?"

„Ei bewahre; diese Kenntniß besitze ich schon; ich wollte nur von Ihnen hören, wie hoch Sie sich schätzen."

Mühlberg biß sich in die Lippen.

„Ich bin doch neugierig, was ich in Ihren Augen für Werth habe," versetzte er.

„Meiner Kenntniß nach belaufen sich Ihre Passiven auf viermalhunderttausend Thaler."

Hier sah der Banquier dem Kaufmanne scharf ins Gesicht.

Mühlberg aber rührte keine Muskel.

„Immer weiter!" versetzte er endlich.

„Und Ihre Activen werden sich kaum auf zweimalhunderttausend Thaler belaufen; mithin wäre ein Deficit von über zweimalhunderttausend Thalern vorhanden."

Mühlberg war sehr blaß geworden; doch er bezwang seine Erregung und versetzte lachend: „Das ist wirklich gar kein übler Scherz von Ihnen."

„Scherz? Ei, ich denke gar nicht daran, mit Ihnen zu scherzen, mein Freund. Was ich gesagt habe, kann ich sogar durch Documente beweisen."

„Durch Documente be—be—weisen?" hauchte Mühlberg mit gepreßter Stimme.

„Gewiß," versetzte Dornburg und zog das uns bekannte Packetchen aus der Tasche, wobei er fortfuhr: „Hier sind sämmtliche von Ihnen acceptirte Wechsel, sowie alle anderen Schuldforderungen, und ich bin beauftragt, die Gelder von Ihnen zu erheben."

Mühlberg saß unbeweglich, gleich einer Bildsäule.

„In acht Tagen ist der Verfalltag. Ich weiß, daß Sie nicht zahlen können."

„Ich werde zahlen!" rief Mühlberg.

„Wovon denn, wenn ich fragen darf?"

„Herr, Sie werden unverschämt!“ brauste Mühlberg erregt auf.

„Nicht im Geringsten; es ist ein reiner Freundschaftsdienst, den ich Ihnen erweise,“ antwortete Dornburg gelassen.

„Freundschaftsdienst? Ich danke Ihnen, Herr Dornburg, für diesen Freundschaftsdienst. Doch ich denke, unser Gespräch ist beendet,“ versetzte der Kaufherr und erhob sich.

Dornburg aber blieb ruhig sitzen und erwiderte: „Der Ansicht bin ich nicht, mein Freund; ich denke vielmehr, daß unser Gespräch erst beginnt.“

Frappirt starrte Mühlberg auf den Banquier.

„Bitte, behalten Sie Platz. Sie sagen, daß Sie im Stande sein werden, die Wechsel zu decken, und hoffen auf die hunderttausend Thaler, welche Ihnen in Aussicht gestellt waren von dem Hause aus Hamburg. Diese Hoffnung dürfte sich nicht realisiren.“

„Wie, was wissen Sie —“

„Beruhigen Sie sich; ich weiß es eben,“ fiel Dornburg dem entsetzten Kaufherrn ins Wort. „Jenes Haus ist bereits von Ihrer Lage in Kenntniß gesetzt worden, und die Gelder werden nicht gezahlt werden.“

„Herr, wer hat das gethan?“ schrie jetzt Mühlberg, der im Nu alle Fassung verloren zu haben schien.

„Ich, mein Freund, und zwar in der Absicht, Sie vor diesem Diebstahle zu bewahren.“

„Herr, das — das ist infam!“

„Durchaus nicht. Hunderttausend Thaler zu verlieren, könnte den Ruin jenes Hauses zur Folge haben, und bei Ihnen waren sie verloren.“

Mühlberg starrte einige Secunden den Banquier an.

Dann begann er: „Nun gut, ich setze den Fall, daß ich zahlungsunfähig wäre; durch das Darlehen von dieser Summe aber wäre der Bankerott beseitigt, und ich könnte in kurzer Zeit —“

„Noch mehr Menschen ins Unglück stürzen, als Sie bereits gethan haben,“ fiel Dornburg ein. „Nein, nein, Herr Mühlberg, Sie erhalten das Geld nicht, und ich fordere von Ihnen, dieses Document zu unterzeichnen und Ihre Insolvenz zu erklären.“

Mit den Worten legte der Banquier ein Blatt auf den Tisch.

„Nimmermehr! Unverschämt!“ rief Mühlberg.

„Sie weigern sich, als ehrlicher Mann —"

„Erlauben Sie, Herr!" rief Mühlberg und eilte nach den Thüren, schloß beide ab und steckte die Schlüssel zu sich.

„So, jetzt wollen wir offen reden, Herr Dornburg," begann er. „Es ist wahr, ich befinde mich in einer höchst unangenehmen Krisis; aber die hunderttausend Thaler retten mich für immer. Ich bin entschlossen, zu handeln. Sie sind im Stande, mir zu helfen, und ich fordere diese Hilfe von Ihnen. Sie haben mir den Credit in Hamburg abgeschnitten und werden durch Ihre Mittel den Fall meines Hauses verhindern."

„Unterzeichnen Sie das Document, Herr Mühlberg; von mir erhalten Sie keinen Heller," versetzte der Banquier mit vollständiger Ruhe.

„Sie wollen mich zum Aeußersten treiben? Nun denn, Sie sollen erfahren, daß ich auch zum Aeußersten entschlossen bin. Ich weiß ganz genau, daß mir durch jenes Darlehen geholfen werden kann, und habe sogar Aussicht, recht bald einen ansehnlichen Gewinn durch ein höchst vortheilhaftes Geschäft nach Amerika zu erlangen."

„Durch eine Schiffsladung?" fragte Dornburg ironisch.

Mühlberg fuhr wie von einer Schlange gebissen empor und preßte die Hand aufs Herz, während sein Antlitz geisterhaft blaß wurde.

„Nun, Sie antworten nicht? Na, lassen wir das! Hier, unterzeichnen Sie; das allein kann Sie vom Untergange retten!"

„Retten? Hahaha!" lachte Mühlberg verzweifelt auf und eilte nach seinem Secretair, aus welchem er einen Revolver hervorzog.

Dornburg blieb ruhig sitzen.

„Herr," rief Mühlberg in furchtbarer Aufregung, „ich bin fest entschlossen, meinen Ruin nicht zu überleben."

„Wie alle Feiglinge und ehrlose Speculanten," fiel Dornburg mit fester Stimme ein.

Mühlberg erhob den Revolver.

„Sie haben die Macht, mich zu retten; Sie wollen es aber nicht. Nun denn, wir werden Beide nicht lebend den Saal verlassen."

„Sie wollen mich erschießen und dann sich selbst; ist es nicht so?" fragte der Banquier.

„Bei Gott, so ist es!"

„Nun, wissen Sie 'was, Herr Mühlberg; erschießen Sie sich zuerst und dann mich," rief Dornburg mit spöttischem Achselzucken.

Der Kaufmann zuckte zusammen. Dieser Hohn traf ihn wie ein Donnerschlag und entflammte ihn noch mehr.

„Herr, dieser Spott ist Ihr Verderben!" schrie er auf und richtete abermals die Waffe auf den Banquier, während er gleichzeitig auf ihn zuschritt.

Doch in demselben Momente erhob sich Dornburg und trat ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen, wobei er rief: „Schießen Sie los, wenn Sie die Courage haben!"

Mühlberg stutzte.

Der Revolver entsank seiner Hand, und Mühlberg bedeckte mit beiden Händen sein Gesicht.

„Nun, warum schießen Sie nicht?" begann Dornburg und legte seine Hand auf die Schulter Mühlberg's.

Dieser aber schwankte nach dem Sessel und sank stöhnend in demselben nieder.

Eine Pause entstand, in welcher Dornburg im Zimmer umherschritt.

Jetzt ertönte ein tiefer Seufzer aus der Brust des gequälten Kaufherrn.

Dornburg trat auf ihn zu.

„Mühlberg," begann er, „wollen Sie unterzeichnen und als ehrlicher Mann —"

„Nein, nein, nein!" schrie Mühlberg.

„Nun denn, so werden Sie sich noch einige Tage halten können, und dann erwartet Sie der Schimpf eines betrügerischen Bankerottes."

„Herr, ich beschwöre Sie, retten Sie mich! Bedenken Sie das Verhältniß unserer Kinder, das —"

„Kein Wort weiter, Herr Mühlberg! Sie haben nur die eine Wahl: zu unterzeichnen."

„Nie, nie! Ha, ich werde mich retten!" rief plötzlich Mühlberg und erhob sich.

„Sie werden sich retten? Wohl durch einen Schurkenstreich, wie?"

„Herr, das Maß ist voll; verlassen Sie mich!" schrie Mühlberg von

Neuem gereizt. „Das bestehende Verhältniß zwischen uns ist natürlich von dieser Stunde an gelöst.“

„So öffnen Sie nur vorher. Sie wissen ja, daß wir bei verschlossenen Thüren die Unterredung geführt haben,“ antwortete der Banquier in seiner vorherigen Ruhe.

Mühlberg biß sich in die Lippen.

„Und das Ding dort verwahren Sie nur wieder,“ fuhr Dornburg fort und zeigte auf den Revolver.

„Sie werden mir für diese Stunde Genugthuung geben!“ rief Mühlberg.

„In acht Tagen, Herr Mühlberg, ist der Zahltag und auch der Tag Ihres Fallissements. Einen betrügerischen Bankerotteur erwartet das —“

„Herr, nun ist's genug!“ brauste Mühlberg auf. „Hinaus, entfernen Sie sich!“

„Oeffnen Sie nur erst!“ lächelte Dornburg.

Mühlberg trat mit niedergeschlagenen Augen an die Thür und öffnete.

„Ich gebe Ihnen noch acht Tage Bedenkzeit, Herr Mühlberg,“ versetzte Dornburg. „Dort liegt noch das Document. Senden Sie solches unterschrieben vor dem Tage des Zahlungstermines an mich, und Sie wenden viel Unheil von sich ab.“

„Nimmermehr. Hier, da haben Sie meine Antwort!“ rief Mühlberg und warf die Stücke des zerrissenen Documentes dem Banquier zu Füßen.

Dieser warf einen traurigen Blick auf den Kaufherrn und schritt mit einem kurzen Gruße aus dem Zimmer.

Vierzehntes Capitel.

Insolvent.

In ohnmächtiger Wuth saß Mühlberg noch einige Zeit im Zimmer. Er strengte sich gewaltig an, zu ergründen, von wem der Banquier diesen Auftrag erhalten haben könnte.

Da fuhr er plötzlich ganz erschrocken in die Höhe.

„Er sprach von einer Schiffsladung — der Capitain bei der Gräfin — der Doctor Werther — Himmel, wohin gerathe ich!“ stöhnte er. „Doch nein, nein, er kann nichts wissen,“ fuhr er fort. „Aber es ist Zeit — die höchste Zeit! Ha, Euere Anschläge sollen mir zu Gute kommen.“

Da trat Mamsell Rose ins Zimmer.

„Herr Mühlberg, der Herr Rector möchte Sie gern sprechen; er ist schon zweimal hier gewesen.“

„Ich habe keine Zeit; ein anderes Mal.“

„Aber er meint, es sei von großer Wichtigkeit.“

„Sprechen Sie mit ihm; mich soll er zufrieden lassen!“

„Aber ich möchte Ihnen doch —“

„Lassen Sie mich allein; ich bin für Niemanden zu sprechen!“ rief Mühlberg ungeduldig, und als Rose immer noch stehen blieb, schritt er auf sie zu, ergriff sie am Arme und rief: „Hören Sie nicht? Ich bin für keinen Menschen zu sprechen!“

Mit den Worten öffnete er die Thür und führte die alte Mamsell aus dem Zimmer. Dann schloß er die Thür hinter ihr zu.

„Mein Gott, was soll noch daraus werden!“ murmelte Rose und entfernte sich, um dem Rector die Antwort des Kaufherrn zu bringen.

Raimund befand sich noch in seiner Wohnung, als Paul Dornburg bei ihm eintrat.

Er war eben das erste Mal von Mühlberg zurückgekommen und ging unwillig im Zimmer umher. Das Resultat der gestrigen Ueberraschung hatte er noch nicht erfahren können.

Bei dem Anblicke des jungen Dornburg aber erschrak er ganz gewaltig, und sein Antlitz wurde erdfahl.

Er suchte sich jedoch zu fassen und ging seinem Besuche freundlich entgegen.

Doch Dornburg blieb stehen und musterte Raimund vom Kopfe bis zur Zehe mit finsteren und drohenden Blicken.

„Welchem Umstande verdanke ich das Vergnügen, Sie bei mir zu sehen?“ fragte der Rector mit bebender Stimme, indem er die Augen niederschlug und einen Stuhl an den Tisch setzte.

„Es ist mir kein Vergnügen, hier zu sein, Herr Rector Raimund; denn die Ursache meines Erscheinens kommt einer Schurkerei sehr nahe. Ich bin gekommen, um mir von Ihnen Rechenschaft über Ihr Benehmen gegen meine Schwester zu erbitten,“ erwiderte Paul Dornburg mit ernster Stimme.

„Ihrer Schwester Benehmen?“ stotterte Raimund.

„Nein, zuvörderst über das Ihrige. Sie waren gestern Abend mit meiner Schwester zusammen?“ fuhr Dornburg fort.

„Allerdings — das heißt, wir hatten eine Besprechung über gewöhnliche Dinge,“ stammelte Raimund.

„Schurke! Und dazu wählen Sie die Nachtstunden? Sie haben meiner Schwester Liebe geheuchelt und das unschuldige Kind zur Heuchlerin und Spionin verleitet. Sie werden mir Satisfaction geben.“

„Satisfaction? Mein Gott, ich habe doch nichts Unrechtes gethan!“ versetzte Raimund.

Paul Dornburg warf dem Heuchler abermals einen scharfen und verächtlichen Blick zu und versetzte, indem er seine Hand auf die Schulter desselben legte: „Können Sie überhaupt die Wahrheit sagen?“

„Aber, Herr, ich muß bitten!"

„O, spielen Sie nicht den Beleidigten, sondern antworten Sie auf meine Frage!" rief Dornburg.

„Ich spreche nur die Wahrheit," versetzte der Rector trotzig und warf sich in die Brust.

„Richtig, richtig, das heißt, Sie sollten die Wahrheit sagen," lachte Dornburg. „Doch zur Sache! Lieben Sie meine Schwester?

Der Rector wurde verlegen.

„Aber — diese Frage — setzt mich — ich weiß nicht —"

„Antworten Sie!" fiel Dornburg zornig ein.

„Ja, ja, das heißt —"

„Sie wollen also meine Schwester heirathen?"

„Hm — ja — das heißt —"

„Das heißt, Sie lügen," platzte Dornburg wieder heraus.

„Herr, ich bitte, Ihre Ausdrücke —"

„Still, wir sind noch nicht fertig. Was hegen Sie denn für ein Gefühl für meine Braut?"

„Ihre Braut?" fuhr Raimund erschrocken auf.

„Allerdings; lieben Sie nicht auch Fräulein Elsbeth Mühlberg? Und gehen nicht alle Ihre Intriguen darauf hinaus, meine Verlobung mit Elsbeth rückgängig zu machen? Haben Sie deshalb nicht meiner Schwester ein Gefühl geheuchelt, das für eine Andere in Ihrer falschen Seele glüht? Haben Sie nicht Spionage getrieben auf eine Weise, die geradezu empörend genannt werden kann? Sie sind ein elender Schurke, und ich fordere nochmals Rechenschaft von Ihnen. Die Angelegenheit mag verschwiegen bleiben; aber Satisfaction werden Sie mir geben."

Raimund sah, daß Alles verrathen war.

Diese Entdeckung entflammte seinen Zorn und gab ihm Muth.

„Herr, ich habe Sie nun lange genug angehört; doch meine Geduld ist zu Ende. Ihr Benehmen gleicht einem Socialdemokraten von der untersten Stufe auf ein Haar. Verlassen Sie mich!"

„Erbärmlicher Feigling, mit Schimpfreden lasse ich mich nicht einschüchtern. Ich habe mir fest vorgenommen, Sie zu züchtigen, und ich

fordere Sie auf Degen oder Pistolen — mögen Sie wählen!" rief Dornburg mit aller Ruhe, deren er nur fähig war.

„Ich schlage mich nicht und ganz besonders nicht mit Personen, denen ein solches Recht gar nicht zukommt. Nehmen Sie einen Stock zur Hand und versuchen Sie Ihre Rauflust bei Ihresgleichen im Vereinslocale der Socialdemokra—"

„Feigling, Schurke, wirst Du Dich jetzt schlagen?" rief Dornburg, und seine Hand flog klatschend auf die blasse und hagere Wange des Rectors.

Raimund stand wie erstarrt.

„Ich erwarte Ihren Cartellträger!" rief Dornburg und schritt aus dem Zimmer.

Jetzt erst kam Raimund wieder zu Verstande. Mit zwei Sätzen war er an der Thür und riß diese auf. Aber mit einem Fluche warf er sie wieder zu.

„Donner und Doria, beschimpft von einem solchen Buben? Bei Gott, das kostet Blut!" knirschte er.

Dann aber schwankte er nach dem Sopha und sank stöhnend in die Kissen desselben.

Lange Zeit blieb er in tiefes Hinbrüten versunken, bis er plötzlich mit einer derben Verwünschung wieder aufsprang.

„Ich begreife nicht, wer mich verrathen haben kann!" versetzte er. „Und Anna? Sollte ich mich in ihr getäuscht haben? Hat sie mich durchschaut? Nein, nein, das glaube ich nicht. Wenn ich nur Lampert sprechen könnte! Aber gleichviel, die Sache ist nun einmal geschehen, und wer weiß, ob es nicht für meine Pläne gut ist. Sie werden keinen Lärm machen, denn sie sind doch die Blamirten. Aber Anna? Hm, sie wird mit Elsbeth schwatzen — Teufel, das hat der Bauerlümmel jedenfalls schon gethan! Heiliger Brama, soll denn Alles verloren sein? Ich eile zu Mühlberg, um jenen geheimnißvollen Doctor unschädlich zu machen. Mit den Anderen werde ich schon fertig werden. Hm, Römhild? — Ach was, Jeder sorgt für seine Haut."

Nach diesem sauberen Selbstgespräche machte er sich zum zweiten Male auf den Weg, um Mühlberg zu sprechen.

Er wurde abermals abgewiesen, weil der Banquier Dornburg noch zugegen war.

Jetzt war er zum dritten Male erschienen.

Mit großer Spannung erwartete er die Mamsell.

Endlich trat Rose ein.

„Es ist nichts, Herr Rector; der Herr ist für Niemanden zu sprechen," begann Rose.

„Himmel, haben Sie denn gesagt, daß —"

„Daß Sie sehr Wichtiges mit dem Herrn zu sprechen hätten — gewiß," fiel ihm Rose ins Wort. „Aber Herr Mühlberg meinte, Sie möchten nur mir die Sache mittheilen."

„Ihnen?" rief der Rector gereizt.

„Nun ja, ich sage es ja."

„Das geht nicht."

„Nun, so müssen Sie eben warten, bis Sie der Herr sprechen will," versetzte Rose achselzuckend.

Raimund schien zu überlegen.

„Ist Fräulein Elsbeth nicht zu sprechen?" fragte er dann.

„Für Sie jedenfalls nicht, Herr Rector," erwiderte Rose.

Der Rector biß sich auf die Lippen.

„Das ist eine Beleidigung, Mamsell Rose," versetzte er.

Rose nickte mit dem Haupte und murmelte: „Kann schon sein; aber es ist die Wahrheit."

„Warum sollte mir Fräulein Elsbeth eine Unterredung verweigern?" fragte Raimund.

„Das können Sie noch fragen? Na, hören Sie, Herr Rector, da gehört eine gewisse Portion Unverschämtheit dazu. Sie denken wohl, Elsbeth weiß noch nicht, wie Sie an Fräulein Anna gehandelt haben?"

„Mein Gott, ich — ich verstehe Sie nicht!"

„O, pfui, gehen Sie, Herr Rector; ich hätte das nimmermehr in Ihnen vermuthet," versetzte Rose mit einer verächtlichen Geberde.

„Es muß ein Irrthum oder ein großes Mißverständniß geschehen sein, daß —"

„Ja, ja, ein großer Irrthum, Herr Rector. Man hat Sie bis jetzt

immer für einen rechtschaffenen Menschen gehalten; aber Sie sind doch nur ein Heuchler und Ränkeschmied. Aber wenn ich Ihnen rathen soll, da packen Sie Ihre Habe zusammen und machen, daß Sie fort kommen. Wenn die Sache bekannt würde, so dürfte Ihnen kein Weizen mehr blühen."

„Mein Gott, ich bin verleumdet worden!" rief der Rector. „Hören Sie mich an, Mamsell Rose!"

„Nein, nein, ich will nichts wissen!"

„So sagen Sie mir doch wenigstens, was man gegen mich hat!"

„Nein, es ist zu toll! Haben Sie nicht Fräulein Anna zum Besten gehabt?" rief Rose entrüstet.

„Fräulein Anna? Ich staune!"

„O du meine Güte, da staunen Sie nur!"

„Was hat man Ihnen gesagt, Mamsell Rose?"

„Ach, gehen Sie doch!"

„Mamsell Rose, Sie müssen mich hören," fuhr der Rector fort. „Jedenfalls haben Sie etwas von gestern Abend erfahren."

„Etwas? Alles!"

„Aber nicht richtig."

„Herr Paul Dornburg hat den ganzen Vorfall Elsbeth erzählt. Haben Sie noch nicht seinen Besuch erhalten?" erwiderte Rose.

Abermals nagte der Rector an der Unterlippe.

„Herr Dornburg hat jedenfalls seine Gründe, mich zu verleumden. Doch die Sache wird sich ja aufklären. Wollen Sie so gütig sein und Herrn Mühlberg mittheilen, daß ich ihm eine höchst interessante Auskunft über den Doctor Werther, den Secretair — doch was ist Ihnen?" unterbrach sich plötzlich der Rector und trat besorgt der Mamsell zur Seite.

Rose war leichenblaß geworden.

Sie starrte wie betäubt auf Raimund, und ihre Lippen bewegten sich wohl; aber es kam kein Wort über ihre Zunge.

„Wird Ihnen unwohl? Ich rufe nach Hilfe," begann Raimund und eilte zur Thür.

Da stieß Rose mit aller Anstrengung die Worte hervor: „Bleiben Sie!" und sank dann stöhnend auf einen Stuhl.

Raimund kam zurück.

Rose hatte die Schwäche überwunden und ihre Geistesgegenwart erlangt.

„Das hat nichts zu bedeuten — geht mir oft so — ist aber bald wieder vorüber," versetzte sie jetzt.

„Ah, das ist recht bedauerlich; Sie möchten doch einen Arzt um Rath fragen," erwiderte Raimund.

„Ach nein, nein, hat nichts zu sagen. Aber wenn gerade der junge Doctor Römhild wieder einmal kommen sollte —"

„Wie, kommt Römhild öfters hierher?" fragte der Rector hastig.

„O ja, und ich denke, er wird jetzt noch öfter kommen. Der Herr kann ihn auch ganz gut leiden, und er soll doch ein sehr geschickter und kluger Arzt sein," erwiderte Rose.

„Ach, die Leute bei der Frau Gräfin Dreschinski sind alle sehr klug, aber auch sehr hinterlistig. Herr Mühlberg mag sich in Acht nehmen!"

„Aber ich bitte Sie, Herr Rector, Herr Doctor Römhild ist doch ein Freund von Ihnen," versetzte Rose in vorwurfsvollem Tone.

„Na, ich meine jetzt auch nicht Römhild, sondern habe mehr den Doctor Werther im Auge gehabt."

„Was wissen Sie denn von diesem Manne? Mir scheint er aus Allem, was man so gehört hat, auch nicht recht geheuer zu sein; der Mann kommt mir wie ein ‚Geheimnißvoller' vor, wie so einer, der nicht gern offen und ehrlich sein Gesicht zeigen möchte," versetzte Rose.

„Ja, ja, Mamsell, da haben Sie sich nicht getäuscht," fiel Raimund ein. „Und gerade Herr Mühlberg kann sich in Acht nehmen; ich kenne den Mann."

„Ach, was Sie sagen! Was geht dem Herr Mühlberg jener Doctor an?" versetzte Rose mit sehr guter Verstellung.

Sie befand sich nämlich in großer Aufregung, seitdem sie den Namen Werther von dem Rector gehört hatte.

„O, sehr viel, sehr viel, meine gute Mamsell. Ich fürchte, der Doctor ist ein sehr böser und höchst gefährlicher Mann für Herrn Mühlberg."

„Sie setzen mich in Erstaunen. Was sollte denn der fremde Mann gegen Mühlberg haben?"

„Ich weiß zum Glücke die ganze Geschichte, und Herr Mühlberg kann

sich den Monsieur vom Halse schaffen. Deshalb war ich eigentlich hierhergekommen, um mit Mühlberg —"

„Können Sie mir nicht die Sache mittheilen?" fragte die Mamsell mit ein wenig bebender Stimme.

„Ist denn Herr Mühlberg absolut nicht zu sprechen?"

„Heute nicht, Herr Rector, und ich glaube auch später nicht, denn die Dornburg's haben ihn zu sehr gegen Sie aufgeredet. Aber wenn Sie mir das Vertrauen schenken wollen, so will ich schon sehen, wie ich an den Herrn kommen kann, und Sie haben dann gewiß wieder Zutritt."

„Hm, es ist eine heikle Geschichte, und ich weiß wahrhaftig nicht, ob es Herrn Mühlberg recht sein würde, wenn ich Sie in dieses Geheimniß einweihte," erwiderte Raimund bedenklich.

„Ah, ein Geheimniß? Wohl aus vergangenen Zeiten?"

„Da können Sie schon Recht haben."

„Und woher wissen Sie denn die Sache?" fragte Rose und hatte Mühe, ihre Unruhe zu bemeistern.

„Er hat mir und Römhild die Sache selbst erzählt."

„Selbst erzählt?" rief Rose erstaunt.

„Ja, ja, hören Sie nur! Ich erwartete meinen Freund Römhild beim Vater Walter, als wir die Bekannschaft mit dem Doctor machten."

„Nicht möglich! Bekanntschaft mit dem Doctor?" fiel Rose unvorsichtig ein.

„Na, kennen Sie denn auch den Doctor Werther?" fragte der Rector verwundert.

Doch Rose war schon wieder gefaßt.

„Ei bewahre, ich wüßte nicht, woher ich den Menschen kennen sollte. Ist er noch ein junger Mann?"

„Nein; aber er sieht jünger aus als er ist."

„So ist es wohl eine alte Geschichte, dieses Geheimniß?" fragte Rose.

„Natürlich; doch ich will Ihnen vertrauen und Ihnen die ganze Geschichte erzählen, damit Herr Mühlberg seine Maßregeln treffen kann," begann der Rector und kramte nun seine Kenntniß aus.

Rose saß wie auf Dornen.

Sie bedurfte aller Geistesgegenwart, um ihre innere Erregung nicht zu verrathen.

Die Selbstüberwindung gelang ihr aber ganz prächtig. Staunend hörte sie die Erzählung an und unterbrach den Rector zuweilen mit gekünstelten Ausrufen der Verwunderung.

„Nun wissen Sie die Sache," schloß der Rector. „Ich glaube nicht, daß es ihm um das Glück Elsbeth's zu thun ist; denn dann würde er nicht den Vater verfolgen, und — unter uns gesagt, Mamsell Rose, — die Verlobung mit dem Socialdemokraten Paul Dornburg hätte er auch verhindern müssen. Ich fürchte, er hat's auf den Ruin des ganzen Hauses abgesehen."

„Herrgott, Sie können Recht haben, Herr Rector! Nun, verlassen Sie sich auf mich; ich spreche noch heute mit Herrn Mühlberg, und er wird Ihnen gewiß sehr dankbar sein."

„Werden Sie Fräulein Elsbeth —"

„Ei bewahre, Elsbeth braucht davon nichts zu wissen. Na, hören Sie, da fällt mir etwas ein. Der Doctor war doch nicht etwa jener Mann, der einmal nach Ihnen fragte, als Sie noch Stunden hier im Hause ertheilten, und der auch bei Ihnen im Zimmer war?"

Der Rector wurde wieder verlegen.

„Ja, ja, ich muß es Ihnen schon gestehen; er war es. Er hatte mich gebeten, ihm Gelegenheit zu verschaffen, Elsbeth einmal sehen zu können."

„So, so! Mein Gott, er hat doch nicht etwa böse Absichten mit Elsbeth?"

Der Rector zuckte mit den Achseln.

„Das kann man freilich nicht wissen," meinte er. „Doch ich muß nun fort. Sie werden also bald mit Herrn Mühlberg reden?"

„Gewiß, gewiß!"

„Und wann kann ich wiederkommen?"

„Warten Sie nur, bis ich Sie rufen lasse."

„Schön, schön. Adieu, Mamsell Rose!"

„Adieu, Herr Rector!"

Kaum war Raimund aus dem Zimmer, als Rose ihre so mühsam bewahrte Fassung verlor.

Aechzend warf sie sich auf das Sopha.

„Mein Gott, ein so erbärmlicher Mensch ist der Rector! Himmel, wenn er mit Mühlberg gesprochen hätte! Nein, nein, das darf nimmermehr geschehen; ich muß es zu verhindern suchen. Aber der Doctor muß ebenfalls benachrichtigt werden. Mein Gott, auf welche Weise kann denn das geschehen? Halt, ich weiß Rath! Bernhard muß sofort den Doctor benachrichtigen."

Nach diesem Selbstgespräche sprang sie rasch auf und eilte aus dem Zimmer.

Nach wenigen Minuten finden wir sie beim Maler Bernhard, welchem sie den soeben erlebten Auftritt mit dem Rector erzählte.

Bernhard aber beruhigte die erregte Mamsell und machte es ihr zur Aufgabe, den Rector von Mühlberg fern zu halten. Dann begab er sich zu Werther.

Der Doctor hörte die Neuigkeit mit großer Ruhe an.

„Es ist zu spät, mein lieber Bruder. Der Heuchler und Verräther wird sein Ziel nicht erreichen; denn Mühlberg wird ihn nicht mehr sprechen," versetzte Werther lächelnd.

„Du bist so sicher?"

„Gewiß, Bernhard. Ich habe heute den Banquier Dornburg zu Mühlberg geschickt."

„Ah, hast Du bereits Nachricht?"

„Noch nicht; aber ich möchte wetten, daß ich das Resultat jener Unterredung doch bereits jetzt bestimmt nennen kann."

„Du meinst, er wird darauf eingegangen sein?" fragte Bernhard.

„So ist es. Der Mann ist noch nicht demüthig geworden; er bedarf noch einer anderen Schule. Ich denke, wir stehen ziemlich nahe an der Katastrophe."

„Arme Elsbeth! Doch nein, ich möchte eher sagen, glückliche Elsbeth!" versetzte Bernhard.

„O, Bernhard, Du begreifst gar nicht, wie mir zu Muthe ist! Endlich, endlich kommt die Stunde, welche mir Ersatz für so viele Leiden geben soll!"

„Mein guter Alfred, ich freue mich mit Dir."

Die beiden Freunde und Brüder blieben noch längere Zeit beisammen.

Da wurde Banquier Dornburg angemeldet.

„Ah, jetzt wirst Du bald erfahren, ob ich mich getäuscht habe," rief Werther dem Freunde entgegen.

„Ich will mich entfernen," erwiderte dieser.

„Nein, nein, bleib' nur!"

Dornburg trat ins Gemach.

Der Doctor empfing ihn freundlich und stellte Bernhard als seinen intimsten Freund und Schwager Mühlberg's vor.

„Ah, Sie sind ein Verwandter von Herrn Mühlberg?" fragte überrascht der Banquier.

„So ist es, mein verehrter Herr, und Sie können deshalb ganz offen und frei sprechen. Herr Bernhard ist in die Verhältnisse seines Schwagers eingeweiht."

Dornburg theilte nun den mißlungenen Versuch mit.

„Und was glauben Sie, was Mühlberg thun wird?" fragte mit lächelnder Miene der Doctor.

Der Banquier zuckte mit den Achseln.

„Ich verstehe diese Pantomime," fuhr Werther fort. „Das Resultat überrascht mich durchaus nicht; denn ich habe es vorausgesehen."

„Was soll aber daraus werden?"

„Das überlassen Sie nur mir. Vorläufig empfangen Sie meinen Dank! Ich hoffe, wir werden noch weiter miteinander zu thun bekommen."

Dornburg sah einige Zeit schweigend zu Boden.

Werther betrachtete ihn lächelnd.

Er schien zu errathen, womit sich die Seele des Mannes beschäftigte.

„Quälen Sie sich nicht; auch diese Sache wird sich zum Besten wenden," versetzte plötzlich Werther und legte seine Hand auf die Schulter des Banquiers, der ob dieser Berührung erschreckt zusammenfuhr.

„Was meinen Sie?" fragte er erstaunt.

‚Ich glaube Ihre Gedanken errathen zu haben," erwiderte Doctor Werther.

„Meine Gedanken?"

„Natürlich; Sie dachten an das Geschick Fräulein Elsbeth's," lächelte der Doctor.

„Aber wie konnten Sie das errathen?"

„Das war nicht schwer. Doch, wie gesagt, auch diese Angelegenheit wird bald in Ordnung sein."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Geduld, bald werden Sie Alles verstehen. Doch — à propos — was gedenken Sie gegen den Rector zu unternehmen?"

Frappirt starrte der Banquier den Doctor an.

Dieser aber fuhr fort: „Ich möchte Ihnen rathen, den Menschen mit stiller Verachtung zu bestrafen. Ihr Fräulein Tochter wird mit der Zeit vergessen und dem Unwürdigen ebenfalls ihre Verachtung zu Theil werden lassen."

„Mein Sohn hat sich die Bestrafung des Elenden erbeten," versetzte endlich der Banquier.

„O weh, das ist nicht gut! Sein heißes Blut wird uns Allen Unannehmlichkeiten herbeiziehen."

„Paul wird vorsichtig sein."

„Nun, wir wollen es hoffen."

Dornburg gab nun dem Doctor die Documente und Wechsel zurück.

„Sie haben Recht, Herr Dornburg; die acht Tage werden vergehen, und Sie werden die erwartete Nachricht nicht erhalten," lächelte Werther und nahm die Werthgegenstände wieder in Empfang.

Der Banquier trennte sich bald darauf. —

Mamsell Rose hatte bereits nachgedacht, was sie dem Rector zum Abende sagen wollte, wenn er wieder nachfragen würde.

In fieberhafter Unruhe zählte sie die Minuten.

Da wurde ihr plötzlich sehr leicht ums Herz, als sie den Herrn das Haus verlassen sah.

Gegen Abend kam durch einen besonderen Boten ein Brief an Herrn Mühlberg an.

Rose nahm denselben in Empfang, um ihn Mühlberg bei seiner Heimkehr zu übergeben.

Sie trat bald darauf in das Zimmer Elsbeth's und legte den Brief auf den Tisch, an welchem Elsbeth saß, worauf sie sich neben diese setzte.

Elsbeth warf einen Blick auf den Brief und begann: „Das ist ja die Handschrift des Rectors."

„Was, des Rectors?" fuhr Rose erschrocken auf und griff hastig nach dem Briefe.

„Was will Herr Raimund von dem Vater?" fragte Elsbeth erstaunt.

Rose hatte sich schon wieder gefaßt.

„Ja, wie kann ich das wissen!" versetzte sie und entfernte sich mit dem Briefe aus dem Gemache.

Elsbeth schaute ihr verwundert nach.

Rose aber eilte in ihr Gemach.

„Der Verräther!" knirschte sie. „Aber welches Glück, daß der Herr nicht zu Hause ist! Nein, nein, Monsieur, das soll Dir nicht gelingen. Mein Gott, wenn doch bald der Maskenball vorüber wäre!"

Stöhnend sank sie auf einen Stuhl.

Nach einigen Minuten aber riß sie hastig das Couvert ab und begann den Brief zu lesen.

Er enthielt das Geheimniß Werther's.

„Der Elende!" murmelte Rose, zündete ein Licht an und verbrannte den Brief.

Beruhigt ging sie wieder hinab zu ihrer Beschäftigung. —

Mühlberg war, nachdem er seine Wohnung verlassen, nach dem Geschäftslocale geeilt.

Dort saß er wieder, in tiefes Sinnen versunken, vollständig unbeweglich auf dem Sessel.

Da trat sein Cassirer ins Gemach und überreichte ihm einen Brief, während er flüsterte: „Aus Hamburg!"

„Hamburg? Ah, geben Sie!" rief Mühlberg und riß den Brief an sich. „Sie haben noch nicht geöffnet?" fragte er.

„Weil er ‚eigenhändig' zu bestellen ist," erwiderte der Cassirer Lampert.

„Ach so. Ha, Eduard!" murmelte er und öffnete hastig den Brief.

Eine tiefe Erregung malte sich auf seinen Zügen, als er den Inhalt des Briefes überflog.

Lampert aber stand schüchtern von ferne und betrachtete mit ängstlicher Spannung das Gesicht des Herrn Principals.

Jetzt ließ derselbe die Hand mit dem Briefe sinken und starrte wieder

sinnend vor sich hin, bis er plötzlich auffuhr: „Es ist gut; Sie können gehen.“

Lampert aber versetzte: „Hier ist noch ein Brief eingegangen, Herr Principal.“

„Gehen Sie nur!“

„Er ist auch von Hamburg und zwar vom Hause —“

„Ah, was soll das?“ fiel schnell Mühlberg ein und nahm den Brief in Empfang.

Die Miene des Cassirers wurde immer ängstlicher.

Plötzlich lachte Mühlberg laut auf und rief: „Lächerlich! Nun, meinetwegen, wenn sie nicht wollen, so lassen sie es bleiben; ich brauche die Gefälligkeit nicht.“

Mit den Worten warf er dem ganz erstaunten Lampert das Schreiben zu Füßen.

„Wie, Sie brauchen jene versprochene Summe nicht?“ fragte Lampert.

„Nein.“

„Sie haben von anderer Seite eine —“

„Ich verreise noch diesen Abend, mein lieber Lampert, und werde Ihnen die nöthigen Ordres, die Sie am morgenden Tage auf der Börse auszuführen haben, noch notiren. Sie finden dieselben hier in meinem Pulte. Valuta senden Sie mir nach Hamburg an die Adresse, welche Sie hier finden werden. Ich werde ungefähr acht Tage Zeit gebrauchen. Während dieser Zeit ordnen Sie die Bücher und vergleichen Sie das Handjournal mit dem Hauptbuche, damit wir endlich mit der Berechnung zu Stande kommen. Ich denke, das Geschäft wird sich bald wieder heben, und die augenblickliche Calamität wird vorübergehen.“

„Hm — ja, ja, aber es ist doch eigenthümlich, daß Alles auf einmal bei uns anklopfte und —“

„Ach was, darin liegt gar nichts Eigenthümliches; das liegt in der schlechten Zeit,“ rief Mühlberg.

„Es geschah Alles unter so geheimnißvollen Umständen, daß Einem ordentlich Angst —“

„Unsinn, Lampert. Sie sind von jeher ein Schwarzseher gewesen. Ueberall erblicken Sie eine Gefahr, und meine Unternehmungen schienen

Ihnen zu gewagt, so daß ich öfters mit Ihnen zanken und streiten mußte. Wenn dann die Sache glückte, so zogen Sie schweigend die Achseln. Auch gegenwärtig sind Sie wieder in die Schwarzseherei so hineingekommen, daß Sie jedenfalls glauben, das Haus Mühlberg sei zahlungsunfähig geworden. Hahaha, nicht wahr, es steht furchtbar schlecht mit mir?"

„Aber ich bitte Sie, Herr Mühlberg, wie könnte mir dieser Gedanke nur jemals in den Sinn gekommen sein!" rief der Cassirer eifrig abwehrend.

„Wirklich nicht? Na, sagt Ihnen die Berechnung nicht, daß wir hunderttausend Thaler bedürfen, um unseren Verpflichtungen nachkommen zu können?"

„Sie sagten ja selbst, daß dieses ungünstige Resultat an einem Rechnungsfehler liegen muß," stotterte der ehrliche Lampert.

„Nun freilich, freilich; jedenfalls habe ich in der Zerstreutheit nicht richtig gebucht; doch Sie werden ja die Sache finden. Nun gehen Sie — nein, warten Sie, Lampert! Sie mögen von den morgen nachzusendenden Geldern Ihren Gehalt, sowie auch die Gehälter der Beamten zurückbehalten, damit Sie am Ersten die Leute auszahlen können. Ich komme doch erst am Dritten wieder zurück, und das könnte Manchem Unannehmlichkeiten bereiten, zumal meine Leute daran gewöhnt sind, pünktlich am Ersten ihren Lohn zu erhalten."

„Nun, auf die beiden Tage wäre es schon nicht angekommen. Wenn Sie aber wünschen, so soll es geschehen," versetzte Lampert.

„Gut. Nun, so leben Sie wohl! Aber die Rechnung, lieber Lampert, bringen Sie nur ins Reine. Auf Wiedersehen!"

Mit den Worten reichte er dem treuen Alten die Hand, welche dieser respectvoll ergriff und herzlich drückte.

Kaum war Lampert aus dem Gemache, als sich das Gesicht des Kaufherrn verfinsterte und er in raschen Schritten das kleine Gemach durchmaß.

„Die Würfel sind gefallen; es muß sein," murmelte er und nahm wieder den Brief von seinem Sohne in die Hand, durchlas denselben nochmals und steckte ihn dann in seine Brieftasche, um bald darauf, nachdem

er noch die für Lampert bestimmten Notizen auf sein Pult gelegt hatte, das Gemach zu verlassen.

Rose hatte keine Eile, mit dem Herrn zusammenzukommen.

Sie erschrak ordentlich, als sie von ihm durch die Glocke gerufen wurde.

Wie ein armer Sünder, mit einem bösen Gewissen beladen, trat sie in das Zimmer des Herrn.

Dieser aber kam ihr freundlich entgegen und begann: „Rose, ich sehe mich genöthigt, noch heute Nacht auf acht Tage zu verreisen, und möchte Ihnen hier eine Summe übergeben, welche Sie in die Wirthschaft verwenden können. Sie packen wohl meinen großen Reisekoffer!"

Mit den Worten überreichte er der Haushälterin eine gefüllte Börse.

Mamsell Rose war ganz erfreut über den Entschluß Mühlberg's und erwiderte: „Ich werde sofort den Koffer besorgen."

„Ist Elsbeth zu Hause?" fragte Mühlberg.

„Jawohl, Herr Mühlberg."

„Ich lasse sie bitten, hierher zu kommen."

„Sofort, Herr Mühlberg. Reisen Sie weit, oder haben Sie so große Geschäfte, daß —"

„Ich möchte jetzt Elsbeth sprechen, Mamsell Rose. Sodann soll der Koffer zur rechten Zeit besorgt sein und in einer halben Stunde der Wagen vorfahren," fiel Mühlberg scharf ein, so daß die Mamsell bestürzt inne hielt und sich eiligst entfernte, um die Befehle des Herrn auszuführen.

Nach einigen Minuten erschien Elsbeth.

Auch jetzt, wie immer, zeigte sich das Kalte, Fremdartige, welches wir bereits zwischen den Beiden wahrgenommen haben.

Elsbeth grüßte und versetzte: „Du hast mich rufen lassen, mein Vater."

„Ich will verreisen und wollte Dir Adieu sagen," erwiderte Mühlberg.

Elsbeth fuhr freudig erregt auf. Dieses Zeichen der Liebe that ihr unendlich wohl.

Sie trat mit raschen Schritten näher und flüsterte, indem sie die Hand des Vaters ergriff: „Wirst Du lange entfernt bleiben, Väterchen?"

„Acht Tage, also nicht allzu lange."

„So reisest Du wohl weit?"

„Geschäftsreise! Doch höre, Elsbeth! Ich möchte nicht gern, daß der junge Dornburg während meiner Abwesenheit zu oft das Haus besucht. Ebenso wäre es mir lieb, wenn über meine Reise nicht gesprochen würde. Wenn ich zurückkomme, werde ich Dir meine Gründe mittheilen."

Erfreut über diese Freundlichkeit des Vaters, versetzte Elsbeth: „Wenn Du willst, Väterchen, so mag Paul überhaupt während Deiner Abwesenheit seine Besuche einstellen."

„Nun, wenn es Dir recht ist, mir ist es ganz lieb," erwiderte der Kaufherr.

„Gewiß, Väterchen."

„Nun, so lebe wohl — auf Wiedersehen!" versetzte Mühlberg und reichte der Tochter die Hand zum Abschiede.

Gern hätte Elsbeth noch einige Zeit bei dem Vater verweilt; aber sein bereits wieder sehr ernst gewordenes Antlitz schüchterte sie ein, und sie verließ zögernd das Gemach, nachdem sie den Gruß des Vaters erwidert hatte.

Herr Mühlberg aber begann nun sein Portefeuille mit Banknoten zu füllen und steckte auch noch mehrere Briefschaften dazu.

Nach Ablauf der halben Stunde erschien Mamsell Rose und meldete, daß der Koffer gepackt und der Wagen vorgefahren sei.

Mühlberg verließ lächelnd das Zimmer und fuhr mit vergnügtem Gesichte nach dem Bahnhofe.

Aber einen Aerger hatte er noch.

Auf dem Perron, als er in den Wagen stieg, erblickte er zwei Männer, welche ihn aufmerksam zu betrachten schienen.

Er erkannte den Doctor Werther; aber auch das Gesicht des anderen Mannes kam ihm bekannt vor.

Er konnte seine Augen von den beiden Männern nicht abwenden.

Aber Jenen schien es ebenso zu gehen; sie verwendeten kein Auge von dem Kaufherrn.

Immer klarer und bekannter wurden ihm die Züge der beiden Männer.

Eine innerliche Unruhe bemächtigte sich seiner.

Da pfiff die Locomotive.

Aufathmend warf er sich in die Polster des Wagens.

Der Zug setzte sich in Bewegung.

„Auf Nimmerwiedersehen!“ murmelten die Lippen des Kaufmannes.

Fort raste der Zug.

„Auf Wiedersehen!“ rief Doctor Werther und ergriff Bonnard — seinen Begleiter — am Arme, um mit ihm den Perron zu verlassen.

Fünfzehntes Capitel.

Ein Maskenball.

Am andern Tage erschien Rector Raimund abermals bei Mühlberg.

Die Nachricht, die er erhielt, schien ihm sehr unangenehm und unerwartet zu kommen.

„Haben Sie denn meinen Brief Herrn Mühlberg noch vor seiner Abreise übergeben?“ fragte er.

„Natürlich!“ war die Antwort der Mamsell.

„Hm, das wundert mich, daß er mir keine Nachricht zurückgelassen hat.“

„War es denn eine so wichtige Mittheilung?“

„Allerdings.“

„Nun, so werden Sie schon warten müssen, bis Herr Mühlberg zurückkommt.“

Mit den Worten verbeugte sich Mamsell Rose und verließ das Zimmer.

Der Rector starrte ihr ganz verblüfft nach.

Da trat Elsbeth ins Gemach.

Raimund grüßte und wollte seine Anwesenheit erklären.

Doch Elsbeth unterbrach ihn und versetzte: „Ich erwarte meine Freundin Anna Dornburg.“

Dabei drehte sie ihm den Rücken zu.

Zähneknirschend verließ Raimund das ungastliche Haus.

Eigenthümliche Dreistigkeit — er schlug den Weg nach der Villa der Gräfin ein.

„Herr Doctor Werther ist nicht zu sprechen!“ wurde ihm dort als Antwort auf sein Anmeldungsgesuch zu Theil.

„So bitte ich, mich Herrn Doctor Römhild zu melden,“ versetzte er ärgerlich.

„Auch Herr Doctor Römhild ist für Sie nicht daheim,“ versetzte der Diener.

Für Sie! Das war deutlich genug.

Einen zornigen Blick dem verächtlich lächelnden Diener zuwerfend, eilte er hastig von dannen.

Elsbeth Mühlberg hatte die Wahrheit gesagt; sie erwartete Anna Dornburg.

Bald trat diese bei ihr ein.

Weinend warf sie sich in die Arme der Freundin, und Beide hielten sich längere Zeit umschlungen.

Endlich löste Anna ihre Hände und versetzte: „Elsbeth, wer hätte solche Frechheit diesem Manne zugetraut? — O mein Gott, ich bin so unglücklich!“

„Anna, was soll ich Dir sagen? Vergiß den falschen Menschen, das ist jedenfalls das Beste und Deiner würdig. Ach, ich habe auch mein Leid!“ erwiderte Elsbeth.

„Vergessen? Ja, wenn das nur so ginge!“ seufzte Anna.

„Es muß gehen!“ rief Elsbeth mächtig erregt.

„Würdest Du Paul auch so leicht vergessen können?“ fragte Anna.

„Paul?“ rief Elsbeth erbebend und preßte die Hand auf ihr Herz. „Wenn Paul sich meiner Liebe unwürdig machen sollte, so würde ich keinen Augenblick anstehen, ihn von mir zu weisen; aber vergessen? Nun ja, ich würde ihn auch vergessen.“

Anna schlang ihren Arm von Neuem um den Hals der Freundin und erwiderte: „Paul ist einer solchen Niedertracht nicht fähig. Er kann nicht heucheln, und was er thut, thut er aus Grundsatz.“

„Bist Du davon überzeugt, Anna?“ fragte Elsbeth.

„Du etwa nicht?“

„Ach ja, ja; aber ob seine Grundsätze richtig sind, das ist eine andere Frage. Sein Umgang mit jener Partei kann doch unmöglich auf Grundsätzen beruhen.“

„Gerade, Elsbeth. Er ist offen und ehrlich und trägt seine Ueberzeugung zur Schau.“

„Und Du bist mit ihm einverstanden?“

„Ach, Gott soll mich bewahren! Wie oft habe ich ihn schon flehentlich gebeten, doch umzukehren und sich von den Menschen loszusagen; aber er thut's nicht.“

„Selbst wenn Du ihm mit meinem Zorne gedroht hast?“ fiel Elsbeth ein. „Nun, siehst Du, das betrübt mich ebenfalls und stört mein Glück.“

„Ja, ja, Elsbeth, das ist schon wahr; aber wir hoffen doch auf Dich und meinen, er wird sich von Dir leiten lassen, wenn Ihr erst —“

Ein Husten Elsbeth's unterbrach die Rede Anna's.

Da trat Mamsell Rose ins Gemach.

„Ich weiß nicht, was das bedeuten soll. Hier ist ein Billet an Sie abgegeben worden, Fräulein Elsbeth,“ begann die Alte und überreichte Elsbeth ein versiegeltes Briefchen.

„Gewiß von Paul!“ rief Anna.

„Nein, es ist nicht seine Handschrift,“ versetzte Elsbeth.

„Doch nicht etwa von dem Rector?“ fragte Mamsell Rose mit sichtbarem Erschrecken.

„Nein,“ war die Antwort Elsbeth's, und sie begann das Siegel zu lösen.

Mamsell Rose und Anna blickten gespannt und erwartungsvoll auf Elsbeth, welche sich anschickte, den Inhalt des Billets zu lesen.

Aber wie erschraken sie, als sie bemerkten, wie das Antlitz Elsbeth's immer bleicher wurde!

Mit theilnehmendem Tone rief plötzlich Anna, indem sie aufsprang und ihre Freundin umarmte: „Mein Gott, Elsbeth, was ist Dir? Was enthält dieser Brief?“

Doch Elsbeth faltete das Schreiben wieder zusammen und erwiderte mit großer Selbstüberwindung: „Mir ist gar nichts, meine gute Anna.“

Und darauf verbarg sie das Billet in der Tasche ihres Kleides.

„Du bist erschrecklich bleich und Du zitterst,“ fuhr Anna fort. „Elsbeth, ich bitte Dich, sage mir, was war das für ein Billet?“

„Frage mich nicht, Anna; ich kann Dir den Inhalt dieses Briefes

nicht mittheilen; doch Du wirst ihn zu seiner Zeit erfahren; damit begnüge Dich," erwiderte Elsbeth mit fester Entschlossenheit.

Auch Mamsell Rose hatte immer ängstlicher auf die erregte Elsbeth geschaut und hätte gern ihre Frage mit Anna's Fragen verbunden. Doch sie kannte ja die Festigkeit Elsbeth's und drängte nicht weiter in sie.

Mit der Unterhaltung aber war es vorüber. Elsbeth blieb gedankenvoll und gab sehr zerstreute Antworten.

„Der Brief hat Dich ganz verstimmt, Elsbeth. Sage mir wenigstens, ob er unangenehme Sachen berührt," bat Anna endlich, indem sie sich erhob, um aufzubrechen.

„Ach, ich bitte Dich, treibe Dir doch den Brief aus Deinen Gedanken; vorläufig hat er nichts zu bedeuten," versetzte Elsbeth; aber ihre Wangen blieben noch sehr bleich.

„Das glaube ich nicht; Du willst mich täuschen."

„Ich täusche Dich nicht; vorläufig hat er keinen Werth, noch überhaupt Bedeutung."

„Er kann aber Beides erlangen?"

„Das ist wohl möglich."

„Du hast Geheimnisse, Elsbeth!"

„Wenn Du unter die Geheimnisse den Empfang dieses Briefes rechnest, nun ja, so haben sie eben begonnen, denn vorher hatte ich keine Ahnung, jemals dieses Schreiben zu erhalten. Doch ich bitte Dich, dränge nicht weiter in mich; ich kann und will nichts weiter sagen," erwiderte Elsbeth.

Dabei blieb sie, und Anna mußte sich endlich fügen; einigermaßen schmollend entfernte sie sich.

Kaum war Elsbeth allein, als sie nochmals das erhaltene Billet hervorzog und durchlas.

Keine Unterschrift und nirgends ein Zeichen war zu finden, wodurch der Schreiber und Absender hätte errathen werden können.

Kopfschüttelnd und seufzend verwahrte sie es wieder.

Endlich war der von Vielen ersehnte Tag angebrochen, an welchem der große Maskenball stattfinden sollte.

Die großartigsten Vorbereitungen waren beendet, und das ungeheuere

Local, welches mehrere tausend Menschen bequem fassen konnte, bot einen Ballsaal, wie er kaum noch einmal aufzuweisen sein dürfte.

Römhild, im Allgemeinen gerade kein Freund von derartigen Vergnügungen, hatte wenig Hoffnung, sich zu amüsiren, und wenn ihn nicht das Versprechen gebunden hätte, das er Doctor Werther gegeben, und wohl auch die Neugierde, welche in ihm rege geworden war, getrieben, so wäre er schließlich noch daheim geblieben.

Nach neun Uhr desselben Abends trat Doctor Werther in das Zimmer Römhild's.

„Ei, ei, noch nicht Toilette gemacht?“ fragte er in heiterem Tone.

„Es liegt mir weiß Gott nicht viel an dem Trubel, und ich bliebe schon lieber daheim,“ erwiderte Römhild in aufrichtigstem Tone.

„Mein junger Freund, lassen Sie die Gelegenheit nicht unbenutzt vorüber gehen; diese Nacht kann für Sie sehr verhängnißvoll werden.“

Römhild schaute den Doctor mit fast ärgerlichen Blicken an und versetzte: „Ich wüßte nicht, warum gerade diese Nacht und noch dazu der Maskenball für mich ganz besonders verhängnißvoll werden sollte.“

„Nicht allein für Sie, sondern noch für andere Personen. Sie sind höchst nothwendig, mein Freund, und ich bitte Sie, meinen Wunsch zu erfüllen.“

„Sind Sie wirklich entschlossen, mir den Grund, der Sie drängt, mich nach dem Maskenballe zu senden, zu verschweigen?“ fragte Römhild ernst.

„Er wird Ihnen bald klar werden, wenn Sie wachsam sind und die Augen offen halten wollen. Denken Sie an Fräulein Elsbeth!“

„Mein Gott, was hat denn Fräulein Elsbeth mit dem Balle zu schaffen? Ich habe doch von ihr selbst erfahren, daß sie den Ball nicht besuchen wird.“

Doctor Werther lächelte auf ganz eigenthümliche Weise und erwiderte: „Aber andere Personen werden zugegen sein. Erinnern Sie sich, was ich versprochen habe. Nun vorwärts! Wo haben Sie die Maske?“

Römhild seufzte und holte den feuerrothen Domino aus dem Schranke hervor.

„Schön, schön, ein feuerrother Domino! Sie werden auffallen. Doch

kommen Sie; ich werde Ihnen behilflich sein. Morgen früh erzählen Sie mir dafür Ihr heutiges Abenteuer," rief Werther und half Römhild, das Maskenkleid anzulegen.

„Ich bin wirklich zu Abenteuern nicht aufgelegt," versetzte Römhild und ließ sich beim Ankleiden behilflich sein.

„O, das findet sich schon," lächelte Werther und zeichnete am Rücken, dicht unter dem Halse, einen kleinen weißen Strich auf den Domino, wovon Römhild nichts gewahr wurde.

Mit einem herzlichen Händedrucke und den Worten: „Gehen Sie mit Gott!" entließ Werther den erstaunten Römhild.

„Ein eigenthümlicher Wunsch!" flüsterte dieser, als er hinab nach dem Wagen schritt. „Es kommt mir vor, als ob ich wer weiß zu welch' höchst wichtiger Versammlung gehen sollte und nicht zu einem Maskenballe. ‚Gehen Sie mit Gott!' — hm, dieser Wunsch ist wohl noch keinem Ballbesucher mit auf den Weg gegeben worden."

Gegen zehn Uhr trat Doctor Römhild in den Ballsaal. Das Fest war bereits im besten Gange. Das große Orchester spielte gerade die Musik eines Galopps, und die Masken drehten sich zu Paaren in buntem Wirbel durch den Saal.

Mißmuthig, wie Römhild war, machte das Gewirr und der Lärm einen fast abstoßenden Eindruck auf ihn, und er drückte sich in eine Ecke des Saales.

Doch sein feuerrother Domino erregte wirklich Aufsehen, und die Masken drängten sich rasch um ihn herum und neckten ihn mit allerlei scherzhaften Aeußerungen, so daß Römhild endlich, um diesen Neckereien zu entgehen, rasch eine niedliche Maske — ein fröhliches Gärtnermädchen — ergriff und sich mit ihr in das Gewühl mischte.

Doctor Werther hatte Recht gehabt; es fand sich schon, nämlich die gute Laune und das Interesse an diesem Vergnügen. Römhild amüsirte sich auf diese Weise beinahe eine volle Stunde.

Eben schwieg die Musik, und Römhild wollte sich an das Büffet zurückziehen, um eine Erfrischung zu sich zu nehmen, als plötzlich ein hoher schwarzer Domino sich ihm näherte, seine Hand auf seine Schulter legte und die leisen Worte flüsterte:

„Begeben Sie sich nach der Galerie; das Verhängniß ist nahe!"

Kaum hatte er dies gesagt, als er auch schon wieder im Gewühle verschwunden war.

Römhild lachte laut auf.

Dieses Geheimnißvolle amüsirte ihn jetzt.

Sein Lachen zog andere Masken heran, und bald war er wieder mitten drin und machte seine lustigen Scherze und Witze, während er vergeblich nach dem schwarzen Domino umschaute.

Plötzlich riß er sich los und eilte nach der Galerie.

Er war nun entschlossen, das Abenteuer aufzunehmen, zumal wieder der Gedanke an Elsbeth seine ganze Seele erfüllte.

Es war eine drückende Schwüle in den oberen Räumen des Saales; denn die vielen Gasflammen strömten auch mit dem Lichte zugleich eine beträchtliche Wärme aus; dazu die große Menschenmenge, und die Temperatur war wohl erklärlich.

Römhild zog sich in einen Winkel zurück, um auf einige Minuten die Maske von seinem Gesichte entfernen zu können.

Als er aber an einer geöffneten Thür, die nach einer Seitenloge der Galerie führte, vorüber ging, ertönte plötzlich ein schallendes Gelächter, und Römhild erblickte eine kleine Gesellschaft von Herren und Damen, die sich zusammen köstlich zu amüsiren schienen. Unwillkürlich setzte er sich nun in die Nähe dieses Cabinets und schaute dem lustigen Treiben zu.

Seine Aufmerksamkeit verdoppelte sich, als er entdeckte, daß ihm einzelne Stimmen bekannt waren.

Ganz besonders fiel ihm der in frommer Mönchskleidung ausgelassenste Mann am oberen Ende des Tisches in die Augen, welcher eine allerliebste weibliche Maske auf seinen Knieen schaukelte.

Eben ergriff der Mönch ein volles, schäumendes Champagnerglas und hielt es in die Höhe, als ihm dasselbe von der Maske auf seinem Schooße aus der Hand gerissen wurde, während sie mit scharfer Stimme rief:

„Keinen Tropfen mehr, mein süßer Paulus, wenn Du nicht versprichst, mir bereits morgen Dein Wort einzulösen!"

Diese Worte waren von Allen gehört worden.

Verschiedene Stimme fragten durcheinander, ohne verstanden zu werden.

Nur die Stimme einer anderen Dame, die an der Seite eines schwarzen Dominos saß, rief so laut, daß sie über alle anderen hinweg tönte: „Was haben Sie denn schon wieder, Fräulein Atout, mit Herrn Dornburg? Sie werden wohl recht gequält, Herr Dornburg?"

Der Mönch riß seine Larve ab, und Römhild erkannte mit Entsetzen Paul Dornburg, den Verlobten seiner angebeteten Elsbeth.

Das Blut schien in seinen Adern zu gerinnen, so erschrocken war der junge Mann.

Doch er sollte noch mehr sehen.

Die That Dornburg's schien das Signal gewesen zu sein zu einer allgemeinen Demaskirung.

Die Masken fielen; nur der Domino behielt die seinige.

Römhild erkannte nur noch die Tänzerin Therese von der Gesellschaft, und er schloß daraus, daß die anderen Damen jedenfalls auch dem Theater angehörten.

Fräulein Atout warf Therese einen zornigen Blick zu und rief: „Ich glaube, Sie beneiden mich, weil es Ihnen nicht gelingt, einige Handschuhe von Ihrem galanten Eisbären zu erlangen."

Lautes Gelächter erschallte, und Paul Dornburg rief: „Schatz, Du bist eine Perle, ein wahrer Diamant, ein kostbarer Edelstein und wirst mir alle Tage theuerer!"

Abermaliges Gelächter.

Doch die Tänzerin ballte zornig ihre kleine Hand und hielt diese Faust ihrem Liebhaber dicht vor die Augen, wobei sie versetzte, während sie rasch mit der linken Hand die Maske Dornburg's an sich zog: „Gut, dafür sollst Du bestraft werden. Du erhältst Deine Larve nicht eher zurück, als bis Du mir versprichst, morgen Dein mir vor einigen Tagen gegebenes Wort zu erfüllen."

„Um was handelt sich's denn eigentlich?" fragte ein anderer Herr die Tänzerin.

Fräulein Atout schwieg und schaute nur herausfordernd auf Dornburg.

Da erwiderte Therese: „Wenn ich nicht irre, ist Fräulein Atout in den reizenden Schmuck verliebt, welcher dieser Tage beim Juwelier Lehmann im Schaufenster ausgestellt war und nicht mehr als fünfhundert Thaler

kosten soll — eine Kleinigkeit für den einzigen Sohn des reichen Banquier Dornburg."

„Woher wissen Sie denn das?" rief die Atout.

Doch Dornburg unterbrach das Gespräch und versetzte: „Höre, mein kleiner Kobold, Du sollst Alles haben; gieb mir nur meine Maske wieder. Der Teufel trau', daß sich nicht ein ehrsamer Spießbürger hier herauf verirrt und mich sündhaftes Menschenkind unter diesem frommen Gewande erblickt; die ganze Stadt wäre morgen voll davon."

„Hast Du Angst, daß Deine ‚Marmorbraut', die kleine keusche Elsbeth etwas davon erfahren könnte?" erwiderte Fräulein Atout in spöttischem Tone.

„Du bist boshaft, kleiner Kobold," lachte Paul Dornburg und zog die Tänzerin an seine Brust.

„Halt, halt, so geht das nicht; erst muß ich das Glas leeren, damit Du ein frisches erhalten kannst, wenn Du recht artig bist."

Mit den Worten trank die Tänzerin das Glas aus.

„Nun aber meine Maske!" bat Dornburg.

„Erst sage, wie es mit dem Schmucke steht!"

„Du bist ein Nimmersatt, meine kleine Gazelle," lachte Dornburg.

„O, pfui doch, Paul! Wenn es Dir freilich kein Vergnügen macht, mir eine Freude zu bereiten, so will ich den Schmuck gar nicht haben; aber weißt Du, zu Deiner ‚Marmorbraut' gehe ich und —"

„Bst, bst, Du bist ein Satan!" fiel Paul Dornburg ein und bedeckte der Tänzerin den Mund mit seiner Hand.

„Ich kratze ihr die Augen aus!" kreischte noch die Atout auf.

„Das ist ihr zuzutrauen," rief Therese.

„Die Maske, kleiner Kobold!" versetzte Dornburg unwillig.

„Hier ist sie," rief die Atout und warf die Maske schmollend auf den Tisch.

„Diesmal sind Sie wohl doch abgefallen, Fräulein Atout?" höhnte Therese.

Die Tänzerin sprang von ihrem Sitze auf und stellte sich in drohender Geberde vor Dornburg, indem sie versetzte: „Nun, willst Du mich verhöhnen lassen? Wie steht es mit dem Schmucke? Erhalte ich ihn oder nicht?„

Paul Dornburg band sich die Larve um.

Die Atout aber ergriff dieselbe und zog sie wieder herab, indem sie rief: „Erst abwarten!"

„Du sollst den Schmuck haben," erwiderte lachend Paul Dornburg.

Die Tänzerin aber flog ihm an die Brust, schlang ihre vollen, weichen Arme um seinen Hals und küßte den freigebigen Liebhaber leidenschaftlich auf Mund und Wangen.

Dann sah sie sich triumphirend um und versetzte, sich an Therese wendend: „Das zweite Exemplar dieses Schmuckes erhalten Sie, meine verehrteste Collegin."

„Von wem? Von Ihrem ungetreuen Liebhaber, Herrn Paul Dornburg?" fragte Therese zurück.

„Genug, genug, meine Damen! Ein volles Glas auf die Liebe und den Wein!" fiel jetzt Paul ein und erhob das von Neuem gefüllte Glas.

„Die Liebe und der Wein!" tönte es zustimmend, und sämmtliche Gläser wurden geleert.

Die Atout setzte sich wieder auf den Schooß Dornburg's und trieb nun allerlei zärtliche Kurzweil mit dem immer ausgelassener werdenden Liebhaber.

Römhild erhob sich und zog sich an einen anderen Ort zurück.

Das Schauspiel hatte ihn ungemein erregt.

Das war also der Mann, den Elsbeth liebte! Dieser Gedanke erfüllte ihn mit solcher Wehmuth, daß er in eine ganz trostlose Stimmung gerieth. Seine erkünstelte Laune war mit einem Male dahin, und nur ein bitteres Weh durchzog sein Gemüth.

Mißmuthig setzte er sich an einen Tisch und rief einen Kellner herbei, dem er den Auftrag gab, ihm eine Flasche Wein zu bringen.

Dann stützte er die brennende Stirn in seine Hände und blieb schweigend sitzen.

Der Kellner brachte den Wein und erweckte dadurch den in sich selbst Versunkenen wieder auf.

Römhild zahlte dem Kellner sofort den Preis und füllte das Glas mit dem perlenden goldigen Rebensafte.

„Also das war es, was Doctor Werther mich hat sehen lassen wollen,"

murmelte er, nachdem er das gefüllte Glas mit einem Zuge geleert hatte. „Aber wozu — wozu sollte ich Zeuge sein? Himmel, man wird mir doch nicht zumuthen, daß ich bei Elsbeth den Verräther spielen soll? Nein, nein, nimmermehr! Und doch — doch — wenn ich mir die Sache genau betrachte, wäre es meine Pflicht, die Aermste von dem Geschehenen zu unterrichten, um sie zu bewahren, daß — mein Gott, wozu denn aber?"

Abermals griff er nach der Weinflasche.

Unwillkürlich schauten seine Augen wieder nach der Thür jenes Cabinets.

Da erblickte er eine männliche und eine weibliche Maske ganz in der Nähe, welche noch immer eifrig in das Cabinet schauten und die er vorhin nicht bemerkt hatte.

Während er sein Glas füllte, murmelte er mit bitterm Lächeln: „Das sollte Herr Dornburg mit seiner Gattin sein; sie würden eine große Freude über ihr einziges Söhnlein empfinden!"

Hastig schlürfte er das zweite Glas.

„Ach was," rief er plötzlich und nahm seine Larve ab, die er ärgerlich auf den Tisch warf, „was geht mich der ganze Trubel an! Macht, was Ihr wollt! Ich wünschte, ich wäre gar nicht nach H. gekommen."

Nach den Worten versank er wieder in dumpfes Hinbrüten, und es verging eine längere Zeit, während welcher sich die Galerie mit anderen Masken zu füllen begann.

Als er endlich sein Haupt wieder erhob, sah er noch immer jene beiden beobachtenden Masken.

Zu gleicher Zeit aber ertönten vom Saale herauf mehrere Trompetentöne. Es war dies das Zeichen, daß nun der große Maskenzug beginnen solle.

Römhild erhob sich und wollte an die Brüstung vortreten.

Da eilte die Gesellschaft aus dem Cabinet herbei und drängte sich schreiend und lachend durch den dicken Menschenknäuel, der sich die Treppe heraufwälzte, um von oben das bunte Treiben zu beobachten.

Rasch legte er seine Larve wieder an und mischte sich unter die ausgelassene Schaar.

Da er aber keinen Platz an der Brüstung mehr erhaschen konnte, so

drängte er sich die Treppe hinab nach dem Saale zurück. Das war freilich eine harte und schwere Aufgabe. Doch es gelang ihm.

Nach vielen Püffen und Stößen — freiwilliger und unfreiwilliger Art — langte er endlich im Saale wieder an.

Der Umzug war bereits im Gange, und Marschälle mit bunten Stäben, sowie einige Thiermasken — ein Bär und ein Löwe — machten Platz und trieben die nicht am Zuge betheiligten Masken zur Seite.

Römhild erwischte einen Platz auf dem Sockel einer Säule und postirte sich daselbst fest und sicher.

Auf diesem erhöhten Standpunkte wurde er von allen Masken gesehen und mußte abermals wegen seines feuerrothen Dominos allerlei Spöttereien entgegen nehmen.

Am meisten wurde er von Eau de Cologne aus einer Spritze überschüttet, während er auch mit Mehl und Puder beworfen wurde.

Einige Masken versuchten sogar, ihn von seinem Standpunkte herabzuziehen. Doch Römhild widerstand und war nicht zu bewegen, seinen Standpunkt zu verlassen.

Unstreitig hatte er einen besseren Platz als diejenigen, welche an den Seiten standen und hinten noch drängten.

Der Zug mußte dicht an ihm vorüber, und er konnte Alles genau beobachten bis auf den letzten Mann.

Als endlich der Spectakel vorüber war, trat er von seinem Standpunkte herab und wollte sich in das allgemeine Durcheinander, das dem Zuge folgte, mischen. Kaum aber hatte sein Fuß den Boden berührt, als sich ein voller Arm in den seinigen legte und eine ängstliche Stimme, bei deren Tone er sichtlich erbebte, ihm leise zuflüsterte: „Ich bitte Sie, Herr Römhild, führen Sie mich aus diesem entsetzlichen Getümmel!"

„Um des Himmelswillen, Fräulein Elsbeth, sind Sie hier?" rief Römhild und drückte den Arm des Domino fest an sich.

„Bitte, bitte, kommen Sie rasch; mir ist unwohl!" flehte Elsbeth, welche wirklich in diesen Domino gehüllt war.

„Mein Gott, ich — doch kommen Sie!" stotterte Römhild und brach sich nun gewaltsam Bahn durch die wogende Menge, um nach einem Seitengemache zu gelangen.

Endlich traten sie Beide in ein glücklicherweise noch unbesetztes Gemach.

Erschöpft sank Elsbeth auf einen Stuhl, während sich Römhild nach einer Wassercaraffe umsah.

Zu seiner Freude fand er eine solche auf einem Tischchen stehen; er schenkte sofort ein Glas ein, überreichte dasselbe dem bebenden Mädchen und versetzte: „Bitte, trinken Sie, Fräulein Elsbeth; es wird Ihnen wohlthun! Wollen Sie nicht die Larve entfernen?“

„Nein, nein, um Alles in der Welt nicht,“ stöhnte Elsbeth. „Es darf Niemand wissen, daß ich hier bin. Geben Sie; ich werde versuchen, zu trinken.“

Römhild überreichte ihr das Glas, und Elsbeth gelang es, einige tüchtige Züge zu thun.

„So, ich danke Ihnen herzlich.“

Mit den Worten gab sie das Glas wieder zurück.

„Aber ich bitte Sie, Fräulein Elsbeth, wie kommen Sie auf den Maskenball? Sind Sie allein?“ fragte nun Römhild.

„Nein, ich bin nicht allein; Rose hat mich begleitet. Wir sind aber jetzt in dem Trubel voneinander getrennt worden. Mein Gott, ich weiß nicht, wohin sie gerathen sein mag.“

„Und wie haben Sie mich erkannt?“ fragte Römhild.

„Ich wußte ja, daß Sie einen feuerrothen Domino gewählt hatten, und übrigens habe ich Sie ohne Maske gesehen.“

Wie ein Blitz durchzuckte Römhild die Erinnerung an jene Erlebnisse auf der Galerie. Mit einem Blicke erkannte er jetzt den weiblichen Domino, der in Gemeinschaft des männlichen die Scene in dem Cabinet so aufmerksam betrachtet hatte. Aber auch andere Gefühle regten sich in seinem Herzen. Er gedachte der geheimnißvollen Worte Werther's.

Er ergriff hastig die Hände der Jungfrau und versetzte in einem vor Aufregung zitternden Tone: „Sie sind wegen Paul Dornburg hierher gekommen? Und Sie haben jene Scene im Cabinet mit angesehen?“

Elsbeth preßte ihr Haupt in beide Hände, und ein leichtes Nicken bestätigte Römhild's Vermuthung.

Der junge Mann wußte gar nicht, wie ihm wurde. Er starrte Elsbeth mit funkelnden Augen an und fand einige Secunden keine Worte.

Elsbeth aber schluchzte leise.

„Ich bitte Sie, Fräulein Elsbeth, fassen Sie Muth. Wenn es Ihnen möglich ist, wollen wir den Saal verlassen," flüsterte Römhild.

„Nein, nein, noch nicht; ich bitte Sie, Herr Doctor Römhild, helfen Sie mir Rose suchen!" rief Elsbeth ängstlich.

„Ja, mein Gott, woran ist denn die Mamsell zu erkennen?"

„Sie trägt einen schwarzen Domino."

„Es giebt sehr viele schwarze Domino, und es scheint mir unmöglich, unter solchen Umständen die Mamsell auffinden zu können."

„Vielleicht erkennt mich Mamsell Rose an dieser gelben Schleife, die ich am linken Arme trage," erwiderte Elsbeth.

Diese Schleife wurde erst jetzt von Römhild bemerkt.

„Ah, das ist wohl ein besonderes Erkennungszeichen?" fragte er.

„Es wurde mir in dem Briefe gerathen, diese Schleife anzustecken."

„Wie, in einem Briefe?"

„Jawohl; ich habe von einem Unbekannten einen Brief erhalten, dessen Inhalt mich hierher berief."

„Und Sie folgten einer solchen Aufforderung?" fragte Römhild erstaunt.

„Es handelte sich um mein Lebensglück, Herr Römhild, und ich — ich — bin zur Erkenntniß gekommen. O, Herr Doctor, kann ich Ihnen vertrauen?" versetzte Elsbeth mit so innigem, flehendem Tone, daß Römhild, sich vergessend, in aufflammender Begeisterung die Hand des Mädchens ergriff und, sie mit beiden Händen sanft drückend, versetzte: „Ich bitte Sie flehentlich, verfügen Sie über mich. Ich stehe Ihnen mit Leib und Seele zu Diensten!"

Elsbeth erröthete schwach, zog ihre Hand sanft zurück und flüsterte: „Ich nehme Ihre Dienste an, Herr Doctor, und danke Ihnen!"

„Wo haben Sie Mamsell Rose verlassen?" fragte Römhild nach einer secundenlangen Pause, während welcher sein Auge mit dem Ausdrucke der zärtlichsten Liebe auf ihrem Gesichtchen ruhte, gleichsam als wollte er die verbergende Larve durchdringen.

„Dort am Eingange des Saales."

„Wie, Rose war nicht mit Ihnen auf der Galerie?"

„Nein; der unbekannte Warner empfing mich an der Thür und führte mich hinauf nach der Galerie.“

„Und Sie haben den Mann nicht erkannt?“

„Nein.“

„Das ist seltsam. Aber wo ist e r geblieben?“

„Die Maske brachte mich wieder herab und war plötzlich verschwunden. Ich befand mich dicht an dem Sockel, auf welchem Sie standen, konnte aber nicht eher an Sie herankommen. Mein Gott, wenn wir Rose finden möchten!“

Römhild hatte Verdacht geschöpft.

„Werther!“ klang es in seinem Innern, und immer heller wurde es vor seinen geistigen Augen. Neue Hoffnung beseelte den Jüngling.

„Nun, bitte, Fräulein Elsbeth, nehmen Sie meinen Arm und lassen Sie uns den Versuch, Mamsell Rose aufzufinden, beginnen.“

Elsbeth legte ihre Hand in den Arm Römhild's und hielt sich fest an seiner Seite.

So durchwanderten sie das bunte Gewühl längere Zeit und fanden doch nicht, was sie suchten.

„Es ist vergeblich, Fräulein Elsbeth, und ich möchte Ihnen rathen, nach Hause zu gehen; möglicherweise ist Mamsell Rose bereits voran und erwartet Sie daheim am Thore.“

„Sie haben Recht, Herr Doctor. Bitte, führen Sie mich nach Hause!“ flüsterte Elsbeth.

„Ich glaube, das ist das Beste. Sollte Mamsell Rose noch nicht da sein, so erwarte ich sie am Thore, um ihr Ihre Heimkehr mitzutheilen.“

„Ach, Sie sind so gut, Herr Doctor. Wie soll ich Ihnen diese Großmuth jemals danken?“ hauchte Elsbeth.

„Aber ich bitte Sie, Fräulein Elsbeth, von Dank kann gar nicht die Rede sein. Ich erfülle nur die Pflicht jedes rechtschaffenen Mannes einer schutzlosen Dame gegenüber. Ich wünschte, es läge in meiner Macht, Sie recht glücklich machen zu können.“

Bei den letzten Worten ergriff er die Hand Elsbeth's, welche an seinem Arme hing, und preßte sie an seine Brust.

„Mein Glück hat sich in das höchste Unglück verwandelt; ich bin namenlos elend,“ hauchte Elsbeth.

„Verzagen Sie nicht, Fräulein Elsbeth; wer weiß, wozu Alles gut ist! Jedenfalls giebt es Personen, die sich für Sie interessiren und Ihnen wohlwollen.“

Elsbeth schwieg; denn sie schritten jetzt durch den Corridor nach dem Ausgange des Gebäudes.

Glücklicherweise konnte Römhild sofort einen Wagen erlangen, und in wenigen Secunden fuhren sie zusammen nach Hause.

„Werden Sie mich morgen besuchen, Herr Römhild?“ unterbrach Elsbeth das Schweigen.

„Gewiß, Fräulein Elsbeth, wenn Sie es wünschen,“ fiel Römhild rasch ein.

„Ich möchte gern mit Ihnen sprechen. Sie haben ein Recht auf mein volles Vertrauen; denn Ihre heutige Hilfe kam zur Zeit der größten Noth. Aber ich bedarf auch in der nächsten Zukunft Ihrer Hilfe, Herr Römhild. Werden Sie mir diese gewähren?“

„Ich habe Ihnen bereits erklärt, Fräulein Elsbeth, daß Sie über mich nach Belieben verfügen können. Mein sehnlichster Wunsch geht dahin, Ihnen das Glück wieder zu geben, daß —“

„Bitte, Herr Römhild, es war nur ein Scheinglück, das ich verloren,“ unterbrach ihn Elsbeth rasch. „Ich danke dem Himmel, daß ich zur Erkenntniß gekommen. Ich darf also auf Sie rechnen?“

„In jedem Falle, Fräulein Elsbeth. Mein Leben gehört Ihnen.“

Elsbeth schwieg und drückte sich in die Ecke des Wagens.

Die Luft war schneidend kalt, und die leichte Kleidung schützte wenig, so daß Römhild gewahr wurde, wie Elsbeth vor Frost zu zittern begann.

Rasch nahm er seinen Mantel ab und versetzte: „Bitte, nehmen Sie meinen Mantel, Fräulein Elsbeth; Sie können sich sonst eine Erkältung zuziehen!“

Schweigend ließ sich Elsbeth den Mantel umhängen.

Plötzlich hielt der Wagen.

Elsbeth schaute aus dem Fenster.

„Wir sind ja noch nicht daheim,“ sagte sie.

„Ich habe dem Kutscher befohlen, hier zu halten, um bei Ihnen kein Aufsehen zu erregen. Wir haben nur noch einige Schritte zu gehen,“ ver-

setzte Römhild und sprang aus dem Wagen, um Elsbeth beim Aussteigen behilflich zu sein.

Es war ein schneidender Ostwind, und sie mußten demselben gerade entgegen gehen.

Elsbeth schmiegte sich enger an ihren Führer an, und Römhild erbebte von Neuem von der Berührung des so innig geliebten Mädchens.

Jetzt standen sie am Thore.

Glücklicherweise hatte Elsbeth den Schlüssel, und Römhild konnte öffnen, ohne den Portier rufen zu müssen.

Mamsell Rose war noch nicht zurück.

„Mein Gott, es wird ihr doch kein Unfall zugestoßen sein!“ flüsterte Elsbeth ängstlich.

„Nein, nein, das dürfen wir wohl nicht befürchten. Doch ich bitte Sie, Fräulein Elsbeth, gehen Sie ins Haus; ich erwarte Mamsell Rose hier am Thore.“

„Aber Sie werden mich —“

„Sorgen Sie nicht um mich,“ fiel Römhild ein und öffnete die Hausthür.

„Nochmals meinen innigsten Dank, Herr Römhild, und morgen früh darf ich wohl hoffen —“

„Schlafen Sie wohl, Fräulein Elsbeth; morgen früh zehn Uhr stehe ich Ihnen zu Diensten,“ fiel Römhild ein.

Elsbeth reichte ihm ihre Hand zum Abschiede.

Römhild drückte einen innigen Kuß auf dieselbe.

Die Thür schloß sich wieder, und der junge Mann stand allein.

„Himmel, ist es denn wahr oder nur ein vergänglicher Traum? Elsbeth saß an meiner Seite — rief mich um Schutz an — erwählte mich zu ihrem Vertrauten, und morgen — o mein Gott, was soll ich denken! Ja, ja, die Nacht war verhängnißvoll! Zwar weiß ich die unsichtbare Hand zu finden, welche die Fäden lenkte und knüpfte; aber mir ist so wunderbar, so überraschend, so selig ums Herz, daß ich Alles für ein Geschenk des Himmels annehmen möchte. Er muß einen besonderen Zweck verfolgen, daß — er mir von Neuem diese Hoffnung ins Herz pflanzt.

O, Elsbeth, Elsbeth, könnte ich Dir Ersatz sein für das, was Du heute verloren hast!"

Kaum hatte Römhild diesen Monolog beendet, als er eine dunkle Gestalt durch das noch geöffnete Thor erblickte.

Rasch schritt er auf dieselbe los.

Diese aber fuhr erschrocken zurück und stieß einen Ruf der Angst aus.

„Fürchten Sie nichts, Mamsell Rose; Fräulein Elsbeth ist bereits zu Hause und befindet sich gegenwärtig gewiß in ihrem Zimmer," begann Römhild, näher tretend.

„O mein Gott, Sie sind es, Herr Doctor? Sie haben Fräulein Elsbeth —"

„Ja, ja, gehen Sie nur; es ist kalt."

„Nein, nein, hören Sie mich! Kam der Brief von ihm? Und was ist geschehen? Warum hat man mich nicht benachrichtigt?" fragte Mamsell Rose.

„Ich weiß heute nichts und kann Ihnen keine Auskunft geben — vielleicht morgen," versetzte Römhild, und mit einem Nachtgruße entfernte er sich.

Kopfschüttelnd und mit einem unverständlichen Gemurmel trat Mamsell Rose ins Haus. —

Paul Dornburg war in der heitersten Laune.

Als er sich aber nach dem Umzuge nach Doctor Werther umsah, den er in dem schwarzen Domino — dem Begleiter der Tänzerin Therese — vermuthete, fand er das Paar nicht mehr.

Auch die Anderen wußten nicht, wohin sie gekommen.

„Das ist ganz prächtig, daß die Beiden fort sind. Der Alte hat dagesessen wie ein Brummbär, und Therese hatte weiter nichts als Sticheleien — gut, daß sie fort sind," lachte die Atout auf.

Während dieser Zeit führte der große schwarze Domino, welcher Römhild nach der Galerie gerufen, die Tänzerin zu einem Wagen und versetzte: „Haben Sie Dank, Fräulein; es ist Alles ganz vortrefflich gelungen."

„Gute Nacht, Herr Capitain. Sehen Sie nur, daß Fritz, Dornburg's Diener, unbemerkt nach Hause kommt."

„Ist schon geschehen. Gute Nacht!"

Der Wagen fuhr ab, und der Domino trat wieder zurück in den Ballsaal, um aber sofort in einem Seitencabinet zu verschwinden. Hier warf er ächzend seine Larve auf den Tisch und trocknete sich den Schweiß von seiner Stirn, indem er flüsterte: „Das war eine harte Arbeit!"

Wir erkennen in ihm Capitain Bonnard. Derselbe warf sich auf einen Stuhl und rief einem vorübergehenden Kellner zu, ihm eine Flasche Wein zu bringen.

„Ich muß Römhild erst nach Hause lassen," flüsterte er lächelnd vor sich hin. „Ja, die Sache hätte wohl einfacher gemacht werden können; aber man hat wieder gesehen, wie alles Mystische geeignet ist, größere Eindrücke hervorzubringen. Römhild weiß wohl, daß Werther den Maskenball zu einer Entscheidung bestimmt hatte, und doch — doch war er überrascht. Das arme Kind aber thut mir leid. Wie sie bebte und zitterte!"

Erst als er die Flasche ausgetrunken hatte, verließ er den Maskenball.

Paul Dornburg aber war einer der Letzten, welche die Räume des prächtigen Vergnügungslocales verließen. Er hatte sich nach seiner eigenen Versicherung „köstlich amüsirt".

Sechzehntes Capitel.

Die Entsagung.

Doctor Werther befand sich am Abende des Maskenballes, als er Römhild verlassen, im Zimmer der Gräfin Helene. Comtesse Cäcilie war bereits zur Ruhe gegangen.

Die beiden Gatten führten zuerst ein gleichgiltiges Tagesgespräch. Werther aber schien sehr zerstreut zu sein, denn die Gräfin mußte zuweilen eine Frage wiederholen, ehe sie von Werther beantwortet wurde.

„Alfred, wäre es nicht besser, Du gönntest Dir heute Nacht Ruhe?" begann plötzlich die Gräfin, indem sie ihren Arm zärtlich um den Nacken des Mannes schlang.

„Wo denkst Du hin, Helene? Wie könnte ich Ruhe finden, wenn solch' wichtige Dinge auf dem Spiele stehen!" erwiderte der Doctor. „Nein, nein, ich muß wach bleiben, um Bonnard zu erwarten."

„Warum aber hast Du diesen Weg gewählt, Alfred?" fragte die Gräfin.

„Es war kein anderer besser, mein Kind. Hier, lies diesen Zettel!"

Mit den Worten überreichte der Doctor seiner Gemahlin einen kleinen Zettel, auf welchem die Worte standen: „Der Rector Raimund hat soeben einen Brief an Herrn Mühlberg gesendet, den ich glücklicherweise aufgefangen habe. Als ich denselben öffnete, sah ich zu meinem Entsetzen, daß der Mensch Sie bei Mühlberg verrathen wollte, indem er ihm Ihr Geheimniß enthüllte. Hüten Sie sich, Herr Doctor! Wenn nur der Maskenball

vorüber wäre! Ich habe große Furcht. Gut, daß Herr Mühlberg verreist ist. Rose."

„Kann Dir denn Mühlberg noch schädlich werden?" fragte die Gräfin.

„Er glaubt es vielleicht, wie es der Rector zu glauben scheint. Doch die Amnestie hat auch mich mit eingeschlossen; ich bin frei. Aber wenn er mich erkennt, so kann ich nicht so wirken wie ich will."

„Du glaubst wirklich, daß Mühlberg geflohen ist, um dem Gesetze zu entfliehen?" fragte die Gräfin.

„Ganz gewiß, meine Theuere, denn sein Ruin ist schon längst geschehen; nur die falschen Bücher haben den Fall versteckt gehalten."

„Du weißt auch, wohin er geflohen ist?"

„Nicht ganz bestimmt; aber morgen kann ich bereits Nachricht darüber erhalten."

„Und der Ausbruch des Bankerotts steht nahe bevor?"

„Der Tag hängt von meinem Willen ab."

„Und Du wirst es geschehen lassen?"

„Gewiß," versetzte der Doctor.

Nach einer kleinen Pause begann die Gräfin: „Ich verspreche mir großen Vortheil für Cäcilie; sie werden hoffentlich gute Freundinnen werden."

„Das hoffe ich zuversichtlich, mein Kind."

„Und wir werden Beide recht glücklich sein," hauchte die Gräfin und lehnte ihr Haupt an seine Schulter.

„Und in unserm Glücke das Glück der Nebenmenschen nicht vergessen," erwiderte lächelnd der Doctor.

„Du bist gut, mein Alfred."

„Und Du noch besser, meine Helene."

„Nein, nein, Du hast mich erst auf den rechten Weg gebracht, mein Freund."

„Nun, lassen wir das, mein Kind; das Bewußtsein, zum Wohle seiner Mitmenschen gelebt zu haben, ist wohl bei uns Beiden der Hebel, der uns treibt, in dieser Weise zu wirken und zu schaffen, so lange es noch Tag ist; denn es kommt die Nacht, wo Niemand wirken kann."

Nach den Worten küßte er seine Gattin auf die Stirn und erhob sich, um sich in sein Zimmer zurückzuziehen.

„Noch eine Frage, mein Alfred,“ flüsterte die Gräfin.

„Nun, so frage nur!“ lächelte der Doctor.

„Gehen wir wieder nach Frankreich zurück?“

„Du sehnst Dich nach Deinem Heim, nicht wahr?“ fragte der Doctor zärtlich.

„Du hast es errathen, Alfred; um der Kinder willen,“ setzte sie rasch hinzu.

„Ja, ja, mein Herz, wir reisen, sobald es Dir beliebt,“ erwiderte der Doctor.

„Und Du denkst Doctor Römhild für uns zu gewinnen, daß er uns folgt?“

„Der Magnet geht mit uns, der ihn leitet und anzieht.“

„Hm, wagst Du nicht zu viel?“

„Ich kenne Elsbeth.“

„Nein, nein, Alfred, Du verstehst mich jetzt nicht,“ versetzte die Gräfin einigermaßen verlegen und blickte schüchtern nach dem Doctor auf.

„Ich verstehe Dich nicht? Nun, was meinst Du denn?“ fragte dieser.

„Bedenke, daß Elsbeth nicht allein ist. Cäcilie wird ihre tägliche Gesellschafterin. Zwei junge, liebenswürdige Mädchenherzen im Umgange —“

„Ah — ich verstehe!“ fiel Werther ein.

„Nun, ist meine Furcht nicht begründet?“ fragte rasch die Gräfin.

„Helene, fürchtest Du für Römhild oder für Cäcilie?“ versetzte in ernstem Tone der Doctor.

„Offen gestanden, für Beide,“ war die Antwort.

„Römhild liebt Elsbeth innig und wahr —“

„Wenn er aber seine Liebe nicht erwidert finden wird, so kann es wohl leicht geschehen, daß er für Cäcilie nicht unempfindlich bleibt, zumal ich bemerkt zu haben glaube, daß Cäcilie —“

Hier stockte die Gräfin vor dem finsteren Blicke des Doctors.

„Nun, fahre nur fort! Was hast Du bemerkt?“ rief dieser.

„Ich vermuthe ja nur,“ fuhr die Gräfin fort. „Römhild ist eine hübsche, männliche Erscheinung; sein Geist und sein Talent machen ihn zu einem gefährlichen Lehrer für junge Mädchen.“

„Du hast also keinen bestimmten Anhalt, zu glauben, Römhild habe

einen tieferen Eindruck auf die Comtesse Cäcilie gemacht?" fragte Werther mit bebender Stimme und betonte das Wort Comtesse stärker als die anderen Worte.

„Eine Gewißheit darüber habe ich nicht," erwiderte die Gräfin zögernd.

Der Doctor athmete auf und erwiderte wieder mit freundlicher Stimme: „Nun, so hast Du nichts zu fürchten. Die Comtesse ist nicht eine von den Naturen, bei welchen die Liebe sich nach und nach ins Herz schleicht. Sie ist die Tochter meiner Helene und jedenfalls auch in dieser Hinsicht ihr Ebenbild; die Liebe wird über sie hereinbrechen wie ein Blitz mit einem Male, beim ersten Anblicke des Erkorenen."

„So stehe uns der Himmel bei!" hauchte die Gräfin.

Werther aber legte seinen Arm um ihre Taille, zog die Gattin an sein Herz und flüsterte: „War es bei Dir nicht auch so, mein Kind? Und hast Du einen Fehlgriff gethan?"

„Ach, Alfred, es giebt nicht viel solche Männer!" flüsterte die Gattin zärtlich.

„Du warst von Vielen umschwärmt, und Dein Herz blieb kalt; als aber der Rechte kam, da —"

„Ja, ja, mein Alfred, Du hast Recht. Wir wollen dies der Vorsehung anheim stellen," fiel die Gräfin ein.

Der Doctor umarmte nochmals seine Gattin und zog sich dann wieder in sein Zimmer zurück.

Er hörte die Rückkehr Römhild's, ließ ihn aber ungestört sein Zimmer aufsuchen.

Nach einiger Zeit erschien Bonnard bei dem Doctor, der nachdenklich auf dem Sopha saß und in die Flamme der Kerze starrte, die auf dem Tische stand und nur matt das Gemach erleuchtete.

Werther sprang erregt auf.

„Nun, Freund, wie ist es gegangen?" fragte er hastig.

„Alles ganz vortrefflich," war die Antwort Bonnard's, während er sich des schwarzen Domino's entledigte.

„Man hat also meine Abwesenheit nicht bemerkt?"

„Ganz und gar nicht; der Bursche hatte gut begriffen, und die Ausführung war untadelhaft," erwiderte Bonnard und setzte sich neben Werther.

„Und wie machte sich Dornburg?“ fragte dieser.

„Wie Du vorausgesehen hast, Werther. Der Champagner und die Weiber hatten ihn in vollständigen Besitz genommen.“

„Ah, sprach er von Elsbeth?“

„Er weniger, aber die Atout nannte sie höhnischerweise die Marmorbraut.“

„Arme Elsbeth!“ seufzte der Doctor. Dann fuhr er fort: „Und Römhild?“

„War der Ritter Elsbeth's. Er hat sie sogar nach Hause begleitet.“

„Wie, nach Hause begleitet? Wo war denn Rose?“

„Die Alte war verdrängt worden, als ich Elsbeth wieder zurück brachte, um sie Römhild zuzuführen. Der Zufall war uns sehr günstig.“

„Er wird jedenfalls morgen mit verschiedenen Fragen kommen, und doch möchte ich vorher gern wissen, wie Elsbeth die Sache aufgenommen hat,“ versetzte der Doctor.

„Das arme Kind hat einen sehr empfindlichen Schlag erlitten; sie bebte und zitterte am ganzen Körper während der erbärmlichen Scene in der Loge.“

„So war Dornburg wirklich verachtungswerth?“

„Er benahm sich wie ein echter Wüstling.“

Nach einer weiteren leisen Unterredung trennten sich endlich die treuen Bundesgenossen und suchten die Ruhe auf.

Doctor Werther war so erfüllt von dem heutigen Abenteuer, daß der Schlaf von seinem Lager wich und er nur zeitweise seine Augen zum leichten Schlummer schloß, um bald wieder emporzuschrecken.

Der Maskenball mit seinen Folgen stand fortwährend vor seiner Seele.

Am Morgen berieth sich noch Römhild, ob er dem Doctor Werther sein Abenteuer wahrheitsgetreu mittheilen sollte, als Werther zu ihm ins Gemach trat.

„Ei, ei, mein junger Freund, Sie sehen ein wenig übernächtig aus,“ versetzte Werther nach der ersten Begrüßung. „Sind Sie spät nach Hause gekommen?“

„Spät kann man meine Heimkehr wohl nicht nennen, Herr Doctor;

denn ich habe noch vor der Demaskirung den Saal verlassen," erwiderte Römhild.

„Ah, das ist allerdings sehr früh. So hat Ihnen der Trubel nicht gefallen?"

„Sie wissen ja, Herr Doctor, daß ich eigentlich nur Ihnen zu Gefallen an dem Balle Theil genommen habe," lächelte Römhild.

„Mir und Elsbeth zu Liebe, wollen Sie sagen," antwortete Werther mit einem eben so schelmischen Lächeln.

Römhild erbebte.

„Sind Sie Fräulein Elsbeth begegnet?" fuhr Werther ruhig fort.

„Ich bin Fräulein Elsbeth begegnet, wie es von Ihnen ja voraus angeordnet worden war," erwiderte Römhild in ernstem Tone.

„Und haben Sie mir keine Nachricht zu geben?" fragte Werther, ohne auf die Bemerkung Römhild's Gewicht zu legen.

„Fräulein Elsbeth hat mich ersucht, sie heute zu besuchen, um mir über eine geheimnißvolle Sache nähere Mittheilung zu machen."

„Ei, ei, so hätten Sie sich ja in einem Abende zum Vertrauten des Fräuleins empor geschwungen!" lächelte Werther.

Doctor Römhild aber schaute noch immer ernst seinem Freunde und Gönner entgegen und erwiderte: „Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß dies Ihr Werk ist und daß Sie die Ereignisse der vergangenen Nacht geleitet haben; nun aber bitte ich Sie, mir endlich offen und ehrlich zu erklären, welche Absicht Sie hinsichtlich Mühlberg's und des Fräuleins, sowie auch mit meiner Person hegen."

„Mein lieber, junger Freund, nicht so stürmisch. Die Sache muß ihren Gang gehen, und ich denke, wir stehen schon an der Schwelle der Thür, durch die wir zum besseren Schauen kommen werden. Gehen Sie ruhig zu Mühlberg oder vielmehr zu Fräulein Elsbeth Mühlberg, nehmen Sie das Vertrauen der jungen Dame entgegen und stehen Sie ihr treulich als aufrichtiger Freund zur Seite; sie bedarf Ihrer Hilfe."

„Sie wissen bereits, daß Fräulein Elsbeth meiner Hilfe bedarf und senden mich direct —"

„Hören Sie endlich auf, zu fragen; gehen, hören, sehen und vertrauen

Sie! Nehmen Sie sich an Elsbeth ein Beispiel," unterbrach Werther den jungen Mann.

„Ha, Sie sind jedenfalls jener unbekannte —"

„Ja, ja, jene unbekannte Macht oder unsichtbare Loge oder sonst irgend etwas Unnatürliches," fiel abermals Werther ein und drängte Römhild sanft nach der Thür, indem er lächelnd fortfuhr: „Doch nun ist's genug; gehen Sie zu Elsbeth; ich werde Sie bei der Comtesse entschuldigen, und wenn Sie zurück sind, hoffe ich Sie wieder bei mir zu sehen."

Römhild kam sich wie ein Gefangener vor; er unterlag dem Willen dieses Mannes und mußte gehorchen, obgleich er sich darüber ärgerte. —

Fräulein Elsbeth erschien am Morgen nach dem Balle ruhig und gefaßt im Familienzimmer, woselbst sie von Mamsell Rose mit großer Unruhe erwartet wurde.

Die alte treue Seele hatte noch keine Gelegenheit gefunden, wegen gestern Abend mit Elsbeth sprechen zu können, da vergangene Nacht Elsbeth ihr den Eintritt in ihr Schlafgemach verweigert hatte. Ihre Unruhe steigerte sich zur peinlichen Angst.

Wie überrascht war sie deshalb, als Elsbeth ruhig und freundlich wie immer ins Gemach trat und der alten Dienerin die Hand zum herzlichen Morgengruße bot.

„Verzeihen Sie, Fräulein Elsbeth; ich habe Todesangst ausgestanden, als ich Sie nicht mehr fand; aber ich kann wahrhaftig nichts dafür; ich wurde mit Gewalt von dem Gedränge mit fortgezogen. Mein Gott, wie sind Sie denn zu dem Doctor Römhild gekommen?" versetzte Mamsell Rose.

„Auf die natürlichste Weise. Ich erkannte den Doctor und bat ihn um seinen Schutz," erwiderte Elsbeth.

Mamsell Rose schwieg ein Weilchen. Aber auch Fräulein Elsbeth war nicht aufgelegt, zu sprechen.

Endlich begann Rose: „Haben Sie Herrn Dornburg gesehen?"

Elsbeth fuhr erschrocken auf.

„Ja, ja, ich habe ihn gesehen," stöhnte sie und preßte ihre Hand aufs Herz.

„O, o, und was sagte er?" fragte die Mamsell.

Elsbeth starrte der Alten ins ängstliche Gesicht.

„Du bist wo'l nicht klug, Rose!“ versetzte sie. „Ich habe Paul Dornburg nicht gesprochen und werde — ihn wohl auch nie wieder sprechen.“

„Aber, Elsbeth —“

„Laß mich, Rose, frage mich nicht; ich kann Dir nicht antworten. Wenn Herr Doctor Römhild kommt, so führe ihn bald zu mir; vorläufig möchte ich ungestört bleiben, da ich einige Briefe zu schreiben habe.“

Mit den Worten erhob sich Fräulein Elsbeth und ging wieder zurück in ihr Zimmer.

Dort saß sie noch einige Zeit in tiefen Gedanken versunken, bis sie plötzlich entschlossen aufsprang und sich an den Schreibtisch setzte.

Das Köpfchen auf die Hand gestützt, blieb sie, in tiefem Nachsinnen versunken, noch einige Minuten sitzen. Dann aber griff sie hastig nach Feder und Papier und begann zu schreiben.

Der Brief war vollendet.

Nachdem sie den Inhalt noch einmal durchgelesen, brach sie denselben zusammen und verschloß ihn in ein Couvert.

Das Couvert erhielt die Adresse Paul Dornburg's.

„So,“ flüsterte sie, „es ist vorüber,“ und legte den Brief auf die Seite. Dann nahm sie abermals ein Blatt Papier und schrieb einige Zeilen auf dasselbe.

Kaum war sie damit fertig geworden, so schlug die Uhr zehn.

Hastig sprang sie von ihrem Sitze auf, preßte die linke Hand aufs Herz und starrte erwartungsvoll nach der Thür des Zimmers.

Nichts rührte sich, und Elsbeth ließ sich wieder am Schreibtische nieder, um nochmals durchzulesen, was sie zuletzt geschrieben hatte.

„Der Doctor hat Recht, wenn er sich wundert, daß ich der Einladung gefolgt bin; aber wenn er von derselben Kenntniß genommen haben wird, so wird er gewiß begreifen, warum ich den Wunsch des Unbekannten erfüllt habe. Das Resultat giebt ja Zeugniß, daß es keine leeren Worte waren, die der Unbekannte an mich gerichtet hat.“

Mit den Worten zog sie aus ihrer Kleidung einen Brief.

Es ist derselbe, den sie in Gegenwart Anna's erhalten hatte.

Mit wehmüthiger Miene durchlas sie nochmals den Inhalt.

Dann stützte sie abermals den Kopf in beide Hände, und ihre Lippen

flüsterten leise: „Mutter, geliebte Mutter! Dein Name machte mich willig, dem Warner zu gehorchen. O, warum mußtest Du mir so früh entrissen werden? Und warum wird mir jede nähere Auskunft über Dich so hartnäckig von dem Vater und von Rose verweigert? Welches traurige Verhängniß ruht über Dir?"

Da klopfte es leise an der Thür.

Elsbeth erschrak so sehr, daß sie kaum das Wort „Herein!" aussprechen konnte.

Ihre Augen wendeten sich mit demselben Ausdrucke nach der Thür, welche sich jetzt öffnete, und sie erkannte Doctor Römhild, der mit einem herzlichen Gruße ins Zimmer trat.

„Ich bin Ihrem Rufe gefolgt, Fräulein Elsbeth, und stelle mich Ihnen zur Disposition," begann er.

Die Jungfrau hatte sich gefaßt, trat ihm entgegen und reichte ihm ihre Hand zum Gruße, indem sie erwiderte:

„Ich danke Ihnen, Herr Doctor, und bitte Sie, mir einige Minuten Ihre Zeit zu opfern. Das Schicksal hat es so gefügt, daß wir uns auf jene geheimnißvolle Weise näher getreten, und Ihr edles Benehmen berechtigt mich, Ihnen mein vollstes Vertrauen in einer höchst delicaten Angelegenheit zu schenken. Ich weiß, daß ich dieses Vertrauen einem Ehrenmanne gebe, und bin auch der festesten Zuversicht, daß Sie nur allein in der Lage sind, mein Vertrauen zu rechtfertigen, und mir Ihren ferneren Beistand gewähren können."

„Seien Sie überzeugt, mein verehrtes Fräulein, daß kein Unwürdiger Ihr Vertrauen empfängt. Alles, was in meinen Kräften steht, soll geschehen, um Ihnen einigermaßen nützlich zu werden," erwiderte Römhild und nahm auf die Einladung Elsbeth's ihr gegenüber auf einem Stuhle Platz.

„Ich darf Ihnen wohl nicht erst sagen, wie das Verhältniß zwischen Herrn Dornburg und mir entstanden ist," begann Fräulein Elsbeth, indem sie verlegen die Augen zu Boden schlug, mit bebender Stimme. „Das aber will ich Ihnen gestehen, daß meine Liebe zu Paul eine aufrichtige und innige war und daß ich nie den leisesten Zweifel an seiner Aufrichtigkeit gehabt habe, trotzdem mir von verschiedenen Seiten schon Dinge mitgetheilt worden waren, die Paul Dornburg nicht zum Vortheile gereichten.

Doch ich hielt diese Mittheilungen für Verleumdung und glaubte den Worten meines Verlobten. Selbst als seine Schwester Anna mir unter Anderem die politische Verirrung ihres Bruders mittheilte und mich bat, ihn von diesem Wege abzubringen zu versuchen, hatte ich Entschuldigungen für Paul und die feste Hoffnung im Herzen, daß er wohl zur Erkenntniß kommen und die Verbindung mit jenen Leuten aufgeben würde. Doch das war ja immer noch nicht schlecht von Paul; was ich aber in der vergangenen Nacht mit eigenen Augen gesehen, das allerdings hat mir gesagt, daß der Mann meiner Liebe ein Unwürdiger ist. O mein Gott, es war eine entsetzliche Minute, in der ich zu dieser Erkenntniß kam; aber der Kampf war kurz, und ich bin entschlossen, ihm zu entsagen! Niemals würde ich einem Manne die Hand reichen, der so charakterlos sein kann, seine Liebe auf solche Weise zu entwürdigen, wie es Paul vergangene Nacht gethan. Was mir nicht möglich schien, steht nun als traurige Thatsache vor meiner Seele. Der Traum meines Lebens ist vorüber."

Elsbeth senkte den Blick zu Boden, und ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust.

Römhild betrachtete das gekränkte Mädchen einige Secunden mit einem sehr gemischten Gefühle.

War es Schmerz und Mitleid, das er über die Trauer und über die Schmach, welche ihr zugefügt war, empfand, so drängte sich aber auch dazwischen ein Gefühl des Behagens und der geheimen Freude und Hoffnung.

„Mein Fräulein, daß Sie von meiner innigsten Theilnahme überzeugt sind, lehrt mich Ihr Vertrauen, und ich bitte Sie, mir gütigst mittheilen zu wollen, auf welche Weise Sie in den Besitz jenes Briefes, der Sie auf den Maskenball gerufen, gekommen sind."

„Das sollen Sie sofort erfahren, Herr Doctor."

Mit den Worten erhob sich das Mädchen, trat an den Schreibtisch, ergriff den Brief, den sie vor Eintritt Römhild's noch einmal durchgesehen hatte, und überreichte denselben Römhild mit den Worten:

„Dieser Brief wurde Mamsell Rose von einem unbekannten Manne mit den Worten übergeben, daß sie denselben schleunigst an mich zu befördern habe, indem er von Paul Dornburg geschickt sei. Ich nahm natürlich ohne Bedenken denselben an und mußte alle Kraft zusammen

nehmen, um mich nicht zu verrathen, als ich den wunderbar geheimnißvollen und so furchtbar erschütternden Inhalt desselben las. Bitte, nehmen Sie gefälligst Kenntniß von dem Schreiben!"

Römhild öffnete das zusammengebrochene Papier und schaute zuerst forschend auf die Schriftzüge.

Er hatte ja bereits Verdacht auf Doctor Werther geworfen und wollte an der Schrift erkennen, ob es dessen Handschrift sei.

Das war aber nicht der Fall.

Die Schriftzüge waren ihm vollständig unbekannt. Nur so viel sah er, daß sie von einer Männerhand geschrieben waren.

Er schüttelte mit dem Haupte und murmelte leise vor sich hin: „Ganz unbekannte Handschrift!"

„Wie, hatten Sie eine Vermuthung?" fragte plötzlich Elsbeth.

„O nein, nein," stotterte Römhild; „wie hätte ich eine Vermuthung haben können?"

Elsbeth blickte forschend in die Augen des jungen Mannes.

Der Gedanke, daß er einen gewissen Verdacht empfunden hatte, war ihr ganz plötzlich gekommen.

Doch Römhild senkte den Blick auf die Schriftzüge und begann den Inhalt des Briefes laut zu lesen:

„Mein Fräulein, wenn ich Ihnen eine schmerzliche Nachricht mittheilen muß, so geschieht solches in der gewissen Zuversicht, daß die Mittheilung für Sie von hoher Wichtigkeit ist und eine Entscheidung über das Wohl und Glück Ihres Lebens herbeiführen werde. Sie soll Sie nicht von einer Thatsache in Kenntniß setzen, sondern Sie selbst, mein Fräulein, mögen sich von der Wahrheit dieser Warnung überzeugen. Ihr Verlobter, Paul Dornburg, ist Ihrer Liebe unwürdig. Ich bitte Sie flehentlich, besuchen Sie morgen den Maskenball; dort werden Sie die Bestätigung meiner Mittheilung erfahren. Haben Sie keine Furcht; Sie werden sicher geleitet und beschützt werden. Nur bitte ich Sie, eine gelbe Schleife um Ihren Arm zu binden, um am Eingange des Saales von dem Führer, der Sie — in einen schwarzen Domino gehüllt — erwartet, erkannt zu werden. Der Mann wird Sie dorthin führen, wo Sie unbemerkt die Unwürdigkeit Ihres Verlobten schauen werden. Wenn Sie unentschlossen

sein sollten, so denken Sie, die Warnung, die Ihnen hier zugeht, komme im Namen Ihrer verstorbenen guten Mutter, und ich beschwöre Sie nochmals, leisten Sie ihr Folge."

Bereits während des Lesens hatte sich bei Römhild die Gewißheit entwickelt, daß dieser Brief von keinem Anderen, als von Werther ausgegangen sei.

Doch er verschwieg der ängstlich auf Antwort harrenden Elsbeth seine Vermuthung und versetzte: „Sie haben auch nicht die leiseste Ahnung, von wem dieser Brief ausgegangen sein könnte?"

„Ei bewahre; es ist mir ein vollständiges Geheimniß. Sie sprachen bereits gestern Ihre Verwunderung aus, daß ich dieser Einladung gefolgt bin. Doch ich muß Ihnen gestehen, der Inhalt des Briefes hat auf mich einen solchen Eindruck gemacht, daß ich unter allen Umständen auf den Maskenball gegangen wäre. Es ist mir, als ob die Stimme meiner Mutter aus ihrem Grabe zu mir gesprochen hätte."

„Es ist wahr, es liegt ein Ton in dem Briefe, der wohl geeignet ist, Sympathieen für den unbekannten Warner zu erwecken, und wenn derselbe Ihre Mutter erwähnt, so möchte ich fast die Vermuthung aussprechen, daß derselbe nicht unbekannt mit der Seligen gewesen ist."

„O mein Gott, meinen Sie wirklich?" fragte Elsbeth hastig. „Sollte der Mann Näheres über das Verhängniß meiner Mutter wissen?"

„Die Vermuthung liegt ziemlich nahe, mein Fräulein," war die Antwort Römhild's.

„Mein Gott, so will ich alles Mögliche thun, um den unbekannten Warner aufzufinden. Nicht wahr, Herr Doctor, Sie werden mir dabei behilflich sein? O, wenn Sie wüßten, mit welchem Schmerze ich schon gerungen habe, welche Qual ich ausgestanden, daß ich niemals etwas von meiner Mutter erfahren kann, so würden Sie ermessen, welche Sehnsucht mein Herz erfüllt, diesem Manne näher treten zu können!"

„Ich verstehe Sie wohl, Fräulein Elsbeth; aber es wird schwierig sein, diesen Warner zu entdecken."

„O nein, nein, ich glaube das Gegentheil, Herr Doctor. Sehen Sie, daß er Interesse an mir nimmt, beweist ja die Warnung. Wenn er hört, wie sehr sich mein Herz nach ihm sehnt und welches Glück er mir bereiten

könnte, wenn er mit mir von meiner Mutter sprechen würde, so würde er nicht länger zögern, meinen Wunsch, mit ihm näher bekannt zu werden, zu erfüllen.“

Römhild schwieg einige Secunden und versetzte dann mit ernster Stimme: „Daß es der Unbekannte wohl mit Ihnen meint, glaube ich auch; aber wer weiß, ob es ihm die vorliegenden Verhältnisse gestatten, sich Ihnen zu nähern!“

„Vorliegende Verhältnisse?“ fragte Elsbeth. „Was soll ihn abhalten, mir von meiner Mutter zu erzählen?“

„Bedenken Sie, Fräulein Elsbeth, die Verschwiegenheit Ihres Vaters und selbst Rose's in diesem Punkte. Wenn der unbekannte Warner beabsichtigte, sich Ihnen zu nähern, so würde er wohl bereits persönlich hier erschienen sein. Es müssen also Verhältnisse vorliegen, die ihn zwingen, unbekannt vor Ihrem Herrn Vater zu bleiben.“

Elsbeth wurde leichenblaß.

„Unbekannt vor meinem Vater?“ murmelte sie.

Auch Römhild wurde ein wenig verlegen.

Er merkte, daß er wohl zu weit gegangen war, und erwiderte: „Es ist meine ganz unmaßgebliche Meinung, und ich bitte Sie, nicht überzeugt sein zu wollen, daß es wirklich so sein muß. Ich kann mich ja täuschen. Doch auf welche Weise gedenken Sie den Mann aufzufinden?“

„Sehen Sie, Herr Doctor, auch das ist bereits von mir bedacht worden. Bitte, lesen Sie diesen Zettel!“

Mit den Worten schritt sie wieder zurück an den Schreibtisch und holte den Zettel, den sie zuletzt geschrieben hatte.

Römhild las:

„‚Der unbekannte Warner, der im Namen der Mutter gesprochen, wird gebeten, Gelegenheit zu geben, ihm näher treten zu dürfen. Die Tochter.‘ Und was wollen Sie mit diesen Worten bezwecken?“ fragte Römhild.

„Ich will diese Annonce in einige Zeitungen der Stadt einrücken lassen,“ versetzte Elsbeth.

„Hm, der Gedanke ist nicht übel. Wenn es Ihnen recht ist, will ich die Sache besorgen.“

„O, ich bitte Sie von ganzem Herzen darum, Herr Doctor," fuhr Elsbeth fort.

„Es bedarf keiner Bitte, Fräulein Elsbeth. Ich wünsche nur, daß Ihnen dieses Mittel das ersehnte Resultat bringen möchte."

„Nun, ich will das Meine thun und stelle das Weitere Gott anheim," erwiderte diese und fuhr fort: „Jetzt, Herr Doctor, komme ich mit einer großen Bitte und lege gleichsam die Entscheidung über mein Lebensglück in Ihre Hände. Wie ich Ihnen bereits gesagt, ist Paul Dornburg für mich verloren, und ich bin zu dem festen Entschlusse gekommen, das Verlöbniß sofort aufzuheben. Wir haben uns gegenseitig mehrere Briefe geschrieben. Hier in diesem Päckchen befinden sich Dornburg's Briefe an mich. Dieser Brief enthält mein letztes Wort, mein Wort der — Entsagung und die Lösung unseres Verlöbnisses. Würden Sie die Güte haben, Paul Dornburg selbst zu sprechen und ihm diese Gegenstände zu überreichen? Nur ein treuer Freund ist geeignet, die Sache zu übernehmen. Wollen Sie mir nun Ihre Hand bieten?"

„Von ganzem Herzen, Fräulein Elsbeth," versetzte Römhild.

„Nun," sagte diese mit bewegter Stimme, „so empfangen Sie denn den ganzen Frühling meines Lebens. Er war kurz; doch ich scheide ohne Schmerz und Reue von ihm. Uebergeben Sie dies Paul mit meinem letzten Gruße."

Römhild empfing das Päckchen und den Brief und versetzte: „Seien Sie überzeugt, Fräulein Elsbeth, daß ich Ihren mich ehrenden Auftrag mit gewissenhafter Treue erfüllen werde."

Elsbeth nickte mit dem Kopfe und fuhr fort: „Ich habe noch so viel Vertrauen zu Dornburg, daß er gegen mich ehrenhaft handeln und Ihnen auch meine Briefe, die er von mir empfangen hat, zurückgeben wird. Sollte er jedoch sich weigern und dieselben unehrenhafterweise behalten wollen, dann allerdings wäre auch der letzte Funken von Achtung gefallen. Ich bitte Sie jedoch, auf der Rückgabe meiner Briefe nicht bestehen zu wollen; mag er sie behalten; denn es steht kein Wort in denselben, dessen ich mich zu schämen brauchte. Wollen Sie mir auch dieses Versprechen geben?"

„Ich füge mich ganz Ihrem Wunsche," versetzte Römhild.

„Nun denn, Sie erzeigen mir einen Liebesdienst, den ich Ihnen

niemals vergessen werde. Empfangen Sie im Voraus meinen herzlichsten Dank," erwiderte Elsbeth und reichte dem jungen Manne die Hand, welche dieser herzlich drückte und an seine Lippen führte, indem er versetzte:

„Ich hoffe diese Angelegenheit ganz nach Ihrem Wunsche zu regeln."

„Nun, so gehen Sie mit Gott, und ich sehe mit großer Sehnsucht Ihrer Antwort entgegen."

Römhild schied.

Er befand sich in einer ganz eigenthümlichen Stimmung. Hatte er bei seiner ersten Annäherung an Elsbeth ein solch' unerwartetes Hinderniß gefunden, so kam ihm doch jetzt das Schicksal so entgegen, daß er, von neuer Hoffnung belebt, wie in einem süßen Traume befangen, den Weg nach seiner Wohnung zurücklegte.

Erst als er in sein Zimmer trat, dachte er darüber nach, wie er sich Doctor Werther gegenüber verhalten solle.

Es blieb ihm jedoch keine Zeit, einen Entschluß fassen zu können.

Denn kaum hatte er Hut und Mantel abgelegt, als er zu Werther gerufen wurde.

„Nun," versetzte dieser in ziemlich aufgeregtem Tone, „was bringen Sie? Was ist vorgefallen?"

„Fräulein Elsbeth hat rasch und resolut gehandelt. Sie hat die Bitte an mich gestellt, ihrem Verlobten seine Briefe zurückzugeben und von ihm die ihrigen zu verlangen. Das Verlöbniß ist für immer gebrochen."

Die Augen Werther's leuchteten auf, und er rief mit freudiger Stimme:

„Das habe ich erwartet. O, sie müßte nicht die Tochter ihrer Mutter sein, wenn sie anders gehandelt hätte! Und daß Sie, mein junger Freund, ihr Vertrauen in solchem Maße genossen, das freut mich um so mehr. Ich hoffe, Sie werden den Auftrag nicht nur mit gewissenhafter Treue, sondern auch mit Vergnügen ausführen."

„Mit Vergnügen?" fragte Römhild. „Wie meinen Sie das?"

„Mein junger Freund, wozu solch' unnöthige Worte machen? Sie verstehen sehr wohl, was ich darunter gemeint habe. Die Vorsehung hat Ihnen einen Weg gebahnt, auf welchem Sie Ihrem Ziele immer näher kommen können. Daß es Ihnen Vergnügen bereiten muß, das große Hinderniß aus dem Wege zu räumen, ist wohl ganz natürlich."

„Ich denke, Herr Doctor, daß wohl Sie eigentlich dieses Hinderniß aus dem Wege geräumt haben und daß Sie —“

„Lassen Sie Ihre Gedanken, mein lieber Freund, in Ihrem Gedächtnisse ruhen und sprechen Sie dieselben nicht aus,“ fiel Doctor Werther ein. „Ergreifen Sie ohne Zögern und Bedenken die Gelegenheit, die sich Ihnen darbietet. Wann wollen Sie zu Dornburg sich begeben?“

Römhild fügte sich abermals dem Willen des Doctors und versetzte: „Am liebsten möchte ich sofort meinen Auftrag ausführen.“

„Damit bin ich jedenfalls einverstanden und will Sie durchaus nicht von Ihrer Mission abhalten. Nur um das möchte ich Sie noch bitten: Werden Sie nicht heftig! Ich fürchte, der saubere Patron wird sich weigern, die Briefe Elsbeth's herauszugeben. Zwingen Sie ihn ja nicht und lassen Sie sich nicht auf ein Rencontre mit ihm ein, in welchem Sie Ihr Leben auf das Spiel setzen könnten. Lassen Sie den Tollkopf laufen; er wird noch zeitig genug sich seinen Kopf zerschellen.“

„Auch Fräulein Elsbeth richtete dieselbe Bitte an mich, Herr Doctor,“ erwiderte Römhild. „Und obwohl es mir gar nicht unlieb gewesen wäre, dem Sausewinde einige Tropfen Blut abzuzapfen, so will ich mich doch bezwingen und die Unterhandlung in vollständiger Ruhe mit ihm durchführen.“

„So ist es recht, junger Freund; Ihr Leben ist mehr werth als das zehn solcher Tollköpfe.“

„Noch eins, Herr Doctor,“ bemerkte Römhild nach einer kleinen Pause. „Fräulein Elsbeth hat mich ersucht, ihr zur Auffindung des unbekannten Warners und Freundes behilflich zu sein. Ich bin fest überzeugt, daß die Warnung von Ihnen ausgegangen ist, und ich bitte Sie, mir nur zu erklären, ob ich Fräulein Elsbeth den näheren Aufschluß geben soll. Sie hat mir dieses Inserat überreicht, und ich habe ihr versprochen, dasselbe in die Zeitung einrücken zu lassen. Was sagen Sie darüber?“

Doctor Werther war wieder ernster geworden und versetzte: „Lassen Sie die Annonce ruhig einrücken, beharren Sie aber Elsbeth gegenüber in tiefstem Schweigen. Ich habe Ihnen bereits mehrmals gesagt: Die Sache muß ihren Gang gehen; es ist noch nicht Zeit, den Schleier zu lüften.“

„Herr Doctor, aufrichtig gestanden, ich fürchte, Sie wollen Rache an

Mühlberg nehmen für das, was er Ihnen angethan hat. Bedenken Sie, daß dieser Schlag nicht allein Mühlberg, sondern auch Elsbeth treffen würde," erwiderte Römhild im ernsten Tone.

Der Doctor aber lächelte wehmüthig und entgegnete: „Rache nehmen, junger Freund? Was heißt Rache nehmen an einem Menschen, der mich um das Heiligste betrogen hat? Seien Sie ruhig und malen Sie sich nicht Schreckgespenster vor die Augen, an welche ich gar nicht denke! Daß ich im Geheimen wirke, hat seinen besonderen Grund. Es kommt entschieden die Zeit, wo ich Mühlberg gegenüber treten werde, und Sie sollen dann erfahren, wie ein Bruder Freimaurer die Rache übt. Seien Sie versichert, Elsbeth wird dabei kein Haar gekrümmt. Bereits die nächsten Tage werden Ihnen einen Aufschluß über meine Handlungsweise geben, der Sie jedenfalls zufrieden stellen wird. Mühlberg ist verreist. Hat Elsbeth eine Ahnung, wohin ihr Vater gegangen ist?"

„Ich glaube nicht. So viel ich gehört habe, soll sich seine Reise über acht Tage ausdehnen."

Doctor Werther lächelte.

„Ja, ja, mein Freund, über acht Tage; da können Sie Recht haben! Doch nun gehen Sie und sehen Sie zu, wie Sie mit dem jungen Dornburg fertig werden. Es ist keine leichte Aufgabe für Sie; aber ich hoffe, Sie werden sie so lösen, wie es meinem und auch Elsbeth's Wunsche gemäß geschehen soll."

Noch ein Händedruck, und Römhild war entlassen.

Siebzehntes Capitel.

Eine schwere Stunde.

Die durchschwärmte Nacht hatte natürlich bei Paul Dornburg zur Folge, daß erst spät am Morgen mit einem höchst unbehaglichen Gefühle und gelinden Kopfschmerzen sich von seinem Lager erhob.

Die Erinnerung an die leichtsinnig verlebten Stunden erweckte nun eine lebhafte Reue in dem Gemüthe des jungen Mannes.

Es war ihm klar, daß er durch dieses wüste Treiben ein Verbrechen an seiner Liebe, an Elsbeth begangen hatte.

Der Gedanke, daß die Angelegenheit wohl nicht zur Kenntniß Elsbeth's kommen könnte, beruhigte ihn aber bald wieder, und er nahm sich vor, fernerhin solchen Ausschreitungen auszuweichen.

Noch stand der Morgenkaffee unberührt auf dem Tische, und Paul lag, in seinen Schlafrock gehüllt, auf dem Sopha.

Er empfand heute mehr denn sonst die Folgen eines solchen wüsten Treibens.

Doch er sollte bald aus seinem gedankenlosen Hinbrüten erweckt werden.

Seine späte Nachhausekunft war nicht unbemerkt geblieben. Banquier Dornburg, sein Vater, hatte sein Kommen bemerkt.

Der alte Herr, der sich noch immer nicht erklären konnte, wie sein Sohn auf solche leichtsinnige Wege gekommen, hatte von dem Augenblicke an kein Auge mehr zugethan.

Es wahr wohl natürlich, daß er die Wandlung seines Sohnes durch

den Umgang mit den Socialdemokraten sich zu erklären geneigt war. Obgleich er schon einmal den Versuch gemacht hatte, den Sohn von diesem Wege abzulenken, so beschloß er aber jetzt, mit vollem Ernste einzuschreiten und seine Autorität mit aller Strenge geltend zu machen, und wenn es auch bis zum Aeußersten kommen sollte.

Als der alte Herr bereits angekleidet war, ließ er sich ausnahmsweise seinen Morgenkaffee auf sein Zimmer bringen, um darauf, ehe er sich zur Familie begab, einen Besuch bei seinem Sohne auszuführen und mit diesem unter vier Augen die so mißliche Angelegenheit zu ordnen.

Doch auch ihm wollte das Frühstück durchaus nicht munden. Hastig erhob er sich und nahm aus seinem Secretair jenen Brief, den er durch Anna erhalten hatte, und durchlas noch einmal den Inhalt desselben.

„Ich begreife diesen Jungen nicht,“ rief er und warf das Blatt auf den Tisch. „Das darf nimmer geschehen, und ich will ihn auf das Gefährliche einer solchen Mission, die ihm zugemuthet wird, einmal ernstlich aufmerksam machen. Wenn er seine fünf Sinne noch beisammen hat, so muß er doch einsehen, daß es eine Tollheit wäre, den Willen dieser zu erfüllen. Unsinn, schrecklicher Unsinn, eine Verbindung mit diesen Pariser Demokraten einzuleiten! Die Idee ist für einen Tollhäusler passend, aber nicht für einen vernünftigen Menschen.“

Rasch griff der alte Herr nach der Klingel und schellte.

„Ist mein Sohn bereits zu sprechen?“ fragte er den Diener, welcher eingetreten war.

„Herr Dornburg ist soeben aufgestanden,“ antwortete dieser.

„Soeben aufgestanden?“ murmelte der Banquier bitter lächelnd. „Es ist gut,“ setzte er hinzu, und der Diener entfernte sich.

„Soeben aufgestanden! Es ist bald zehn Uhr! Er sollte schon längst im Comptoir sein. Mein Gott, was soll daraus werden! Wer hätte jemals gedacht, daß mir der einzige Sohn solchen Kummer bereiten würde!“ flüsterte der Banquier vor sich hin und warf sich bekümmert in seinen Sessel.

Gedankenvoll saß er noch mehrere Minuten. Dann griff er nach dem Briefe und schritt aus dem Zimmer.

Paul Dornburg hörte in seinem dumpfen Hinbrüten wohl das Klopfen

an der Thür; aber er ließ es unbeachtet. Als jedoch sein Vater eintrat, erhob er sich aus seiner Lage, und nichts Gutes ahnend, versetzte er:

„Entschuldige mich; ich habe heute etwas länger geschlafen als gewöhnlich.“

„Das ist natürlich; denn Du bist am Morgen erst nach Hause gekommen,“ versetzte der Banquier.

Paul wußte nun, was dieser Besuch zu bedeuten hatte.

Er war aber auch sofort gefaßt, den bevorstehenden Kampf mit dem Vater aufzunehmen.

„Du weißt, wann ich nach Hause gekommen bin?“ fragte er.

„Leider weiß ich das, und ich darf wohl nicht erst fragen, in welcher Gesellschaft Du wieder die Nacht zugebracht hast? Paul, Paul, es ist weit mit Dir gekommen, und Du läufst Deinem Verderben entgegen! Hast Du denn überhaupt schon einmal ernstlich darüber nachgedacht, was das Ende Deiner Handlungsweise sein wird?“

„Ich weiß nicht, mein Vater, wohin Du steuerst. Daß ich an dem Maskenballe Theil genommen habe, ist doch kein so großes Verbrechen,“ erwiderte Paul.

„So, also zum Maskenballe bist Du gewesen? Ich vermuthete, Du hättest wieder an einer Versammlung Deiner Gesinnungsgenossen Theil genommen! Mit wem bist Du denn auf dem Maskenballe gewesen?“

„Ach, alte Bekannte.“

„So, alte Bekannte! Du hast wohl nicht daran gedacht, daß Du verlobt bist und daß solche Vergnügungen in diesem Verhältnisse nicht passend sind. Wenn Elsbeth Deinen Leichtsinn erfahren wird, so kannst Du etwas sehr Unangenehmes erwarten.“

„Das ist wahr,“ erwiderte Paul in aufrichtigem Tone; „ich habe mich auch schon geärgert, daß ich's gethan habe; aber ich hoffe, sie wird nichts davon erfahren.“

„So, damit giebst Du Dich zufrieden? Du denkst nicht daran, daß Du sie betrogen hast?“

Paul fand darauf keine Antwort.

Der Banquier aber fuhr fort:

„So schlimm dieser Leichtsinn auch ist, so treibt mich doch noch eine

andere Angelegenheit zu Dir, und ich wünsche dieselbe nun endlich beendet zu sehen. Du weißt, daß dieser Brief in meinen Händen ist, und ich wünsche von Dir zu erfahren, ob Du denselben beantworten willst, ob Du gesonnen bist, Dich von dieser Partei mißbrauchen zu lassen und auf diese tollhäuslerischen Ideen einzugehen."

„Noch habe ich mich nicht entschieden, mein Vater; aber die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen," erwiderte Paul fest.

„Du hast Dich noch nicht entschieden? Nun denn, so wirst Du Dich jetzt entscheiden. Ich fordere von Dir, daß Du eine abschlägige Antwort ertheilst."

„Darüber bin ich noch nicht mit mir einig, mein Vater."

„Du hörst, daß ich gesagt habe: Ich fordere es von Dir!" erwiderte der Banquier.

„Das thut mir leid. Du weißt, daß ich aus Grundsatz mich den Ideen jener Partei angeschlossen habe und daß ich nicht gewöhnt bin, meine Grundsätze über den Haufen zu werfen."

„Schöne Grundsätze! Da sieht man allerdings, daß Du Dich nicht gern von ihnen trennst. Sage mir nur um Gotteswillen, was für ein Ende Du von der ganzen Sache erwartest!"

„Das kann ich nicht voraus sagen; aber die Bestrebungen stimmen mit mir überein, und ich werde mich schwer oder überhaupt gar nicht auf andere Ideen bringen lassen."

„Ist das Dein letztes Wort?" fragte der Banquier.

„Du weißt es, Vater. Ich habe Dir schon einmal gesagt, es ist mein letztes Wort."

„Paul, wenn noch ein Funken kindlichen Gehorsams in Deinem Herzen ist und Du bei vollem Verstande bist, so mußt Du einsehen, daß solche Ideen durchaus unausführbar sind und daß es Deine Pflicht ist, Deinem Vater zu gehorchen und sofort die Verbindungen abzubrechen. Ich gebe Dir drei Tage Bedenkzeit. Wenn Du Dich meinem Willen fügst, so soll Alles vergessen sein. Geschieht es nicht, dann, Paul, ist es mein heiliger Ernst, dann habe ich — keinen Sohn mehr."

Mit den Worten wendete ihm der Vater den Rücken und verließ langsamen Schrittes das Zimmer.

Der junge Mann sah ihm mit einem halb wehmüthigen Blicke nach; dann stützte er den Kopf auf die Hand und murmelte vor sich hin:

„Er hat eigentlich einigermaßen Recht in dem Sinne, wie er's meint. Nehme ich die Sendung an, so sind allerdings die Folgen nicht zu berechnen. Und denke ich an die Zukunft, an meine Verbindung mit Elsbeth, so stößt die Befürchtung in mir auf, daß möglicherweise meine Verbindung mit jenen Leuten hindernd dazwischen treten könnte. Ja, das Ende — das Ende habe ich allerdings noch nicht bedacht! Zu dieser Mission gehört ein freier Mann. Wollte ich der Sache ganz angehören, so müßte ihr auch meine Liebe zum Opfer fallen. Bin ich mit Elsbeth verheirathet, dann bin ich gebunden. Es ist ein gefährliches Ding, das sehe ich selber ein, und ich kann mich nur dadurch retten, daß ich die Mission, nach Paris zu gehen, ablehne. Ich verstoße dadurch nicht gegen meine Grundsätze und werde auch meiner Liebe gerecht. Schwer wird es sein, mich aus dieser fatalen Lage auf eine geschickte Weise zu ziehen; aber es muß gelingen. Diese Schmach thue ich mir nicht an, wie ein Kind meine Grundsätze aufzugeben, um dem Wunsche des Vaters zu gehorchen."

Hastig sprang er auf und schritt einige Minuten im Zimmer auf und nieder.

„Was sollte man denn von mir denken?" begann er wieder. „Ich habe öffentlich mich zu der Partei bekannt und gelacht über das Verhalten der Gegenpartei. Man hat sich von mir zurückgezogen, weil man mit dem Demokraten nichts zu thun haben will. Was schadet das? Doch vergangene Nacht habe ich ihnen gezeigt, daß ich mich an die Gesellschaft gar nicht kehre und doch mein Vergnügen haben kann, wenn ich es will. Lächerlich müßte ich ihnen erscheinen, wenn ich jetzt pater peccavi machte und wie ein Büßender mich wieder in ihrer Gesellschaft zeigte. Nein, nein, ich bleibe, was ich bin, und werde dem Vater zeigen, daß ich auch als Demokrat existiren kann. Nur die Sendung nach Paris lehne ich ab. Möglicherweise begnügt sich der Alte damit."

Aus diesem Selbstgespräche entnehmen wir, daß Paul Dornburg eine ganz eigenthümliche Rolle in seiner Vaterstadt spielte.

Die demokratischen Vereine, die sich seit dem Jahre 1850 in den meisten Städten gebildet hatten und im schroffsten Gegensatze zu der ver-

einigten Bürgerschaft standen, waren zur Zeit unserer Erzählung immer mehr gediehen.

Natürlicherweise bestand die Mehrzahl der Mitglieder aus kleinen Bürgern und Arbeitern; nur ihre Leiter gehörten besseren Ständen an.

In der Stadt H. war der demokratische Verein geradezu ein Gräuel der besseren Stände, und man hielt sich ängstlich von ihm entfernt.

Es war natürlich, daß Paul Dornburg durch seine Mitgliedschaft im Vereine ein großes Aergerniß unter den Patriciern angerichtet hatte.

Auch bei seinen Gesinnungsgenossen spielte der junge Mann eine eigenthümliche Rolle.

Wenn er auch in seinen politischen Gesinnungen mit ihnen überein stimmte, so stand er ihnen doch noch in seinen socialen Anschauungen weit entfernt, und die Männer des Volkes trauten ihm darum nicht recht.

Sie griffen deshalb auch zu der List, ihn immer mehr und mehr in ihre Bestrebungen zu verwickeln; kitzelte es doch ihren Stolz nicht wenig, einen Patriciersohn zu den Ihrigen zu zählen. Deshalb hatte man ihn auch ausersehen, die Mission nach Paris zu übernehmen, um bei den französischen Gesinnungsgenossen eine Annäherung zu bewirken.

Besonders trat auch noch der Umstand in den Vordergrund, daß er der französischen Sprache vollständig mächtig war.

Das hatte sich Paul Dornburg schon selbst gesagt, und wir haben es jetzt eben auch aus seinem Selbstgespräche wieder erfahren, daß, wenn er die Mission annehme, er auch die letzte Verbindungsbrücke mit seinen früheren Standesgenossen abbrach.

Mit großer Geschicklichkeit hatte er deshalb seine Zusage bis jetzt verschoben; aber seine Partei wurde immer dringender und trieb ihn tüchtig in die Enge.

Der Brief, den er empfangen, war von einem bekannten Volksmanne, der zu Besuch in H. war, ausgegangen und drang auf eine Entscheidung, die bereits morgen geschehen sollte.

Zu diesem Behufe hatten der wackere Volksmann und der Vorsitzende des Vereins ihm ihren Besuch angekündigt.

Wir wissen, daß Paul Dornburg, getrieben durch die Energie seines

Vaters und in Betracht seines Verhältnisses zu Elsbeth, beschlossen hatte, die Mission abzulehnen.

Noch ging der junge Mann in ziemlich aufgeregter Stimmung im Zimmer umher.

Da trat sein Diener Fritz, der — nebenbei gesagt — gestern bei dem Maskenballe den Aufenthalt seines Herrn in dem schwarzen Domino verrathen, ins Gemach und meldete, daß ein Herr hier sei, welcher ihn dringend zu sprechen wünsche.

Paul Dornburg, der einen Gesinnungsgenossen vermuthete, war nicht in der Laune, denselben zu empfangen, und versetzte deshalb ärgerlich: „Er soll wiederkommen."

„Entschuldigen Sie, Herr Dornburg," erwiderte der Diener, „der Mann sieht sehr anständig aus, und ich glaube nicht, daß er aus dem demokratischen Vereine ist."

Diese Antwort ärgerte den jungen Mann natürlich noch mehr, und schon wollte er eine harte Antwort geben, als der Diener fortfuhr:

„Der Herr meinte, er habe in einer höchst wichtigen Angelegenheit mit Ihnen zu sprechen."

„Betrifft die Angelegenheit meine Person?" fragte Dornburg.

„Ganz recht, so sagte der Herr; eine persönliche Angelegenheit," erwiderte der Diener.

„Hat er seinen Namen genannt?"

„Gewiß, hier ist die Karte."

Paul Dornburg empfing die Karte und las: „Dr. med. Römhild." Dann sagte er: „Führe den Herrn herein!"

Nach einigen Secunden trat Doctor Römhild ins Gemach.

„Entschuldigen Sie, Herr Doctor, daß ich Sie habe warten lassen. Ich bin erfreut, Sie bei mir zu sehen, und zugleich gespannt, welchem glücklichen Umstande ich die Ehre Ihres Besuches verdanke."

Doctor Römhild trat gemessen näher und versetzte in ernstem Tone, da er sah, daß sich Fritz noch im Zimmer zu schaffen machte: „Ich habe die Ehre, in einer ganz besonderen Mission bei Ihnen zu erscheinen, und bitte um ein Gehör unter vier Augen!"

Der Diener erhielt natürlich einen Wink, den er auch sofort befolgte

und sich entfernte. Die beiden jungen Männer nahmen nun einander gegenüber Platz.

„Ich komme im Auftrage des Fräulein Elsbeth Mühlberg," begann Römhild das Gespräch.

Dornburg stutzte.

„Fräulein Mühlberg, meine Braut, schickte Sie zu mir?" versetzte er erstaunt.

„So ist es."

„Und was haben Sie mir zu überbringen?"

„Ich bin beauftragt, Ihnen dieses Päckchen Briefe zu übergeben und dafür die Ihrigen entgegen zu nehmen."

Mit den Worten überreichte Römhild Dornburg das Packet.

Paul Dornburg war leichenblaß geworden.

„Ich verstehe Sie nicht, mein Herr," versetzte er. „Sie sind von meiner Braut beauftragt, mir meine Briefe zurückzugeben und die ihrigen zu empfangen? Was soll das bedeuten? Wollen Sie sich nicht näher erklären?"

„Ich kann Ihnen weiter keine Erklärung geben, glaube aber, daß Sie näheren Aufschluß in diesem Briefe finden werden."

Damit überreichte Römhild Elsbeth's Schreiben.

Dornburg riß hastig das Couvert ab und blickte hinein.

Er hatte die wenigen Worte sehr bald überflogen und legte den Brief vor sich hin.

Dann sah er Römhild starr ins Gesicht und fragte: „Ist Ihnen der Inhalt dieses Briefes bekannt?"

„Nein," erwiderte Römhild.

„Aber Sie haben eine Vermuthung, was er enthält?"

„Wenn ich eine Vermuthung habe, so bin ich wohl nicht genöthigt, dieselbe gegen Sie auszusprechen. Fräulein Elsbeth Mühlberg hat mich beauftragt, Ihnen dieses Päckchen zu übergeben, mich aber um weiter nichts zu kümmern, als mich dieses Auftrages zu entledigen."

„Wie kommen Sie aber dazu, ein Vertrauter meiner Braut zu sein?" rief Dornburg heftig.

„Auch darauf habe ich Ihnen keine Antwort zu geben."

„Herr, das ist ein abscheuliches Complot!“ rief Dornburg, im höchsten Grade erregt.

„Ich bitte, mäßigen Sie sich, Herr Dornburg! Ich bin nur ein Bote und weiß nichts von einem Complot.“

„Sie weichen mir aus; es liegt jedenfalls in Ihrem eigenen Interesse, der Ueberbringer dieses Briefes zu sein.“

„Herr Dornburg, ich bitte Sie nochmals um Mäßigung! Wollen Sie mich beleidigen, so wählen Sie eine andere Zeit; ich stehe Ihnen zu Diensten. Für jetzt muß ich dringend bitten, auf die Sache meiner Mission einzugehen. Wollen Sie mir die Briefe des Fräuleins zurückgeben oder nicht?“

„Nimmermehr; erst muß ich hinter dieses schändliche Complot kommen. Ich bin mir keiner Schuld bewußt, daß meine Braut Ursache hätte, auf solchem Wege unsere Verbindung zu lösen. Jedenfalls wissen Sie darüber mehr als ich.“

„Ich weiß nur so viel, daß Fräulein Elsbeth gestern den Maskenball besucht hat,“ erwiderte Römhild in ernstem Tone.

„Maskenball?“ fuhr Dornburg auf. „Ah, jetzt weiß ich's.“

Sinnend schaute er einige Minuten vor sich nieder; dann aber versetzte er:

„Herr, mögen Sie mir sagen, was Sie wollen, es ist doch ein Complot, und Sie sind jedenfalls daran betheiligt.“

Römhild erhob sich.

„Ich bitte um eine Antwort, welche ich Fräulein Elsbeth zu überbringen habe!“

„Ich werde diese Antwort meiner Braut selbst überbringen.“

„Ich zweifle, Herr Dornburg, ob Sie von Fräulein Elsbeth empfangen werden.

„Herr, nun sagen Sie nicht mehr, daß Sie von der Sache weiter nichts wissen, als den Auftrag, den Ihnen Elsbeth gegeben. War ich zuerst überrascht, daß Sie sich zu solcher Mission haben finden lassen, so bin ich doch jetzt eines Besseren belehrt. Ich sehe klar, daß ich das Opfer einer Intrigue werden soll, um einem Anderen den Platz frei zu machen.“

„Herr, ich bitte Sie zum dritten Male dringend, alle Vermuthungen

und Aeußerungen, die nicht zur Sache gehören, zu unterlassen!" rief Römhild, der kaum noch länger seine Aufregung unterdrücken konnte.

„Wir sprechen uns jedenfalls wieder, mein Herr, und ich erkläre Ihnen hiermit, daß Ihre Mission hier bei mir beendet ist," versetzte Dornburg und wendete Römhild den Rücken.

„So habe ich weiter nichts hinzuzufügen und empfehle mich," erwiderte Römhild.

Als Römhild zur Thür schritt, wendete sich Dornburg noch einmal hastig um und rief:

„Noch einen Augenblick, Herr! Verzeihen Sie meine Heftigkeit; aber der Schlag war zu plötzlich. Ich weiß, daß nun Alles verloren ist. Elsbeth hat mein tolles Treiben mit angeschaut; sie kann mir nicht vergeben. Aber ich bitte Sie, sagen Sie mir, haben Sie Antheil an dieser Intrigue, die mir gespielt worden ist?"

Römhild sah, welche Folterqualen der junge Mann in diesem Augenblicke litt.

Trotz seiner Abneigung gegen seinen ehemaligen Nebenbuhler fühlte er Mitleid mit ihm, und die Frage brachte ihn auch einigermaßen in Verlegenheit.

„Herr Dornburg," versetzte er, „ob es eine Intrigue ist, die gegen Sie gespielt worden, kann ich nicht bestimmen. Wenn nun ein Freund Ihre ehemalige Braut hätte auf Ihr Leben aufmerksam machen wollen, um sie zu warnen, so wäre doch wohl der Ausdruck ‚Intrigue' oder ‚Complot' zu scharf."

„Herr, Sie wissen mehr! Ich bitte, ich beschwöre Sie, nennen Sie mir den Mann, der sich zwischen mich und Elsbeth gezwängt hat!" rief Dornburg.

„Ich weiß nur so viel, daß Fräulein Elsbeth am Tage vor dem Maskenballe ein Billet von einem Unbekannten erhalten hat, worin sie aufgefordert worden ist, den Maskenball zu besuchen."

„Von einem Unbekannten?" flüsterte Dornburg vor sich hin.

Dann aber fuhr er plötzlich auf, trat dicht an Römhild heran und erwiderte, indem er ihm scharf in die Augen sah:

„Sind Sie ein Mann von Ehre, woran ich nicht zweifle, so erklären Sie mir offen: Lieben Sie Fräulein Elsbeth?"

Römhild erbebte.

Doch hier galt es, die Wahrheit zu sagen; er faßte sich und versetzte:

„Herr Dornburg, ich liebe Fräulein Elsbeth seit dem ersten Augenblicke, als ich sie gesehen. Um ihrer willen bin ich hierher gekommen. Als ich aber sah, daß meine Liebe nicht erwidert wurde und daß Sie der Glückliche waren, von ihr geliebt zu sein, habe ich verzichtet, und es ist mir keinen Augenblick in den Sinn gekommen, wider Sie zu intriguiren. Daß die Sache ein solches Ende genommen hat, dafür kann ich nicht und ich habe auch keinen Antheil daran. Glauben Sie mir, das ist die Wahrheit. Und ich muß Ihnen noch bekennen, daß Sie mir leid thun."

„Herr, in Ihren Augen liegt kein Falsch; ich glaube Ihnen; aber ich weiß auch nun, von wem die Sache ausgegangen ist. Ich bin zu dem Maskenballe eingeladen worden; ja, man hat meine Zusage sogar zu einer Bedingung gemacht. Derselbe Mann, der mir das Mittel in die Hände gab, bei Mühlberg mit meiner Werbung Gehör zu finden, derselbe Mann hat mich jetzt elend gemacht. Es ist jener geheimnißvolle Secretair der Gräfin Dreschinski, Doctor Werther."

Nach den Worten sank Dornburg auf den Stuhl und stützte den Kopf auf die Hand.

Römhild betrachtete ihn mit mitleidigen Blicken; dann versetzte er:

„Und wenn Sie sich nicht täuschen, Herr Dornburg, so hat jener Mann jedenfalls nach Recht und Gewissen gehandelt. Einer Infamie halte ich ihn nicht für fähig."

„Was geht diesem Manne Elsbeth an? Was kümmert er sich um solche Dinge? Ich werde ihn zur Rechenschaft ziehen."

„Wenn ich Ihnen rathen soll, Herr Dornburg, so sprechen Sie vorher, ehe Sie weitere Schritte thun, mit Fräulein Elsbeth. Können Sie dieselbe überzeugen, daß Ihr Charakter so stark ist, um nie wieder solchem Leichtsinne, wie gestern Abend, anheim zu fallen, so wäre es ja möglich, daß sich das Zerwürfniß wieder heben könnte."

„Und das rathen Sie mir, Sie, der Sie Elsbeth ebenfalls lieben?" fragte Dornburg erstaunt.

„Sie vergessen, Herr Dornburg, daß ich mich Elsbeth gegenüber noch nicht erklärt habe und daß ich weiß, daß sie mich nicht liebt. Mir liegt nur das Wohl der Dame am Herzen. Können Sie sie glücklich machen, so sei fern von mir, daß ich Ihnen hinderlich werden sollte."

„Sie sind ein braver Mann; verzeihen Sie meine Heftigkeit! Ich will Ihren Rath befolgen. Noch eins; ich lege mein Schicksal in Ihre Hände, Herr Römhild. Wollen Sie aufopfernderweise für mich bei Elsbeth sprechen? Sie sehen, welches Vertrauen ich in Ihre Ehrenhaftigkeit lege; ich bin überzeugt, daß Sie mit eben solchem Eifer für mich reden werden, als ob Sie für sich selbst sprächen. Wollen Sie mir diese Liebe erzeigen?"

„Ich bin hier, Herr Dornburg, im Auftrage Fräulein Elsbeth's. Ich habe ihre Mission übernommen, und ich will ihr eine Antwort bringen, die Sie mir geben wollen. Ich versichere Sie, jedes Wort, das Sie mir sagen, soll sie wieder erfahren. Ich bitte, was haben Sie mir jetzt zu antworten?"

„Nun denn, ich danke Ihnen! So hören Sie mich an! Sagen Sie Elsbeth, daß ich sie liebe und daß ich niemals aufgehört habe, sie zu lieben," rief Dornburg in leidenschaftlicher Aufregung. „Sagen Sie ihr, daß ich sie auch vergangene Nacht in Gedanken gehabt; sagen Sie ihr, daß ich ihr in Wahrheit niemals untreu gewesen und es auch niemals in der Zukunft sein werde! Bitten Sie Elsbeth in meinem Namen, mich hören zu wollen! Sagen Sie ihr, daß ich tief bereue, sie gestern so gekränkt zu haben! Mein Gott, ich achte ja Elsbeth viel zu hoch, als daß sie von solchen Spielereien Notiz nimmt, in welchen ich nur eine momentane Zerstreuung suchte! Es ist wahr, ich bin leichtsinniger Natur; aber der Besitz Elsbeth's wird mich bessern. Ich bitte Sie nochmals, reden Sie für mich ein Wort, flehen Sie für mich um Vergebung und erringen Sie mir die Erlaubniß, mich anhören zu wollen! Sie sehen mich in der größten Zerknirschung, in der tiefsten Reue. Schildern Sie meinen Zustand mit den lebhaftesten Farben, und Sie retten mich noch von schlimmeren Dingen!"

Römhild stand da und wußte nicht, was er sagen sollte. Auf eine solche Wendung war er nicht gefaßt.

Dornburg hatte an seine Großherzigkeit appellirt; seine aufrichtige

Reue, sein Schmerz rührte ihn. Er konnte nicht anders handeln; er mußte ihm die Zusage geben und erwiderte:

„Seien Sie überzeugt, Herr Dornburg, ich werde Fräulein Elsbeth jedes Wort sagen, was Sie mir jetzt gesagt haben.“

Dornburg erfaßte die Hand Römhild's und rief:

„Ich danke Ihnen tausendmal; vergessen Sie nicht, ihr zu sagen, daß sie mein ganzes Lebensglück in ihrer Hand hätte; es steht noch mehr auf dem Spiele; denn, Herr Römhild, stößt sie mich zurück, so bin ich gezwungen, meinen eigenen Weg weiter zu gehen. Niemand hat bis jetzt vermocht, mich meinen politischen Grundsätzen untreu zu machen, selbst mein Vater durch die äußersten Drohungen nicht; Elsbeth aber hat die Entscheidung in ihrer Hand. Sie kann mit mir thun, was sie will. Noch heute will ich brechen mit meinem Umgange, wenn sie es fordert, um nur ihr allein zu leben. Ich bitte, Herr Römhild, sagen Sie ihr das!“

„Ich werde es thun; verlassen Sie sich darauf,“ antwortete Römhild und griff nach dem Hute.

„Noch einen Augenblick, Herr Doctor!“ rief Dornburg und eilte zu seinem Secretair.

Dort nahm er ein großes Couvert heraus und überreichte dasselbe Römhild mit den Worten:

„Hier sind die Briefe, welche Elsbeth an mich geschrieben. Ich lege meinen höchsten Schatz in Ihre Hände. Bringen Sie mir diese Briefe zurück, dann sind Sie der Retter meines Lebens; kommen Sie mit leeren Händen, dann bedarf es keines Wortes, und das Loos ist dann gefallen! Ich bitte Sie aber, mir morgen früh elf Uhr, nicht früher und nicht später, Ihren Besuch zu machen.“

Römhild war über diese letzte Bestimmung frappirt und versetzte:

„Warum bestimmen Sie gerade die Stunde?“

„Das hat seinen tiefen Grund. Die Stunde soll entscheidend für mich sein. Nun leben Sie wohl — auf Wiedersehen!“

Römhild schied.

Das war eine schwere Stunde für Paul Dornburg.

In tiefster Reue und Zerknirschung saß er längere Zeit und starrte vor sich nieder.

Dann erhob er sich langsam, kleidete sich vollends an und begab sich in das Zimmer seines Vaters.

Der Banquier blickte seinen Sohn erstaunt an, und die ungeheuere Blässe desselben erschreckte ihn.

„Was ist Dir geschehen, Paul?" versetzte er.

„Mein Vater, mir ist das Schlimmste geschehen, was mir geschehen konnte," erwiderte der Sohn. „Soeben hat mir Elsbeth meine Briefe zurück geschickt und unser Verhältniß gelöst. Hier, lies diesen Brief!"

Mit den Worten überreichte der junge Mann seinem Vater den Brief Elsbeth's.

Der Banquier entfaltete das Schreiben und las:

„‚Nach Stunden eines schweren Kampfes bin ich zu einem wohlüberdachten und entscheidenden Entschlusse gekommen. Unser bisheriges Verhältniß ist gelöst! Wir sind für immer geschieden! Dringen Sie nicht in mich, eine Aenderung meines Entschlusses zu bewirken; er ist — unwiderruflich. Römhild, welcher Ihnen Ihre Briefe zurückbringt, ist von mir beauftragt, die meinigen in Empfang zu nehmen. — Elsbeth.‘ Was soll das heißen?" versetzte der Banquier erstaunt.

„Mein gestriger Leichtsinn ist die Ursache des Briefes," antwortete Paul.

„So war Elsbeth auch auf dem Maskenballe?"

„So ist es."

Eine Pause entstand.

Dann erhob sich der Banquier und versetzte mit ernster Stimme:

„Siehst Du, Paul, das ist die erste Folge Deines Ungehorsams. Ich bitte Dich, komme zur Erkenntniß und kehre endlich um!"

„Elsbeth verloren — Alles verloren!" stöhnte der junge Mann.

„Es ist ein harter Schlag, Paul; aber er ist zu überwinden, wenn Du Dich selbst nicht verlierst. Doch wie kommt Doctor Römhild dazu, der Vertraute Deiner Braut zu sein?"

„Laß jeden Verdacht fallen, Vater; Römhild ist ein Ehrenmann. Auch ich habe ihn zum Vertrauten gewählt; er soll für mich bei Elsbeth sprechen, und morgen wird der Würfel fallen. Vergiebt Elsbeth, dann will ich Dir gehorchen."

Die Augen des Banquiers leuchteten freudig auf, und er rief: „Sie

wird Dir vergeben, Paul, wenn sie Deine tiefe Reue sieht. Ich eile sofort zu ihr, um ein Wort für Dich bei ihr einzulegen."

„Nein, Vater, ich bitte Dich, thue das nicht. Meine Sache liegt in den besten Händen," rief der junge Mann und erhob sich.

„Nun, wie Du willst, mein Sohn," versetzte der Banquier. —

Römhild hatte sich geraden Weges wieder zu Elsbeth begeben.

Sie empfing den jungen Mann mit wehmüthiger Freundlichkeit und nöthigte ihn, neben ihr Platz zu nehmen.

Römhild that dies und legte dabei schweigend das Couvert mit den Briefen Dornburg's auf den Tisch.

Elsbeth blieb ruhig und versetzte: „Ich sehe, Sie haben meinen Auftrag bereits erfüllt. Nehmen Sie nochmals meinen innigsten Dank!"

Mit den Worten ergriff sie das Päckchen und verschloß es in ihren Secretair.

Römhild staunte über die Ruhe des Mädchens.

Elsbeth nahm darauf wieder neben ihm Platz und fragte ihn, ob er sich auch gestern Abend nicht eine Erkältung zugezogen habe.

Römhild aber überging diese Frage und erwiderte in verwundertem Tone: „Sie wollen nicht hören, wie Herr Dornburg meine Mission aufgenommen hat?"

„Nein, es ist mir lieber, Sie schweigen. Die Sache ist entschieden; sie liegt hinter uns."

„Fräulein Elsbeth, ich habe Ihren Auftrag gewissenhaft erfüllt. Doch ich darf und kann jetzt nicht schweigen; denn auch Dornburg hat mir einen Auftrag gegeben, den ich an Sie auszurichten habe, und ich bitte Sie, mich gütigst anhören zu wollen."

„Es wäre mir lieber, Herr Doctor, wenn Sie den Auftrag nicht übernommen hätten; doch sprechen Sie!"

Römhild erzählte nun Elsbeth Wort für Wort, was er mit Dornburg gesprochen hatte.

Elsbeth aber blieb vollständig ruhig.

Erst als Römhild geendet und in Wahrheit mit warmen Worten für Dornburg gesprochen, versetzte sie, indem sie ihn mit einem innigen Blicke anschaute: „Und es fällt Ihnen so leicht, mir das Alles zu sagen?"

Römhild drang der Blick zum Herzen.

Er erbebte, und seine Stimme zitterte, als er erwiderte: „Meine Ehre erheischt es, Ihnen Wort für Wort zu sagen, was mir Dornburg aufgetragen hat."

„Sie sind ein edler Mann," flüsterte Elsbeth und schlug die Augen zu Boden.

Mehrere Secunden vergingen in tiefem Schweigen.

Römhild war es zu Muthe, als ob er Elsbeth zu Füßen fallen müßte, um ihr seine heiße Liebe und Hochachtung zu gestehen.

Doch mit der größten Selbstbeherrschung erhob er sich plötzlich und versetzte:

„Wollen Sie mir nicht sagen, welche Antwort ich Herrn Dornburg bringen soll?"

„Mein edler Freund," erwiderte Elsbeth, „mich bewegt nichts mehr, meinen Entschluß zu ändern. Es mag sein, daß mich Dornburg liebt; aber sein Charakter ist mir nicht Bürge genug, daß es immer so bleiben würde. Es ist vorüber; die Briefe sind in meinen Händen; ich kann sie ihm nimmermehr zurückgeben. Sagen Sie ihm also nichts."

„Und das ist Ihr unwiderruflicher Entschluß?" fragte noch einmal Römhild.

„Mein fester Entschluß!" erwiderte Elsbeth.

In demselben Augenblicke kam Rose ins Zimmer und meldete die Ankunft des Banquiers Dornburg.

Elsbeth erbebte.

„Soll ich wiederkommen, um mir eine andere Antwort zu holen?" flüsterte Römhild.

„Nein, nein, ich kann keine andere Antwort geben."

„Sollte der Vater Paul's nicht eine Aenderung in Ihrem Entschlusse bewirken können?" fragte wiederum Römhild mit leiser Stimme.

„Auch der Vater nicht! Es ist vorüber. Leben Sie wohl — auf baldiges Wiedersehen!"

Mit den Worten reichte sie Römhild die Hand, und dieser konnte nicht umhin, diese leidenschaftlich an sein Herz zu pressen, indem er erwiderte: „Auf Wiedersehen, Elsbeth!"

Hastig eilte er darauf zum Zimmer hinaus.

War es Absicht von Mamsell Rose oder nur ein Zufall, daß sie den Banquier in ein anderes Zimmer geführt hatte, so daß Doctor Römhild von diesem unbemerkt aus dem Hause kam? Lassen wir das dahin gestellt!

Dornburg wurde von Elsbeth mit noch größerer Ruhe empfangen als Römhild.

Doch der alte Herr zeigte durch sein hastiges Auftreten, daß sein Gemüth heftig bewegt war.

„Elsbeth, was haben Sie gethan?“ versetzte er, als er eintrat. „Mein Paul ist ganz niedergeschlagen und trostlos; das kann doch Ihr Ernst nicht sein?“

„Ich bitte, Herr Dornburg, nehmen Sie Platz und lassen Sie uns in aller Ruhe über die Angelegenheit sprechen! Was ich gethan habe, habe ich nur nach reiflicher Ueberlegung gethan. Es ist kein übereilter Schritt von mir, und ich denke, daß ich auch gar nicht anders handeln konnte,“ erwiderte Elsbeth.

„Nein, nein, nein, nein, Elsbeth, das geht nicht! Ueberlegen Sie sich nur die Sache. Sie haben jedenfalls in der Uebereilung gehandelt. Mein Gott, was Sie gestern auf dem Maskenballe gesehen haben, das ist allerdings sehr unrecht von Paul gewesen; aber es ist doch nicht so schlimm, daß Sie Ursache haben, vollständig mit ihm zu brechen.“

„Sie wollen sich wohl selbst täuschen, Herr Dornburg?“ begann Elsbeth. „Ein derartiges Benehmen eines Bräutigams kann unmöglich von Seiten der Braut unschuldig angesehen und verziehen werden. Paul mußte sehr wohl bedenken, was er that, und auch in Erwägung ziehen, daß möglicherweise seine Handlungsweise mir bekannt werden würde. — Kann er jetzt in unserem Brautstande den Umgang mit jenen Geschöpfen nicht entbehren, was sollte später geschehen, wenn wir vermählt sind!“

„Nicht doch, Elsbeth, da täuschen Sie sich! Wenn Sie mit Paul verheirathet sind, wird er der solideste Ehemann werden, den es nur geben kann. Hören Sie mich an, meine Tochter; ich komme als ein Bittender zu Ihnen! Sie wissen, wie lieb und theuer mir Paul war, ehe er nach Hamburg ging und solche Wege betrat. Paul ist von Herzen gut, das glauben Sie mir, und nur die Verführung hat ihn so gefesselt. Sie allein

sind im Stande, den Verlockungen die Spitze zu bieten und ihn wieder auf den rechten Weg zu führen. Elsbeth, ich flehe Sie an, haben Sie Mitleid mit mir altem Manne, erhören Sie meine Bitte, um der Rettung meines einzigen Sohnes willen! Er hat mir feierlich versprochen, wenn Sie ihm noch einmal vergeben können, umzukehren und sich ganz unserem Willen zu fügen. Er wird sein Wort halten; denn trotz dieser leichtsinnigen Zerstreuung, die er sich gestern gemacht, liebt er Sie innig und wahr. Ueben Sie Barmherzigkeit und vergeben Sie ihm! Wir wollen Sie als den Retter unseres Familienglückes zeitlebens in dankbarer Verehrung auf den Händen tragen. Glauben Sie mir, Ihre Versöhnung wird edle Früchte tragen."

„Herr Dornburg, es thut mir weh, daß ich nicht Ihrer Ansicht sein kann. Ich hoffte in der Liebe Paul's und mit Ihnen vereint mein Lebensglück zu finden. Doch diese Hoffnung ist vollständig zerstört; ich fühle es, daß auch mit dieser Enttäuschung, die mir geworden, meine Liebe zu Paul verloren ist. Der erste Grundpfeiler zu einer glücklichen Ehe ist die gegenseitige Achtung. Paul hat diese verscherzt. Es ist mir unmöglich, unser Verhältniß wieder aufzunehmen. Meint es Paul ehrlich mit seiner Besserung, nun, so wird sie auch geschehen ohne mein Zuthun. Ich bitte Sie dringend, lassen Sie die Sache so sein, wie sie eben ist; wir sind geschieden für immer."

„Elsbeth, ist das wirklich Ihr letztes Wort?"

„Es ist mein letztes Wort, Herr Dornburg. Mein Entschluß steht unwiderruflich fest."

Der Banquier sah die entschlossene Jungfrau einige Secunden mit einem eigenthümlichen Blicke an; dann versetzte er:

„Sie ahnen nicht, welches Verhängniß Sie durch Ihre hartnäckige Weigerung über sich selbst herauf beschwören."

Elsbeth wurde frappirt durch die Andeutung und erwiderte:

„Ich handle nach meinem besten Wissen und in der Hoffnung, mich dadurch vor einer unglücklichen Zukunft zu bewahren."

„Sie täuschen sich, meine Tochter. Es liegen Verhältnisse vor, die womöglich recht schnell über Sie herein brechen können, und es kann geschehen, daß Sie vielleicht schon in einigen Tagen verlassen und allein stehen."

„Herr, ich weiß nicht, worauf Sie deuten, und bitte, erklären Sie mir Ihr geheimnißvolles Wort," versetzte Elsbeth mit bebender Stimme.

„Nun denn, ich will offen und wahr gegen Sie sein, vielleicht gehen Sie noch in sich und sprechen das rettende Wort für uns Alle. Sehen Sie, Elsbeth, die Lage Ihres Herrn Vaters ist geradezu eine höchst mißliche, ja, ich muß Ihnen gestehen, eine verlorene. Das Haus Mühlberg steht am Vorabende eines Bankerottes."

„Herr des Himmels, meine Ahnung!" stöhnte Elsbeth und rang die Hände.

Auf Dornburg hatte die tiefe Erregung des Mädchens einen freudigen Eindruck gemacht, und obgleich er beschlossen hatte, ihr noch mehr über das Schicksal ihres Vaters mitzutheilen, so wurde er doch anderen Sinnes, und er hoffte, daß diese Mittheilung bereits genügen würde, Elsbeth zu bewegen, ihren Brief an Paul zurückzunehmen.

Mit freundlicherer Stimme begann er:

„Bedenken Sie, allein und hilflos in der Welt zu stehen oder eine Familie zu finden, in der Sie mit Freuden als Tochter aufgenommen werden, das ist doch wohl ein Unterschied! Lassen Sie diese Störung Ihres Verhältnisses vergessen sein; reichen Sie mir die Hand zur Versöhnung, und mag dann hereinbrechen, was da will, Sie haben in meiner Familie einen sicheren Platz, und der Sturm wird an Ihnen wirkungslos vorüber gehen."

Elsbeth hatte sich während den Worten schon wieder gesammelt.

Es war auch für sie eine schwere Stunde gewesen; aber der Leidenskelch mußte bis auf den letzten Tropfen geleert werden. Eine innere Stimme sagte ihr, daß sie — und wenn auch das Schlimmste über sie hereinbrechen würde — nicht verlassen sein könne, und diese Stimme war sogar so lebendig in ihr, daß sie ihr „Römhild" und den „Unbekannten" ins Gedächtniß rief.

„Was ich gethan, kann ich nicht mehr ändern; mag über mich hereinbrechen, was da will. Auch die größte Noth soll mich nicht veranlassen, mit falschem Herzen in Ihre Familie mich zu drängen. Ich kann Paul nicht mehr lieben. Es ist vorüber."

Dornburg war über eine solche Standhaftigkeit und Entschlossenheit ganz überrascht.

„Elsbeth, es ist eine Thorheit, die Sie begehen. Ich bitte Sie, nehmen Sie Vernunft an, machen Sie sich die Verhältnisse klar. Sie können sich jetzt gar nicht vorstellen, welcher unangenehmen Lage Sie entgegen gehen.“

„Glauben Sie das nicht, Herr Dornburg. Ich kann mich sehr wohl in die Lage versetzen, die mich bedroht; aber ich habe auch einen Talisman, der mich in dem großen Ungewitter nicht verzagen und nicht umkommen lassen wird. Herr Dornburg, und wenn ich mit meiner Hände Arbeit mein Leben fristen sollte, so wird es geschehen; aber niemals, niemals kann ich die Gattin Ihres Sohnes werden!“

Der alte Herr sprang erregt auf.

„Das ist nicht möglich! Das ist nicht möglich! Hier liegt ein anderer Grund vor. Sie sind beeinflußt worden von anderen Personen und diesem Doctor Römhild.“

„Herr Dornburg, brechen wir dieses Gespräch ab. Sie haben mein letztes Wort erhalten. Ich danke für Ihre freundliche Theilnahme, für Ihre freundliche Fürsorge; aber ich kann und darf Ihren Wunsch nicht erfüllen.“

Mit den Worten verneigte sich Elsbeth und verließ das Zimmer.

Stumm und starr vor Erstaunen stand der alte Herr noch einige Secunden im Zimmer. Dann griff er hastig nach dem Hute und Stocke und stürmte davon.

Achtzehntes Capitel.

Die Entscheidung.

So stark und fest sich auch Elsbeth bewiesen hatte, so war doch ihre Standhaftigkeit durch das Gespräch mit dem Banquier bis auf das Höchste angespannt worden.

Kaum hatte sie das nächste Zimmer betreten, als sie kraftlos und laut schluchzend auf das Sopha sank.

Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und weinte bitterlich.

Es war zu viel, was auf die Seele der Jungfrau in dieser Stunde eingestürmt war.

Der Verlust ihrer Liebe, diese entsetzliche Entscheidung, war schon stark genug, ein Menschenherz zu erschüttern und der Verzweiflung nahe zu bringen.

Was mochte sie empfunden haben, ehe sie diese Ruhe, die sie gezeigt, errungen hatte! Als aber nun noch der Ruin ihres Hauses, ihres Vaters hereinbrach, da war es zu viel! Hatte sie doch schon lange ähnliche Gedanken empfunden, wenn sie ihren Vater im Geheimen beobachtet hatte, wie er noch Abends, lange bis nach Mitternacht, unruhig in seinem Zimmer umher geschritten war, wie er über Büchern gesessen und heimlich mit seinen Beamten conferirt hatte.

Doch mit der Offenbarung des bevorstehenden Bankerotts war noch eine andere entsetzliche Befürchtung in ihrer Seele aufgestiegen.

Warum war der Vater verreist? Sollte dies eine Flucht sein?

„Herr Gott," rief sie plötzlich und rang die Hände, „wenn er nicht mehr wiederkäme! Wenn er wirklich geflohen wäre und mich allein zurück gelassen hätte! Dann — o Du mein Gott! — dann wäre womöglich noch eine Schuld auf ihn zu werfen! Dann wäre es kein unglücklicher Bankerott, sondern — Herr Gott, ich kann das Wort nicht aussprechen! Nein, nein, Herr des Himmels, das kann nicht sein, nein, mein Vater kann — kann — kein — Betrüger sein!"

Kaum hatte sie das Wort, das entsetzliche Wort, das nicht über ihre Lippen wollte, ausgesprochen, als sie über sich selbst heftig zusammenschreckte und sich ängstlich im Zimmer umsah.

Ihr Blick blieb starr auf der geöffneten Thür, auf der Gestalt haften, die in derselben stand.

Ein Aufschrei ertönte über ihre Lippen, und sie sank halb ohnmächtig zurück aufs Sopha.

Die Gestalt aber in der Thür bekam Leben.

Krachend flog die Thür ins Schloß, und Mamsell Rose stürzte herein, sank vor der leichenblassen Jungfrau nieder auf ihre Kniee und rief:

„Elsbeth, Elsbeth, was ist geschehen?"

Doch die Jungfrau gab keine Antwort.

Mamsell Rose rüttelte und schüttelte an ihr. Sie sprang auf, lehnte ihr Haupt an die Wangen des Mädchens und rief sie mit den zärtlichsten Namen.

Da öffnete Elsbeth ihre Augen, und ein Blick der Wehmuth streifte die ängstliche treue alte Seele, über deren Lippen die Worte zitterten:

„Elsbeth, mein Kind, sagen Sie mir, was ist geschehen!"

„Rose, Du hast meine Mutter gekannt; willst Du mir jetzt, in diesem Augenblicke, etwas von ihr erzählen?"

„O Gott, o Gott!" stöhnte die Alte. „Nein, nein, jetzt nicht; ich kann nicht. Aber ich bitte Sie, Elsbeth, fassen Sie sich; bald — bald sollen Sie Alles hören."

„Bald? Bald? Ja, Rose, bald, bald werden wir Alles hören!"

„Ich bitte Sie um Gotteswillen, Elsbeth, sprechen Sie doch!"

„Ich habe Dich gebeten wohl beinahe achtzehn Jahre: ‚Rose, erzähle mir von meiner Mutter!' Du hast's verschoben bis jetzt; auch jetzt wieder

bat ich Dich; ‚Bald!‘ hast Du zur Antwort gehabt. Nun denn, frage mich nicht, Rose; ich habe Dir auch nichts zu sagen; aber bald, bald wirst Du's erfahren!“

Die Alte rang die Hände.

„Herr Gott, steh' mir bei! Hier ist ein Unglück geschehen,“ rief sie. „Elsbeth, sprechen Sie!“

„Die Zeit ist noch nicht da; Rose, warte in Geduld, bis der Vater zurückkommt.“

Wie von einem elektrischen Schlage berührt, zuckte die Alte zusammen.

„Der Vater zurückkommt?“ flüsterte sie. „Wenn er nun nicht mehr zurückkommt?“

„Rose!“ rief Elsbeth.

„Elsbeth!“ versetzte die Alte.

Beide lagen sich am Herzen; sie verstanden sich ohne weitere Worte.

Einige Secunden vergingen.

Langsam lösten sich die Arme der Verschlungenen.

Die Beiden ließen sich auf dem Sopha nieder und blickten noch immer schweigend vor sich hin.

Es schien, als ob sich Jede fürchtete, ihre Gedanken auszusprechen.

Endlich faßte Mamsell Rose die Hand Elsbeth's und flüsterte:

„Hat Ihnen Banquier Dornburg etwas gesagt?“

Elsbeth nickte mit dem Haupte.

„Und warum that er das?“

„Warum? Kannst Du noch fragen, Rose? Verkaufen soll ich mich und das Weib eines Unwürdigen werden. Rose, Du hast mich zwar gestern auf dem schwersten Gange meines Lebens begleitet, weißt aber noch nicht, was mir geschehen ist. Höre mich an, und dann sage mir, ob ich das Opfer bringen soll oder nicht?“

Elsbeth theilte nun der Alten ihre schreckliche Entscheidung mit, setzte sie auch von dem in Kenntniß, was sie bereits durch Doctor Römhild gethan hatte, und erzählte ihr, auf welche Weise der Banquier Dornburg versucht hatte, sie anderen Sinnes zu machen.

„Gott steht Ihnen bei, Elsbeth; Sie haben ganz recht gehandelt,“ versetzte Rose mit einer gewissen Würde und freudig leuchtenden Augen.

„O, wenn es Ihrer Mutter vergönnt ist, Sie zu schauen aus dem Raume der Verklärten, so wird sie eine große Freude gehabt haben! Fürchten Sie nichts, Elsbeth. Mag hereinbrechen, was da will, Sie stehen in Gottes Hand und in der Hand Ihrer Freunde."

„Wie," rief jetzt Elsbeth, „auch Du sprichst von Freunden? Auch Du fängst an, geheimnißvoll zu werden? Was weißt Du?"

„Ich weiß nichts, Elsbeth. Das nur weiß ich, daß eine unsichtbare Hand bemüht ist, Sie von allen Unannehmlichkeiten und Gefahren des Lebens zu befreien, und ich habe die Hoffnung im Herzen, daß Ihnen recht bald, wenn auch ein Unglück über Sie hereinbrechen könnte, das größte Glück und die größte Freude Ihres Herzens zu Theil werden wird."

Mit den Worten hatte sich die Alte erhoben und wollte fort.

Doch Elsbeth hielt sie zurück und rief:

„Nein, nein, Rose, jetzt lasse ich Dich nicht fort. Nun sprich! Du hast schon oft so angefangen, solche räthselhafte Aeußerungen gethan und dann so schnell abgebrochen; jetzt aber ist die Stunde gekommen, in welcher Du offen und wahr zu mir sein kannst. Also heraus mit der Sprache!"

Da klopfte es an der Thür des Zimmers, und bald darauf trat Anna Dornburg hastig in das Gemach.

Mamsell Rose ergriff die Gelegenheit und schlüpfte aus dem Zimmer.

Einige Secunden starrten sich beide Mädchen schweigend an.

„Ich ahne, warum Du kommst, Anna!" versetzte endlich Elsbeth und ging ihr entgegen.

„So ist es denn wirklich so weit gekommen, Elsbeth?" erwiderte Anna, indem sie die Hand der Freundin ergriff und sie auf das Sopha zurückführte.

„Du hast also schon erfahren, was vergangene Nacht geschehen ist?"

„Der Vater hat es mir soeben mitgetheilt. Er ist ganz außer sich und hat mich ersucht, zu Dir zu gehen, um Deinen Entschluß zu ändern. Jetzt ist er fort gegangen; ich weiß nicht, wohin."

„Und Du bist gekommen, um den Wunsch Deines Vaters zu erfüllen?" fragte Elsbeth.

Anna aber richtete ihre Augen fest auf die Freundin und versetzte:

„Nein, Elsbeth, ich wage nicht den Versuch, Deinen Entschluß zu

ändern. Es ist schrecklich, daß ich es aussprechen muß; aber Paul hat Dich betrogen, und das kannst Du ihm niemals vergeben. Ich weiß, wie das schmerzt, aber auch gleichzeitig entschlossen macht."

„Anna, so haben wir gleiches Loos!"

„Gleiches Loos, Elsbeth. Und ich denke, wir werden es mit gleicher Stärke ertragen. Paul ist Deiner eben so gut unwürdig wie Raimund meiner."

„Und glaubst Du denn wirklich, daß Paul so aufrichtige Reue über seine That empfindet?" fragte Elsbeth.

„O ja, Elsbeth, das glaube ich wohl; aber Du kannst Dich nicht auf ihn verlassen."

„Und wird mir Dein Vater verzeihen, wenn ich Ursache werde, daß Paul seinen eigenen Weg geht?"

„Du kannst nichts dafür, Elsbeth. Der Vater wird erkennen, daß das Opfer, welches man von Dir verlangt, zu groß ist."

„Ich danke Dir."

„Elsbeth, wir wollen auch in trüben Tagen fest zusammen halten, wie wir's bis jetzt gethan haben. Sieh', deshalb war ich hier."

„So weißt Du wohl auch noch mehr, was mir bevorsteht?"

„Noch mehr?" fragte Anna.

„Nun ja, ich dachte, Dein Vater hätte Dir einige Mittheilungen gemacht."

„Ich weiß nichts. Was steht Dir noch bevor?" fragte Anna gespannt.

„Nun, bis jetzt weiß ich auch nichts, Anna; doch Dein Vater sprach von einer herben Zukunft. Ich bin auf Alles gefaßt; mag kommen, was da will."

„Und ich bleibe Deine Freundin, Elsbeth, und werde Dich nie verlassen!" rief Anna leidenschaftlich und umarmte die Freundin.

Erst nach längerer Zeit schieden sie voneinander, und Elsbeth hatte nun wieder Gelegenheit, über die räthselhaften Worte Rose's nachzudenken.

Sie blieb jedoch nicht bei dem Nachdenken stehen, sondern suchte die Mamsell auf und drang von Neuem in sie, ihr nähere Mittheilung zu machen. Doch die Alte war fest wie Eisen.

Sie beharrte in hartnäckigem Schweigen, so daß auch diesmal Elsbeth ihren Versuch aufgeben mußte.

„Nun, giebt's ein Duell, mein junger Freund?" fragte Doctor Werther, als Römhild nach Hause kam.

„Nein, Herr Doctor; aber eine Entscheidung steht vor der Thür, und ich fürchte, eine Entscheidung von großer Tragweite."

„Sprechen Sie, Römhild, sprechen Sie; was ist geschehen?" flüsterte Werther, indem er den jungen Mann am Arme ergriff und ihn zu sich aufs Sopha zog. „Sie sind noch ganz erregt; es ist wohl nicht so abgelaufen, wie wir hofften?"

„Lassen Sie mich erst ein wenig sammeln, Herr Doctor. Ich habe eine Stunde erlebt, die nie aus meinem Gedächtnisse scheiden wird. O, welche kostbare Perle ist doch dieses Mädchen! Sie ist die Krone aller Frauen! Welch' edles Herz, welch' wunderbare Charakterfestigkeit! O, Dornburg, Du hast den größten Schatz des Lebens verloren!"

„Sie sind wirklich ganz erregt, Römhild. Wollen Sie mir denn nicht Mittheilung über das Geschehene abstatten?" lächelte Doctor Werther.

„Ja, ja, Sie sollen Alles erfahren," erwiderte Römhild und erzählte nun dem aufhorchenden Freunde Wort für Wort, was geschehen war.

Doctor Werther war davon so glücklich berührt, daß auch er mit Römhild in das Lob Elsbeth's einstimmte.

Was aber Römhild wieder befremdete, war, daß Doctor Werther, als er sich erhob, versetzte: „Nun, Gott sei Dank, die Stunde naht! Haben Sie schon Ihre Annonce in die Zeitung setzen lassen?"

„Noch nicht."

„So ist es nicht nöthig."

„Wie, Sie wollen wirklich —"

„Was ich will, mein Freund, das weiß ich jetzt auch noch nicht. Lassen Sie die Sache ihren Gang gehen."

„Du mein Gott, das haben Sie mir schon so oft gesagt!"

„Vielleicht ist es jetzt das letzte Mal, daß ich's Ihnen sage. Seien Sie standhaft, mein junger Freund; ich denke, die Zukunft lächelt Ihnen rosig entgegen."

Mit den Worten entfernte sich Werther.

Römhild stand abermals wie betäubt; doch das Entgegenkommen Elsbeth's, ihr inniges, festes Vertrauen, die seelenvollen Blicke, die herzlichen Worte, die sie zu ihm gesprochen, traten jetzt lebendig vor seine Seele und erfüllten ihn mit unaussprechlicher Seligkeit.

Ein bitterer Gedanke konnte neben diesen Gefühlen nicht in ihm aufkommen.

Es war ihm lieb, daß er allein war, denn er fühlte, daß er Zeit brauchte, um sich zu sammeln und sein aufgeregtes Herz wieder zu beruhigen.

Viel, viel hatte sich heute ereignet, das für ihn verhängnißvoll werden konnte, und die Worte des Doctors: „Sie gehen einer rosigen Zukunft entgegen!" standen ihm fortwährend vor der Seele.

Ja, wie hätte die Zukunft anders sein können, als rosig, wenn sich seine Hoffnung, die er von Neuem erfaßt, erfüllen konnte! Liebte er doch jetzt Elsbeth mit einer geradezu leidenschaftlichen Liebe, die ihm sogar vorspiegelte, daß auch Elsbeth ihm näher getreten sei.

Wenn nun seine Person auch ein wenig Ursache gewesen wäre, daß Elsbeth so standhaft jede Versöhnung mit ihrem Verlobten zurückwies!

Diese Gedanken beschäftigten ihn jetzt, da er, sinnend vor sich hin lächelnd, auf dem Sopha saß.

Plötzlich wurde er in seinem Nachdenken gestört, indem ihn ein Diener nach dem Zimmer der Gräfin rief.

„Ist Doctor Werther auch im Salon?" fragte er.

„Nein, der Herr Secretair hat soeben Besuch gehabt."

„Kennen Sie den Besuch?" fragte Römhild weiter.

„Wenn ich nicht irre, so war es Herr Banquier Dornburg," antwortete der Diener.

Römhild erschrak.

Aber warum sollte er denn erschrecken?

„Er wird nichts schaffen," sagte ihm eine innere Stimme, und er folgte beruhigt dem Diener, der ihn nach dem Salon der Gräfin führte.

Doctor Werther hatte sich von Römhild so schnell zurückgezogen, weil er selbst sehr bewegt war.

In fieberhafter Aufregung durchschritt er sein Zimmer, blieb zuweilen stehen und murmelte einzelne Worte vor sich hin, um dann wieder von Neuem seinen Spazirgang fortzusetzen. Jetzt trat er an den Secretair und nahm aus dem geheimen Fache ein kleines schwarzes Kästchen, das er durch einen Druck auf die Feder öffnete.

In demselben befanden sich die Schriftstücke, welche er von Mamsell Rose erhalten hatte.

Er nahm dieselben heraus und war eben im Begriffe, darin zu lesen, als Baptiste erschien und ihm den Besuch des Banquiers Dornburg anmeldete.

Rasch warf er die Papiere wieder in ihren Behälter, verschloß das Kästchen und trat dem Besuche entgegen.

„Sie kommen jedenfalls, mir mitzutheilen, daß Herr Mühlberg eine längere Reise unternommen hat,“ rief er dem Banquier entgegen und reichte ihm die Hand zum Gruße.

„Nein, nein, Herr Doctor. Herr Mühlberg liegt jetzt ganz aus meinen Gedanken; ich komme in einer anderen Angelegenheit zu Ihnen, in welcher Sie mir rathen und helfen müssen, denn Sie allein nur haben die Macht, hier helfend einzugreifen.“

Doctor Werther, der sofort den Grund dieses Besuches erkannt, stellte sich doch ganz überrascht und versetzte:

„Sie machen mich ängstlich, Herr Banquier; es ist doch nichts Unangenehmes passirt? Wenn ich Ihnen dienen kann, mit dem größten Vergnügen.“

„Ja, ja, Sie können es, Herr Doctor, und Sie wissen auch die ganze Geschichte. Das kann nicht gehen; Elsbeth muß sich wieder versöhnen mit meinem Sohne,“ versetzte der Banquier.

„Aber ich bitte Sie, Herr Banquier, was habe ich mit Ihrem Sohne und dessen Verlobten zu schaffen?“

„O, sehr viel, Herr Doctor. Ich weiß, Sie sind die Veranlassung gewesen, daß mein Sohn den Maskenball mitgemacht hat; Sie haben jedenfalls auch Elsbeth bestimmt, nach dem Saale zu kommen, und ihr Gelegenheit gegeben, meinen Sohn bei diesem tollen Treiben zu beobachten.“

„Aber ich bitte Sie!“ versetzte Werther.

„Es ist so, Herr Doctor, und ich kann es Ihnen ja auch im Grunde nicht verdenken, daß Sie dem Mädchen die Augen geöffnet haben; denn die ganze Sache kann möglicherweise zum Heile meines Sohnes Veranlassung sein. Hören Sie mich nur an!"

Der Banquier erzählte nun in aller Hast, wie sein Sohn Paul seine Sinneswandlung von der Vereinigung mit Elsbeth abhängig machte.

Doctor Werther ließ ihn ruhig ausreden und versetzte dann:

„Sie täuschen sich, Herr Dornburg, wenn Sie meinen, daß ich eine solche Macht besäße, Fräulein Elsbeth zu überzeugen von der Aufrichtigkeit der Reue Ihres Sohnes, und überschätzen meinen Einfluß ganz gewaltig. Ich kann in der Sache nichts thun."

„Herr Doctor, spielen Sie nicht mir gegenüber den Geheimnißvollen. Ich weiß, worauf Ihr Spiel gerichtet ist, und habe Ihnen ja bewiesen, daß ich Ihnen in dieser Sache zu dienen bereit bin. Aber bedenken Sie das Wohl Elsbeth's! Ihre Rache, die Sie an Mühlberg doch unstreitig nehmen wollen, fällt auch auf das Haupt seiner Tochter zurück."

„Sprechen Sie nicht weiter, Herr Dornburg!" fiel Doctor Werther ein. „Wer sagt Ihnen, daß ich eine Rache an Mühlberg zu nehmen beabsichtige?"

„Mein Gott, das sagt mir mein klarer Verstand. Ich weiß, wie Sie manipulirt haben, um den Mann ganz in Ihre eigenen Hände zu bekommen, und kann mir das also nicht anders erklären, als daß Sie eben mit ihm eine Abrechnung zu machen haben."

„Das ist etwas Anderes, mein lieber Freund. Abrechnung und Rache sind sehr verschiedene Begriffe. Doch befürchten Sie nichts für Elsbeth; sie steht unter meinem Schutze, und ich habe Ihnen schon einmal erklärt, daß ich in einer Verbindung mit Ihrem Sohne kein Heil für Elsbeth finden kann; warum, wissen Sie doch!"

„Ja, das hat sich aber jetzt geändert, Herr Doctor. Der Junge will ja ganz anders werden. Ich bitte Sie, suchen Sie Elsbeth zu bewegen!"

„Aber, Herr Dornburg, ich bin mit dem Mädchen noch nicht zusammen gekommen und ihr ein vollständig fremder Mann! Ich weiß nicht, was Sie wollen," fiel Werther ein.

„Nun, wenn Sie auch nicht mit ihr zusammen kommen, so haben

Sie Ihre Helfer. Doctor Römhild ist ja ein Vertrauter von Elsbeth und jedenfalls nur auf Ihren Wunsch."

Werther schüttelte den Kopf.

„Sie häufen eine Täuschung über die andere. Daß es so gekommen, mögen Sie meinetwegen dem Zufalle oder der Vorsehung zuschreiben. Ich halte es für ein großes Glück für die junge Dame, daß das Verhältniß mit Ihrem Sohne gelöst ist, und erkläre Ihnen hiermit, daß ich überhaupt vorläufig keinen Einfluß habe und auch entschlossen bin, mich gar nicht in diese Angelegenheit zu mengen."

„Mein Gott, so ist Paul verloren! Ich kenne seinen hartnäckigen Charakter; wenn ihm Elsbeth verloren geht, dann hat er sich selbst verloren und ist eine Umkehr unmöglich."

Nach den Worten schaute der unglückliche Vater ganz betrübt vor sich nieder.

Aber auch Werther blickte ihn mit theilnehmender Miene an und versetzte:

„Ich bedauere Sie von ganzem Herzen, Herr Dornburg, fühle aber auch die Gewißheit in mir, daß Ihr Herr Sohn durch nichts mehr von seinem eingeschlagenen Wege abzuhalten sein wird. Sie täuschen sich selbst in ihm. Sein Versprechen, das er Ihnen jetzt augenblicklich gegeben, ist ein ganz unsicheres Fundament, und Sie können unmöglich das Lebensglück Fräulein Elsbeth's darauf bauen wollen. Ich gebe Ihnen mein Wort, Elsbeth würde nur einem Opferlamme zu vergleichen sein, wenn sie wirklich noch einmal Vergebung Ihrem Sohne angedeihen ließe. Sie hätten dann das Unglück dieses Mädchens verschuldet, und Ihr Sohn wäre doch nicht gerettet worden. Er verfällt über kurz oder lang seinen phantastischen Ideen. Es ist hart, Ihnen das zu sagen; aber ich fürchte, Sie können ihn als verlorenen Sohn betrachten."

„Herr, ich bitte Sie, rauben Sie mir nicht die letzte Hoffnung! Ihre Worte sind ein glühendes Eisen, das meine Seele foltert. Nein, nein, das kann nicht sein! Paul war so gut und hat ein vortreffliches Herz; er wird sein Wort halten."

„Nun, so fügen Sie sich in Geduld und erwarten Sie, was Elsbeth beschlossen hat."

„Sie hat ja schon beschlossen, Herr Doctor, und ich möchte gern wissen, welchen Auftrag sie Herrn Römhild übergeben hat. Mein Sohn sagte mir, daß er den Herrn zu seinem Vertrauten und Fürsprecher erkoren habe. Ich dächte, Sie könnten daraus wohl auch den edeln Grund seines Charakters ersehen."

„Das mag ja Alles sein," versetzte Werther; „aber da ist immer noch nicht gesagt, daß eine solche leise Regung seines besseren Ichs auch Bestand hält und gute Folgen nach sich ziehen wird. Ich kenne viele Menschen mit sogenannten guten Herzen, bei denen aber der Leichtsinn die guten Regungen übersteigt und sie sogar zu Verbrechern gemacht hat."

„Sie wollen doch nicht sagen —"

„Ich will nichts sagen, Herr Dornburg; die Zukunft allein wird Richter zwischen mir und Ihnen sein. Ich habe keine Hoffnung für Ihren Sohn."

„Kennen Sie ihn so genau?" fragte Dornburg ein wenig schnippisch.

„So weit ich ihn kenne, genügt es mir zu meinem Urtheile. Doch ich kann mich ja täuschen. Lassen wir die Sache ihren Gang gehen, und ich bitte Sie, das Gespräch über diesen Gegenstand abzubrechen, da ich noch in einer anderen Angelegenheit mit Ihnen verhandeln möchte."

„Sie wollen mir also durchaus nicht entgegen kommen?" fragte Dornburg.

„Ich kann es nicht," antwortete Werther.

„Nun denn, so bitte ich Sie, mich auch ferner mit anderen Angelegenheiten zu verschonen. Leben Sie wohl!"

Werther wollte den erregten Banquier zurückhalten; dieser aber stürmte hastig aus dem Zimmer.

„Er thut mir leid, thut mir sehr leid," murmelte Werther, „doch der Bube nicht. Ich habe geschworen, über das Glück Elsbeth's zu wachen, und ich werde meine Pflicht erfüllen, so hart es auch Anderen erscheinen mag."

Nach diesem Selbstgespräche schloß Werther seinen Secretair und begab sich ebenfalls in den Salon der Gräfin.

Noch immer hielt Werther in Gegenwart Römhild's den Schein seines künstlichen Verhältnisses bei der Gräfin aufrecht, und Römhild hatte wieder eine neue Gelegenheit, die Charakterstärke dieses Mannes zu bewundern.

Mit vollständiger Ruhe brachte er das Gespräch auf die Folgen des Maskenballes und veranlaßte Römhild, den Damen seine Thätigkeit in dieser Angelegenheit zu offenbaren.

Mit eben solcher Ruhe sprach er von der Existenz eines Unbekannten, der sich als ein Freund und Beschützer Elsbeth's gezeigt hatte.

Eigenthümliche Empfindungen ergriffen die Seele Römhild's während dieser Unterredung.

Bald bewunderte er Werther, bald ärgerte er sich über dessen verstecktes Benehmen; doch die Hoffnung auf die großen Vortheile, welche seiner Person dadurch bereits erwachsen waren und noch erwachsen konnten, beruhigten ihn und unterdrückten so manches bittere Gefühl, welches gegen Werther in seinem Herzen aufsteigen wollte.

Endlich siegte das Vertrauen, das er zu dem Manne empfand, der gleich ihm einer so ehrenwerthen Brüderschaft angehörte, und der Gedanke, daß es unmöglich sei, eine Falschheit oder Hinterlist bei ihm zu vermuthen, gewann die Oberhand.

Die Conversation war beendet, und Römhild begann nun mit der Comtesse die festgesetzte Musikstunde.

Merkwürdigerweise aber zeigte Comtesse Cäcilie heute eine große Zerstreutheit, und zuweilen konnte sie ein leises Zittern ihrer Finger, welche die Tasten griffen, nicht ganz verbergen.

Auch Römhild war zerstreut und merkte von der Erregung seiner Schülerin nicht das Geringste.

Beide athmeten erleichtert auf, als endlich die Stunde vorüber war.

Die übrige Tageszeit verging in der gewöhnlichen Ordnung, und die Ritterdienste Römhild's, zu denen er auf solch' eigenthümliche Weise verpflichtet worden war, wurden mit keinem Worte mehr erwähnt.

Sehr lang war Römhild der Tag geworden, und er war froh, daß endlich die Stunde herbeikam, in welcher er die nächtliche Ruhe suchen konnte. —

Daß auch Paul Dornburg einen Tag der Aufregung und der Angst verlebt hatte, ist wohl erklärlich.

Im Geschäfte konnte er keine Ruhe finden, und er verbrachte deshalb die größte Zeit des Tages außerhalb des elterlichen Hauses.

Erst der Abend führte ihn wieder mit den Seinigen zusammen.

Eine düstere Stimmung herrschte über der Familie. Niemand wollte das unheimliche Schweigen brechen, und doch lag ihnen auch das Bedürfniß nahe, sich gegenseitig auszusprechen.

Der Banquier hatte noch mit keinem Worte seiner erfolglosen Bemühungen erwähnt; eigentlich durfte er ja auch seinem Sohne nichts davon mittheilen, da er ja diesem versprochen hatte, sich vollständig passiv zu verhalten.

Doch der Banquier war der Erste, der das Wort ergriff, indem er plötzlich, zu Paul gewendet, versetzte:

„Ich wundere mich über Dein Vertrauen, das Du dem Doctor Römhild geschenkt hast. Wenn er, wie Du vermuthest, eine Neigung zu Elsbeth empfindet, so ist doch voraus zu sehen, daß ihm eine Lösung Eures Verhältnisses nur willkommen sein kann. Solche Großmuth und Selbstüberwindung, die Du bei ihm voraussetzest, sind bei den Menschen heut' zu Tage nicht so leicht zu finden."

„Verlaß Dich darauf, mein Vater, Römhild wird besser für mich sprechen, als ich es thun könnte. Er ist ein ungewöhnlicher Mensch; das habe ich in jener Stunde kennen gelernt, und übrigens habe ich sein Ehrenwort. Ich vertraue ihm ohne Rückhalt."

Der Banquier zuckte mit den Achseln, und es vergingen wieder einige Minuten des Schweigens.

„Wenn er nun aber die gehoffte Antwort nicht überbringt, Paul, was dann?" fragte plötzlich der Banquier.

Paul Dornburg sah seinem Vater mit einem ernsten, fast wehmüthigen Blicke in die Augen und versetzte dann:

„Ueberbringt mir Römhild nicht die sehnlichst erwartete Nachricht, dann habe ich eben nichts mehr zu verlieren."

„Wie, Du hast nichts mehr zu verlieren?" rief der Banquier vorwurfsvoll, und auch die Mutter richtete einen ernsten, fragenden Blick auf den Sohn.

Dieser senkte die Augen und schwieg.

„Paul," begann die Mutter, „Du stehst an einem Scheidewege; besinne Dich, sei standhaft und laß Dich von dem Geschicke nicht überwältigen

und verleiten zu einem Schritte, der Dich in das Verderben führen könnte. Du hast noch Vater und Mutter, die Dich mit offenen Armen und treuer Liebe empfangen werden, wenn Du zu ihnen zurückkehrst. Paul, ich will den Himmel anflehen, daß er Dir die richtige Erkenntniß gebe!"

Der junge Mann war tief erregt, und man sah es ihm an, wie er innerlich mit seinen Gefühlen im Kampfe lag.

Niemand wagte die abermalige Stille zu unterbrechen, bis plötzlich Paul aufsprang und mit zitternder Stimme eine „gute Nacht!" den Seinigen zurief, worauf er rasch aus dem Gemache eilte, um sich in sein Zimmer zu begeben.

Am anderen Morgen war er sehr zeitig wach.

Er hatte schon viel an seinem Schreibtische gearbeitet und befand sich seinem äußeren Ansehen nach in einer sehr ernsten, aber entschlossenen Stimmung.

Von Zeit zu Zeit schaute er nach der Wanduhr, welche zwar langsam, aber sicher der Stunde nahe rückte, die eine Entscheidung für sein ganzes Leben herbeiführen sollte.

Warum er gerade um 11 Uhr Römhild bestellt hatte, werden wir sogleich erfahren.

Gegen ½11 Uhr war nämlich der Besuch seiner politischen Freunde angesetzt.

Er wußte wohl, daß sie kamen, um ihn zu einem Entschlusse zu drängen. Diese seine Entscheidung hatte er von der Antwort Römhild's abhängig gemacht.

Mit welcher Ungeduld er dem Besuche entgegen sah, kann man sich wohl denken.

Endlich meldete Friedrich die beiden Herren.

Dornburg empfing sie mit ruhiger, entschiedener Haltung.

Damit er noch Zeit gewann, hatte er ein Frühstück für die Gäste serviren lassen und lud sie freundlich ein, sich nieder zu lassen, um, wie er sagte, in gemüthlicher Weise zu conferiren.

Doch der Ton seiner Stimme war eigenthümlich verschieden und ließ ein leichtes Zittern erkennen. Die Gäste jedoch schienen die Erregung des jungen Mannes nicht zu bemerken.

Der allbekannte Volksmann reichte ihm die Hand und versetzte:

„Sie sehen, daß wir stets in allen unseren Sachen pünktlich sind. Erlauben Sie mir, daß ich Sie im Namen unserer Brüder bitte, recht rasch zur Hauptsache unserer Zusammenkunft zu gelangen. Obwohl ich kein Verächter von einem guten Frühstücke bin, so läßt sich doch meiner Ansicht nach dann gemüthlicher und mit vollständiger Empfindung frühstücken, wenn die Hauptsache abgethan und überhaupt das Geschäft vereinbart ist.“

„Ja, ja, Herr Bürger Dornburg,“ fiel der Vorsteher des hiesigen demokratischen Vereins ein, „mein Freund hat vollkommen Recht; kommen wir zuerst zur Hauptsache, und frühstücken wir nachher.“

„Diesmal, meine Herren, müssen Sie schon mir folgen. Der Wein ist wirklich nicht schlecht, und ich denke, er wird Ihnen auch munden. Sie wissen ja das Sprichwort: In vino veritas — im Wein ist die Wahrheit! und haben wohl auch schon erkannt, wie redselig und zutraulich ein Glas dieses edeln Rebensaftes den Menschen machen kann. Deshalb schlage ich Ihnen vor, wir genießen vorläufig diese Gabe und kommen dann schon von selbst auf die Hauptsache unserer Conferenz.“

Die beiden Herren hatten während den Worten des jungen Mannes immerfort lüsterne Blicke auf die reichbesetzte Tafel geworfen und schienen von der Wahrheit der Worte Dornburg's überzeugt zu sein.

Der große Volksmann klopfte ihm vertraulich in väterlicher Weise auf die Achsel und versetzte:

„Ja, ja, Sie haben doch immer Recht, mein lieber Bürger Dornburg; wir wollen Ihnen auch diesmal gehorchen. Es ist mir, als ob es eine prächtige Vorbedeutung wäre, daß Sie uns in dem entscheidenden Momente — wie ich sehe — mit dem schönen Rheinweine bewirthen wollen.“

Mit den Worten setzte er sich nieder, und Paul Dornburg füllte die Gläser.

„Wahrhaftig, wie reines flüssiges Gold perlt dieser edle Saft in den Gläsern!“ rief der Präsident des demokratischen Vereins. „Welch' herrlicher Gedanke müßte es sein, wenn man wüßte, daß jeder arme Teufel, der jetzt noch hungrig und durstig sein elendes Nachtlager aufsucht, sich auch ein Gläschen dieses edeln Saftes zum Schlaftrunke erlauben könnte.“

„Sie gehen zu weit, mein lieber Freund,“ versetzte der Volksmann.

„Ich glaube nicht, daß es jemals so weit kommen dürfte, wenn auch die ganze Welt unsere glückbringenden Ideen aufgenommen und der Republik die Thore geöffnet hätte."

Der Präsident senkte das Haupt, während Paul Dornburg ein verächtliches Lächeln über seine Lippen gleiten ließ.

Da begann abermals der Präsident, indem er voller Begeisterung seine Augen auf den jungen Mann richtete:

„Aber warum sollte es nicht so weit kommen, meine Freunde? Bedenken Sie doch, daß unser Sinnen und Trachten darauf gerichtet ist: Alle Güter dieser Erde müssen dem Einen wie dem Andern gleich zugänglich sein! Erst wenn die Menschheit diese Wahrheit erkannt hat, wenn wir Alle gleiche Güter gemeinschaftlich besitzen werden, dann, meine Freunde, wird der Tag angebrochen sein, wo sich unsere Ideen anfangen zu verwirklichen, und der Segen einer solchen Gleichheit und Brüderlichkeit wird auch nicht auf sich warten lassen. Erst müssen wir uns auf der ganzen Welt die Hände reichen und miteinander Fühlung gewinnen. Sehen Sie, ich halte nicht viel von den Franzosen; aber ich bin doch überzeugt, daß es höchst nothwendig ist, mit dieser Pariser Commune in Verbindung zu treten, und Sie sind einmal doch der beste Mann dazu, um diesen höchst wichtigen Auftrag auch wirklich ausführen zu können. Wie ist es, haben Sie sich denn endlich entschlossen? Wollen Sie nicht bloß dem Vaterlande, sondern auch der ganzen Menschheit einen großen Dienst erweisen und die Sendung nach Paris übernehmen?"

„Noch ist es nicht elf Uhr, meine Herren. Sie sind pünktlich, wie Sie vorhin zu erwähnen beliebten, und ich will Ihnen zeigen, daß auch ich correct und pünktlich zu handeln gewöhnt bin. Zehn Minuten nach elf Uhr sollen Sie die bestimmte Antwort haben."

Mit den Worten erhob Paul Dornburg sein Glas und nöthigte die Gäste zu einem Trunke.

Kaum ertönten die Gläser, als ein leises Klopfen an der Thür hörbar wurde.

Paul Dornburg stürzte sofort den Inhalt seines Glases hinab und versetzte: „Entschuldigen Sie mich einen Augenblick, meine Herren; ich bin sofort wieder zurück."

Hastig eilte er aus dem Zimmer und stand in wenigen Secunden vor Doctor Römhild.

Römhild verbeugte sich; doch Paul Dornburg streckte seine Hand gegen ihn aus und versetzte nur das eine Wort: „Bitte!"

Doctor Römhild verstand wohl, was der junge Mann begehrte. Er empfand in diesem Augenblicke die innigste Theilnahme für ihn; denn der Ausdruck, der ihm jetzt im Gesichte lag, war untrüglich. Schmerz, Angst und Furcht schauten aus dem Auge des jungen Mannes.

Seine Hand sank allmählich zur Seite herab, während die Lippen murmelten:

„Sie kommen mit leeren Händen?"

„So ist es, Herr Dornburg. Ich habe meine Pflicht treulich gethan; so wahr ich Ihnen mein Ehrenwort verpfändet, so wahr habe ich für Sie bei Fräulein Elsbeth das Wort geführt; aber —"

„Fahren Sie nicht weiter fort," fiel Dornburg ein. „Es ist entschieden. Empfangen Sie meinen innigsten Dank für Ihre Liebe. Sagen Sie Elsbeth meinen letzten Gruß. Mein Schicksal ist in diesem Momente entschieden. Leben Sie wohl!"

Die beiden Männer reichten sich noch die Hand und schieden dann.

Geisterhaft bleich, aber mit entschlossenem Antlitze trat Paul Dornburg ins Gemach zurück.

Hastig warf er sich nieder auf einen Stuhl, schenkte abermals die Gläser voll, erhob dann das seinige und rief:

„Die deutsche Republik soll leben!"

Freudig stimmten die beiden Anderen mit ein, und nachdem die Gläser geleert waren, begann der Volksmann:

„Sie sind also bereit zu diesem großen Werke? So reichen Sie mir Ihre Hand!"

„Ich bin bereit. Hier ist meine Hand!" versetzte Dornburg.

Der Volksmann sprang auf.

„Heil Ihnen und unserer Sache! Der Morgen einer besseren Zukunft ist angebrochen. Wann sind Sie bereit, zu reisen?"

„Wann Sie wollen; je eher, je lieber," versetzte Dornburg.

„Gut, so komme ich morgen zu Ihnen, um Ihnen die näheren

Istrnuctionen zu bringen. Und jetzt, Brüder und Freunde, lassen Sie nus noch einen Trunk auf den glücklichen Erfolg dieser Sendung thun. Ihr Name, mein junger Freund, gehört von heute ab der Geschichte der deutschen Republik.“

Die Gläser klirrten, und der Inhalt derselben ergoß sich in die durstigen Kehlen der drei begeisterten Volksbeglücker.

Neunzehntes Capitel.

Der letzte Versuch.

Einige Stunden vor diesen eben geschilderten Ereignissen saß Cassirer Lampert im Comptoir seines Herrn; die Abreise Mühlberg's hatte dem alten Manne seine Ruhe vollständig genommen. So gleichgiltig Mühlberg die Reise behandelt hatte, so schwer war sie diesem Alten aufs Herz gefallen; er erkannte eben aus dieser Gleichgiltigkeit, daß die Sachen nicht so standen, wie Mühlberg sagte, und daß die Ruhe eine erkünstelte war.

Wie Schreckgestalten standen ihm die Zahlen des Hauptbuches vor seinen Augen, und es war ihm, als riefen sie ihm das Wort entgegen, welches er noch nicht gewagt hatte auszusprechen, obgleich es längst in seinen Gedanken gelegen.

Plötzlich erhob er sich von seinem Sitze und rief:

„Es ist nicht anders; das Haus Mühlberg ist gefallen, nicht im ehrlichen Kampfe, sondern im betrügerischen Bankerott!"

Der alte Mann fuhr heftig zusammen, als er diese letzten Worte aussprach, und starrte erschrocken nach der sich öffnenden Thür.

„Gustav, Du hier? Was willst Du?" rief er, als er seinen Sohn erkannte.

„Was ist Dir, mein Vater? Du bist leichenblaß und zitterst!"

„Nichts, nichts; bist Du schon lange hier?"

„Ich stand an der Thür und wollte Dich nicht stören, weil ich meinte, Du sprächest mit Jemandem," erwiderte der Sohn und setzte sich auf das kleine Sopha.

„Wie, Du hast es gehört, was ich gesagt habe?“ fuhr der Vater auf.

Der Sohn schaute ihm lächelnd ins Gesicht und antwortete:

„Warum erschreckst Du darüber? Ist es nicht natürlich, daß ich's hören muß, wenn Du so laut sprichst?“

„Was habe ich gesagt?“ fuhr der Alte auf.

„Nichts, als das, was wir schon längst geahnt haben!“

„Wie, Ihr habt eine Ahnung davon?“

„Das Haus Mühlberg ist bankerott, und der Chef ist jedenfalls geflohen,“ versetzte der junge Mann.

„Herr des Himmels,“ rief der Alte, „woher weißt Du das?“

Der junge Mann erhob sich, trat seinem Vater gegenüber und versetzte:

„Was grämst Du Dich, mein Vater? Die Schande Mühlberg's ist nicht mehr zuzudecken. Es kommt nun darauf an, ob Du nicht in die Sache hineingezogen werden kannst.“

„Junge, was sagst Du? Wie kannst Du solche Vermuthungen Deinem Vater gegenüber aussprechen? Meine Bücher sind in bester Ordnung.“

„Nur stimmen sie nicht mit dem Hauptbuche überein, welches Dein Chef geführt hat,“ fiel der junge Mann ein.

Der Alte griff mit der Hand nach der Stirn, und ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust.

„Siehst Du, mein Vater, ich habe es längst erkannt. Ich weiß, wie Du Nächte durch gearbeitet hast, um aus Deinen Büchern etwa gemachte Fehler herauszufinden. Ich weiß, daß Du längst die wahre Sachlage erkannt, daß Du sie Dir aber mit Willen ausgeredet und immer im Stillen noch auf eine Rettung gehofft hast. Die Flucht Mühlberg's lüftet nun den Schleier, der den Ruin des Hauses bis jetzt verdeckt hat. Morgen ist der Tag, an welchem die Sache an das Licht kommen wird.“

„Morgen!“ stöhnte der Alte. „Ja, wenn keine Rettung kommt, so sind wir verloren.“

„Nun, nimm Dir die Sache nicht so zu Herzen, Vater. Dich trifft keine Schuld; die Schmach fällt nur auf Mühlberg allein. Doch Fräulein Elsbeth thut mir leid; es wird nichts für sie zu retten sein, und sie geht einer sehr finsteren Zukunft entgegen. Sie steht dann allein, hilflos in der Welt; denn das Band mit unserem Hause ist gelöst.“

„Wie," rief der Alte, „die Verlobung wäre aufgehoben?"

„So ist es; sie hat wohl keine Hilfe von Dornburg's zu erwarten."

„Mein Gott, das arme Kind!" seufzte der Alte, setzte aber sofort begeistert hinzu: „Nun denn, so soll sie bei mir ein Asyl finden! Ich werde mich ihrer annehmen."

„Das wußte ich, mein Vater, und die That macht Dir alle Ehre; ich fürchte nur, das Fräulein wird Deine Hilfe verschmähen."

„Wo soll sie hin, Gustav? Es bleibt ihr doch kein anderer Ausweg übrig!"

„Du vergißt den Maler Bernhard," antwortete der Sohn.

„Das ist wahr," rief der Alte erfreut. „Gott sei Dank, so ist sie doch noch nicht so verlassen, wie ich fürchtete."

Des Sohnes Antlitz verdüsterte sich bei diesen Worten, und er versetzte: „Das Brod der Verwandten zu genießen ist keine angenehme Sache, und es wäre wohl besser für sie, wenn wir einen anderen Ausweg finden könnten."

„Aber welchen?" fragte der Alte.

„Nun sieh', ich weiß einen solchen Ausweg. Es ist Jemand vorhanden, dem die hilflose Elsbeth sehr willkommen sein wird."

„Ich verstehe Dich nicht, Gustav," erwiderte der Alte erstaunt.

„Du kennst doch Rector Raimund?"

„Gewiß; was ist mit diesem?"

„Nun, dieser ist es, der schon längst auf eine solche Gelegenheit gewartet hat, um seine Hilfe und seinen Schutz dem Fräulein angedeihen zu lassen; denn — im Vertrauen gesagt, Vater — Rector Raimund liebt Fräulein Elsbeth und möchte sie gern zu seiner Gattin haben."

Das Erstaunen des Alten vergrößerte sich.

Er starrte seinem Sohne verwundert in das lächelnde Antlitz.

„Und woher weißt Du das?" fragte er zögernd.

„Ich bin der Vertraute des Rectors und eile jetzt zu ihm, um ihm die Sache mitzutheilen, damit er sofort in der schweren Stunde als rettender Engel erscheinen kann. Wenn Du Gelegenheit hast, so wäre es gut, wenn Du Elsbeth auf die bevorstehende Katastrophe aufmerksam machen könntest."

„Nein, nein, nein, das kann ich nicht; das würde mir das Herz brechen," rief der Alte.

„Nun denn, so thue es nicht; vielleicht tritt Raimund an Deine Stelle; doch ich muß eilen; meine Zeit ist kurz."

Mit den Worten griff der junge Mann nach seinem Hute.

„Nein, nein, bleibe hier, Gustav! Du siehst mich ganz erstaunt!"

„Jetzt nicht, mein Vater! Lebe wohl; auf Wiedersehen morgen Abend!"

Mit den Worten eilte der junge Mann aus dem Zimmer.

Draußen rieb er sich vergnügt die Hände und murmelte: „Das geht ganz prächtig! Also die Sache ist richtig; Mühlberg ist geflohen; der Bankerott ist vor der Thür; Römhild steht am Ziele, und nun gilt es, mein Ziel zu erreichen."

Hastig eilte der junge Mann weiter, ging aber nicht nach des Rectors Wohnung, sondern verfügte sich in sein Geschäftshaus.

Anstatt aber nach dem Comptoir zu gehen, wendete er sich nach dem Zimmer des jungen Dornburg.

In dem Vorgemache traf er den Diener Friedrich.

Beide schienen sehr intim zu sein, was wir auch sofort bestätigt finden werden.

„Sind sie da?" flüsterte er dem Diener entgegen.

„Sie sind soeben angekommen," antwortete dieser. „Aber die Antwort ist noch nicht zurück; es ist ja noch nicht elf Uhr; es fehlen nur noch einige Minuten."

Nach den Worten klopfte es.

Lampert sprang sofort hinter eine Portière, welche das Bett des Dieners verdeckte.

Römhild trat ins Gemach.

Lampert hörte in seinem Verstecke die kurze Unterredung der beiden jungen Leute Dornburg und Römhild, welche der Leser bereits kennt, mit an.

Als Beide geschieden waren, kam er aus seinem Verstecke wieder hervor.

„Also es ist abgemacht," flüsterte er Friedrich entgegen.

„Ich fürchte es auch," antwortete dieser.

Lampert trat nun an die Thür und horchte, was im Zimmer ge-

sprochen wurde. Er konnte die Worte verstehen. Seine Augen leuchteten vergnügt auf, und als drinnen die Gläser klangen auf die zukünftige deutsche Republik, da rieb er sich abermals die Hände und sagte schmunzelnd zu Friedrich:

„Der ist gefangen. Auf Wiedersehen!"

Rasch verließ er das Gemach und eilte nach der Wohnung des Rectors.

Rector Raimund war nichts weniger als freudig überrascht, als der junge Lampert in sein Zimmer trat.

Er hatte bei diesem fatalen Abenteuer — wie er es nannte — erkannt, daß der junge Mann eine falsche Rolle spielte.

Er sprang deshalb hastig vom Sopha auf und rief ihm entgegen:

„Sie kommen mir gerade recht, Lampert, und ich wundere mich eigentlich, daß Sie den Muth haben, mir noch unter die Augen zu treten. Sie sind ein falscher Mensch, und Sie haben mich hintergangen, schließlich sogar unser letztes Rendezvous verrathen. Reden Sie, gestehen Sie die Wahrheit!"

„Aber ich bitte Sie, Herr Rector, nur nicht so hastig! Ich weiß ja wahrhaftig nicht, was ich Ihnen zuerst auf alle diese Beschuldigungen antworten soll. Lassen Sie mir doch Zeit," erwiderte Lampert lächelnd, legte seinen Hut weg, setzte sich ruhig auf einen Stuhl und nöthigte mit einer Geberde den zornigen Rector, ihm gegenüber Platz zu nehmen.

Mechanisch folgte Raimund dieser Einladung, und beide Männer blickten sich einige Secunden fragend in das erregte Antlitz.

„Nun, wollen Sie endlich sprechen?" fragte der Rector.

„Herr Rector, ich bin gekommen, Ihnen eine höchst wichtige Mittheilung zu machen. Ihr Empfang aber hat mich einigermaßen frappirt, und Sie wollen mir zuvor eine Erklärung über Ihr Benehmen geben."

„Wie, was, ich soll Ihnen noch eine Erklärung geben? Das ist doch eine unerhörte Unverschämtheit!" brauste der Rector auf. „Sie wollen noch leugnen, daß Sie mich verrathen haben? Sie wollen leugnen, daß Sie gegen mich falsch gewesen sind?"

„Gewiß, das leugne ich; wollen Sie mir beweisen, daß dem so ist, wie Sie behaupten, so bitte ich! Schonen Sie mich durchaus nicht!"

„Unerhört! Was haben Sie denn zu dem Herrn Banquier gesagt?

Was haben Sie zu Paul Dornburg von mir erzählt?" fragte hastig der Rector.

„Nichts als Gutes, und wenn Sie eine andere Nachricht haben, so ist jene Nachricht eine Verleumdung."

„Mensch, ich habe aus dem Munde des Banquiers Ihre Achselträgerei erfahren!" rief Raimund und sprang auf.

Auch Lampert erhob sich und erwiderte mit lächelnder Miene:

„Erregen Sie sich nicht, Herr Rector! Nehmen Sie wieder Platz und hören Sie mich an, was ich Ihnen heute zu sagen habe. Wenn Sie dann auch noch meinen, daß ich ein falsches Spiel mit Ihnen treibe, nun, dann will ich mich nicht mehr vor Ihren Augen sehen lassen."

Der Rector war viel zu neugierig, als daß er durch einen anhaltenden Zorn sich die Mittheilung des jungen Mannes verscherzt hätte. Er bemeisterte sich deshalb, ließ sich wieder nieder und murmelte leise vor sich hin: „Nun, so sprechen Sie!"

„Ich denke, Sie stehen jetzt nahe dem Momente, wo Sie handeln müssen, Herr Rector; denn das Allerneueste ist, daß Herr Mühlberg geflohen ist, um dem morgen über sein Haus hereinbrechenden betrügerischen Bankerotte zu entgehen."

Die Augen des Rectors flammten in wilder Freude auf, und er rief: „Also wirklich?"

„Er ist geflohen als Betrüger, und morgen ist der Unglückstag."

„Himmel, das ist schnell gekommen!"

„Ja, ja, und ich denke, es ist auch keine Zeit zu verlieren, um Elsbeth zu retten. Fräulein Elsbeth steht morgen ohne jeglichen Schutz und Hilfe," flüsterte Lampert.

Der Rector aber ergriff die Hand des jungen Mannes und versetzte mit bebendem Tone: „Dornburg? Dornburg?"

„Ei bewahre, bei Dornburg hat das Fräulein keine Hilfe zu erwarten."

„Lampert, das sprechen Sie so ruhig und so bestimmt aus?" fragte der Rector hastig.

„Gewiß, ich bin vollständig überzeugt, daß sich die Familie Dornburg nicht im Geringsten um das Schicksal des Fräuleins bekümmern wird;

denn man wird ihr nicht vergessen, daß sie halsstarrig die Bitte des alten Dornburg verworfen hat.“

„Was sagen Sie? Davon weiß ich kein Wort!“

„Nun, sehen Sie, daß das Verhältniß zwischen Elsbeth und Paul Dornburg gelöst, das wissen Sie; der Banquier hat mit Paul eine ernste Unterhaltung gehabt, und dieser hat dem Alten versprochen, ein anderer Mensch zu werden, wenn er ihm die Verzeihung Elsbeth's verschaffen könne. Der Banquier hat nun nichts Eiligeres zu thun gehabt, als zu Fräulein Elsbeth zu laufen und ihr ins Herz zu reden; doch die junge Dame ist fest geblieben. Selbst die Andeutung des Unglückes, das über sie hereinbrechen könnte, hat nicht ihren Entschluß wankend gemacht; das kann ihr der Banquier nicht verzeihen; denn jetzt kommt die Hauptsache, Herr Rector: Paul Dornburg hat die Entscheidung über sein Leben von dem Entschlusse Elsbeth's abhängig gemacht! Wie Sie ja wissen, ist er von den Socialdemokraten aufgefordert worden, nach Paris zu gehen. Er hatte bis jetzt noch nicht eingewilligt; doch vor einigen Minuten ist es geschehen.“

Der Rector erhob sich abermals von seinem Stuhle und rief:

„Wahrhaftig? Er hat eingewilligt?“

Lampert nickte nur bedeutungsvoll mit dem Haupte und durchschritt in mächtiger Aufregung das Zimmer.

„Um elf Uhr überbrachte Doctor Römhild Paul Dornburg die Entscheidung Fräulein Elsbeth's; diese hat ihn unwiderruflich verworfen. Die nächste Minute darauf hat sich Paul Dornburg mittelst Handschlag verpflichtet, sofort die Reise nach Paris anzutreten. Sie sehen also, wie schnell Ihr Weg von allen Hindernissen befreit worden ist. Glauben Sie nun, daß sich der alte Dornburg Elsbeth's annehmen wird, wenn er weiß, daß sie die Ursache ist, daß sein Sohn für immer in die Hände jener Leute gefallen ist?“ fragte mit boshaftem Lächeln der junge Lampert.

Doch Raimund hatte keine Antwort.

Er schritt noch hastiger im Zimmer umher.

Der junge Mann betrachtete ihn mit verächtlichem Lächeln und versetzte dann:

„Sie scheinen den Muth verloren zu haben in dem Augenblicke, wo es gilt, zu handeln, um die Palme zu erringen!“

„Muth? Muth habe ich; aber die Furcht, ob es gelingen wird, peinigt mich," stöhnte der Rector.

„Aber ich bitte Sie, eine bessere Gelegenheit kann sich Ihnen gar nicht darbieten! Was will denn das Mädchen anfangen? Wissen Sie die Sache gut einzuleiten, so bleibt ihr gar nichts Anderes übrig, als Ihre Hilfe anzunehmen."

„Ja, ja, das ist schon wahr; aber es ist mir, als ob noch etwas dazwischen kommen sollte. Ich habe eine eigene Ahnung."

„Potz Wetter, sind Sie aber ein Mann! Jetzt, jetzt kommen Sie mit Ihren Ahnungen! Nun, meinetwegen, ich habe Ihnen gedient und meine Pflicht erfüllt. Wollen Sie die Perle wieder aus den Händen fallen lassen, die Ihnen angeboten wird, nun, so ist es nicht meine Schuld."

Mit den Worten erhob sich der junge Lampert und griff nach seinem Hute.

„Warten Sie, warten Sie, Lampert! Sagen Sie mir doch, was soll ich thun?" rief der Rector.

„Haha, Sie fragen mich, was Sie thun sollen? Das ist wirklich höchst komisch! Wir haben gemeinschaftlich auf diesen Moment hingearbeitet, und jetzt, da er gekommen, wissen Sie nicht, was Sie thun sollen?"

„Ich bin verwirrt; mir schwirrt der Kopf," stöhnte der Rector.

„Feigling!" flüsterte Lampert leise vor sich hin.

„Was sagten Sie, Lampert? Sprechen Sie laut!"

„Ich begreife Sie nicht, Herr Rector. An Ihrer Stelle würde ich noch heute, vielleicht gegen Abend, einen Besuch bei Fräulein Elsbeth machen. Ich würde ihr ganz offen erklären, was sie morgen erwartet. Sie sind ja ein beredsamer Mann und werden wohl die Worte finden, welche das Vertrauen Ihrer Herzensdame erwecken. Ich wenigstens getraute mir mit Leichtigkeit durch diese famose Gelegenheit meinen Wunsch zu erreichen. Das Fräulein muß erkennen, daß Sie es treu und gut zu ihr meinen und daß sie nur auf Ihren Schutz und auf Ihre Hilfe angewiesen ist. Sie werden sehen, daß Sie dann morgen, wenn die Katastrophe eingetreten ist, leichtes Spiel haben."

„Aber wo soll sie hin? Ich kann sie doch nicht sofort zu mir nehmen!"

Lampert lachte abermals auf.

„Nein, Sie kommen mir wahrhaftig immer komischer vor! Denken Sie denn, sie wird sofort auf die Straße geworfen werden? Wenn Sie aber durchaus nicht wissen, auf welche Weise Sie ihr zu Hilfe kommen können, so ist mein Vater sehr gern bereit, dem Fräulein auf die Zeit, welche Sie zu Ihren Vorbereitungen nöthig haben, Asyl in seiner Wohnung zu gewähren."

„Wirklich? Das will Ihr Vater thun? Nun denn, so sei es; ich werde gehen. O, mein guter Rathgeber, ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll, wenn ich zum Ziele komme!"

„Sie haben mir heute schon die Art und Weise Ihres Dankes zu verstehen gegeben, die mich allerdings nicht sehr erbaut hat, und ich verzichte auf ähnliche Dankesbezeigungen," versetzte Lampert.

„Ach, verzeihen Sie mir; ich war zu sehr aufgeregt und bin getäuscht worden! Seien Sie versichert, daß ich ewig Ihr Schuldner bleibe und Alles thun werde, um Ihnen meine Dankbarkeit zu erkennen zu geben."

„Nun, es ist schon gut; wir werden ja sehen. Also frisch gewagt ist halb gewonnen! Es ist möglich, daß ich vielleicht in einigen Tagen genöthigt bin, Sie beim Worte zu nehmen, und ich hoffe, Sie werden mir mit eben solcher Bereitwilligkeit entgegen kommen und mir zu meinem Glücke behilflich sein, wie ich es gewesen bin."

„Verlassen Sie sich darauf, Lampert; ich stehe Ihnen zu Diensten," rief der Rector, indem er dem jungen Manne die Hand reichte; dieser ergriff sie und erwiderte den Händedruck.

„Nun wohlan, viel Glück! Ich hoffe, Ihnen vielleicht schon morgen Abend zum errungenen Siege gratuliren zu können."

Lampert hatte sich schon längst entfernt, und der Rector saß noch immer sinnend, den Kopf in beide Hände gestützt, am Tische.

„Er hat Recht; ich muß noch heute mit ihr sprechen," rief er plötzlich und erhob sich. „Es ist ein letzter Versuch und durchaus nothwendig, daß ich alle Hebel in Bewegung setze. Ich ahne die ganze Intrigue und fürchte, der Freimaurer wird sich dazwischen stellen. Ich muß ihn zu verdächtigen suchen; das ist nicht schwer. Elsbeth soll Alles erfahren. Wetter, ich muß doch im Stande sein, so ein Mädchen überreden zu können! Nun wohlan, es muß versucht werden!" —

Paul Dornburg hatte sich nach der Unterredung mit seinen Gesinnungsgenossen eingeschlossen.

Der Schmerz über den Verlust tobte in seiner Seele, und der junge Mann litt Folterqualen.

Still vor sich hinbrütend, lag er auf dem Sopha, bis endlich der gewaltige Schmerz seines Innern sich durch einen Thränenstrom, der seinen Augen entquoll, Luft machte.

Wer jetzt in diesem Momente den jungen Mann gesehen hätte, wie er weinte wie ein Kind, er hätte unmöglich in demselben jenen lebenslustigen Wüstling aus dem Ballsaale erkannt.

Ja, sein Vater hatte schon Recht, noch glimmte ein guter Funke in dem Herzen des Sohnes; aber die Welt und seine unglücklichen Ideen hatten ihn in diese Situation getrieben, in der er sich jetzt befand.

„Verloren — Alles verloren!" Der Gedanke war es, der ihn niederschmetterte.

Wie öde und traurig starrte ihm die Zukunft entgegen! Immer klarer und lichter wurde es vor seinen geistigen Augen, und er fühlte mit Gewißheit, daß sein Leben, sein Streben ein verlorenes sei.

Doch was sollte er auch noch in der menschlichen Gesellschaft?

„Ich will leben und sterben und sei es auch nur für eine unglückliche Idee," murmelte er endlich und suchte sich nun eine gewisse Ruhe zu erringen.

Mit dieser erkünstelten Ruhe trat er auch nach einigen Stunden zu seinem Vater ins Comptoir.

Der Banquier warf wohl einen prüfenden Blick auf ihn; aber er wagte nicht, nach der Entscheidung zu fragen.

Die Anwesenheit Römhild's bei seinem Sohne war ihm noch verborgen geblieben, und Paul Dornburg schwieg, weil er den Wunsch hegte, die Stunden, welche er noch im väterlichen Hause zu verleben hatte, in aller Ruhe und im Frieden vergehen zu sehen.

Stillschweigend gab er sich seiner Beschäftigung hin, und die Arbeitszeit wurde nur durch einzelne unbedeutende Worte, welche die Beiden — Vater und Sohn — miteinander wechselten, unterbrochen.

Auch der Abend in der Familie verlief wie gewöhnlich, und Niemand

wagte über das, was am meisten ihre Seele erfüllte, das Wort zu ergreifen.

Paul Dornburg empfand eine innerliche Angst während der ganzen Zeit und war höchst erfreut, als endlich die Stunde schlug, in welcher er sich wieder zurück in sein Gemach ziehen konnte.

Auch Anna hatte sich entfernt, und die Eltern befanden sich allein.

„Ich fand Paul sehr ruhig und gefaßt,“ begann endlich die Frau des Banquiers und blickte ängstlich auf ihren Gemahl.

Dieser fuhr aus seinem Nachsinnen empor und erwiderte: „Mich erfüllt diese Ruhe mit Entsetzen, und ich fürchte, daß bereits ein entscheidender Entschluß in ihm gereift ist.“

„Nein, nein, Dornburg, das fürchte ich nicht; wenn er eine Antwort von Elsbeth bereits erhalten, so würde er nicht geschwiegen haben,“ sprach die Frau.

„Er wird aber eine abschlägige Antwort erhalten, und was dann?“ fragte der Banquier.

„Willst Du nicht noch einen letzten Versuch machen, Väterchen?“

„Ach bewahre; ich kann gar nichts mehr thun.“

„Sollte denn nicht die hereinbrechende Katastrophe Elsbeth geneigt machen, auf unseren Wunsch einzugehen?“

„Auch das nicht; ich habe ihr bereits die Sache angedeutet; aber sie hat einen eigensinnigen Kopf; sie will nichts mehr sehen und hören,“ rief der Banquier in gereiztem Tone.

„Und doch gebe ich die Hoffnung nicht auf,“ fuhr die Frau fort. „Es wird doch an uns liegen, uns ihrer anzunehmen, und wenn sie dann längere Zeit bei uns gelebt hat, dann wird sich die Sache schon wieder finden.“

„Glaubst Du, daß Elsbeth zu uns kommt?“ fragte der Banquier. „Da irrst Du Dich; eher geht sie zu stockfremden Menschen, als daß sie unsere Hilfe in Anspruch nähme.“

„Das will ich denn doch nicht behaupten. Du wirst sehen, daß sie morgen ganz anders gesonnen ist,“ versetzte die Frau und erhob sich.

„Nun, wir wollen's wünschen,“ murmelte Dornburg.

Das Gespräch war beendet. —

Fräulein Elsbeth war durch die über sie hereingebrochenen Ereignisse ein entschlossenes, energisches Mädchen geworden.

Die frühere Aengstlichkeit und Schüchternheit, die wir zuerst an ihr entdeckt haben, war vollständig verschwunden, und auch ihre Gesichtszüge hatten Verwandlungen unterlegen.

Das schöne blaue Auge verkündete beim ersten Blicke eine Selbstständigkeit, welche dem Gesammtausdrucke dieses jugendlichen Gesichtes einen tiefen Ernst aufprägte.

Ganz besonders trat am heutigen Tage, nachdem sie mit fester Hand das Band zerrissen, das sie an Paul gekettet, dieser ernste, entschlossene Ausdruck hervor. Dazu gesellte sich noch das tiefe Nachdenken über die nichts weniger als angenehme Situation, in die sie ihr Vater gestürzt hatte.

Sie blieb den ganzen Nachmittag allein, lehnte auch jede Unterredung mit Mamsell Rose ab.

Sie war deshalb nicht wenig erstaunt, als sich plötzlich gegen Abend die Thür ihres Zimmers öffnete und Rector Raimund eintrat.

Der Rector hatte von seinem früheren Rechte Gebrauch gemacht und sich nicht erst durch Rose anmelden lassen, sondern war unbemerkt in das Zimmer Elsbeth's gekommen.

So gefaßt er auch von zu Hause weggegangen, so verlegen stand er jetzt vor der ihn ganz erstaunt ansehenden Jungfrau, und es war ihm nicht möglich, die Worte zu finden, mit welchen er sein Anliegen beginnen wollte.

Elsbeth erkannte die Verlegenheit des jungen Mannes und fragte in verwundertem Tone:

„Welchem Umstande verdanke ich die Ehre Ihres Besuches?"

Der Rector wurde durch diese Worte noch mehr eingeschüchtert und stammelte einige unverständliche Worte.

„Sie wollen gewiß meinen Vater sprechen?" fuhr Elsbeth fort. „Ich bedauere, daß derselbe verreist ist."

„Nein, nein, Fräulein Elsbeth," rief jetzt der Rector, „ich weiß, daß Ihr Herr Vater nicht daheim ist. Mein Besuch gilt lediglich Ihnen."

„Nur mir? Nun, so bitte ich, Platz zu nehmen und mir den Grund Ihres Kommens mitzutheilen!"

„Nein, nein, Fräulein Elsbeth, der Platz eines Bittenden ist zu Ihren Füßen, und ich komme als Bittender.“

Mit den Worten sank der Rector vor dem ganz bestürzten Mädchen auf seine Kniee, ergriff ihre Hände und fuhr fort:

„Zürnen Sie mir nicht! Wenden Sie sich nicht von mir! Ich flehe Sie an, mir einige Minuten Gehör zu schenken!“

„Aber, Herr Rector, ich bitte Sie, stehen Sie auf!“ versetzte Elsbeth mit scharfem Ernste.

„Nein, nein, ich weiche nicht, bis ich Ihnen mein Herz ausgeschüttet habe! Elsbeth, haben Sie es noch nicht erkannt, daß ich Sie liebe, mit einer Glut des Herzens liebe, wie nur ein Mensch lieben kann?“

„Herr,“ rief Elsbeth, „stehen Sie auf, oder ich rufe Rose herbei!“

Mit den Worten versuchte sie ihre Hände frei zu machen; aber der Rector hielt sie fest und fuhr fort:

„Ich flehe Sie um Gotteswillen an: Hören Sie mich! Es ist wahr, daß Ihnen das Bekenntniß unerwartet, ja, räthselhaft erscheinen wird; denn auch Sie werden wohl schon das Gerede gehört haben, das mich in Ihren Augen in ein komisches Licht stellen muß; aber ich kann nichts dafür. Ich habe niemals zu Fräulein Anna von Liebe gesprochen; ich habe deren Umgang nur gesucht, um durch sie einen Weg zu Ihrem Herzen zu finden, Elsbeth. Und als ich mich Fräulein Anna entdecken wollte, da geschah dieser unglückliche Zufall, daß ihr mein Denken bekannt wurde. Wenn Fräulein Anna in dem thörichten Wahne gewesen ist, so bedauert das Niemand lebhafter als ich; aber ich schwöre Ihnen, daß nicht das geringste Gefühl von Liebe in meinem Herzen gelebt hat! Nur Dich, Elsbeth, nur Dich wollte ich erringen! Um den Preis Deiner Liebe hatte ich jenen Weg eingeschlagen.“

„Hören Sie auf!“ rief Elsbeth. „Ich darf und will Sie nicht länger hören. Lassen Sie mich los und entfernen Sie sich!“

„Nein, nein, ich weiche nicht von der Stelle. Du mußt Alles hören, Elsbeth. Das Verhängniß ist nahe, welches das Unglück über Dich herbeiführen soll. Ich bin gekommen, um Dich von dem Schlage, der Dich treffen wird, zu retten; ich bin gekommen, um Dir mein Herz und meine Hand anzubieten. Jetzt, da Du nicht mehr die reiche Tochter eines reichen

Mannes bist, darf ich es wagen, Dir solches anzubieten, um Dir eine neue Heimath zu bereiten, in welcher Dich eine zwar bescheidene Existenz, aber die innigste Liebe erwartet. Elsbeth, stoße mich nicht zurück!"

„Hinweg!" rief Elsbeth, und es gelang ihr, sich mit einem kräftigen Rucke von dem aufdringlichen Bewerber zu befreien.

Wie eine zürnende Göttin stand sie vor dem Rector. Sie erhob ihre Hand und zeigte nach der Thür, während sie rief:

„Im Augenblicke verlassen Sie mich; denn ich verachte Sie!"

Wie von einer Natter gebissen, sprang der Rector auf.

„Verachten?" knirschte er. „Wissen Sie, was Sie erwartet? Schande und Schmach lauern draußen an der Schwelle dieses Hauses. Es muß sein; Sie müssen es wissen. Ihr Vater ist als betrügerischer Bankerotteur geflohen, und morgen werden Sie diese Schwelle als die Tochter eines Verbrechers verlassen müssen."

Elsbeth preßte beide Hände auf ihr Herz; es war ihr, als ob sie vergehen müsse vor Schmerz und Leid; aber sie raffte sich auf und versetzte:

„Elender, und das wagen Sie mir zu sagen! Sie haben falsch speculirt, wenn Sie glauben, ich sei nun hilflos in Ihre Hände gegeben. Das Unglück mag morgen über mich hereinbrechen; aber ich weiß, daß ich nicht allein stehe, daß ich noch anderen Schutz zu erwarten und mich nicht in Ihre Hände zu geben nöthig habe."

„Haha, ich ahne, worauf Sie hin spielen!" rief der Rector. „Unglückliche, Sie sind in einem großen Irrthume befangen! Gerade jener Heuchler, jener Heimtücker, der das ganze Unglück Ihres Vaters verschuldet hat, der nicht geruht, bis es ihm endlich gelungen, Ihren Vater in Schmach und Schande zu stürzen, auf jenen elenden Menschen haben Sie Ihre Hoffnung gerichtet? O, diese Hoffnung wird zu Schanden werden; denn wissen Sie, der Mann wird getrieben zu seiner Handlungsweise durch tiefste Rache, welche er an Ihrem Vater und seiner Familie ausübt."

„Rache? Welcher Mann?" stöhnte Elsbeth und sank auf einen Sessel.

„Jener geheimnißvolle Mann, in dessen Namen mein Freund Römhild zum unehrlichen Werkzeuge geworden ist, dieser Doctor Werther, wie er sich nennt, der ist es, der sich für eine Schuld, die Ihr Vater in früheren Jahren an ihm begangen, rächen will. Glauben Sie, ich sage Ihnen die

Wahrheit, denn ich habe es selbst aus seinem Munde erfahren, daß er ein Todfeind Ihres Vaters ist. Er hat sich auch Ihnen in heimlicher Weise zu nähern und als Unbekannter Sie nach seinem Willen zu leiten gewußt. Ihm haben Sie die Scene auf dem Maskenballe zu verdanken; er hat zuerst Ihren Verlobten getrieben, an dem Balle Theil zu nehmen, und dann Sie dorthin citirt, um die Verbindung zwischen Ihnen und dem reichen Banquierhause zu zerstören. Hilflos und schutzlos, in Armuth und Schande sollen Sie dastehen. Das, das ist das Werk jenes Mannes, auf den Sie, wie es scheint, noch Hoffnung haben! O, er ist mein Freund, Römhild, und ich bedauere es tief, sehr tief, daß er so fallen mußte, um bei Ihnen eine solche schlechte Rolle zu spielen."

„Genug!" rief jetzt Elsbeth und sprang auf. „Elender, Sie haben sich verrathen! Die Verleumdung Ihres Freundes sagt mir, daß kein wahres Wort über Ihre Lippen gekommen. Der Doctor Römhild ist ein edler Mann; er wird sich nicht zu einem niedrigen Werkzeuge eines unehrlichen Mannes hergeben. Kein Wort weiter; ich werde ertragen, was Gott über mich verhängt hat; aber ich flehe zum Himmel, mich vor Ihrer Person zu schützen. Hinweg!"

Mit den Worten eilte sie nach dem Klingelzuge; doch der Rector sprang ihr nach, ergriff nochmals ihre bereits ausgestreckte Hand mit roher Gewalt und rief: „Noch einen Augenblick, Elsbeth! Bedenken Sie, was Sie thun! Bedenken Sie, was Sie erwartet! Ich will ja heute noch keine bestimmte Antwort; aber ich bitte Sie, lassen Sie mich morgen, wenn das Unglück über Sie hereingebrochen ist, lassen Sie mich morgen wiederkommen und mir eine Antwort holen!"

„Weder morgen noch jemals werden Sie eine andere Antwort von mir erhalten als diese, welche ich Ihnen bereits gegeben. Ich bitte Sie dringend, mir nie wieder unter die Augen zu treten."

„Ist das Ihr letztes Wort?" knirschte nun der Rector.

„Es ist mein letztes Wort," versetzte Elsbeth, ergriff in dem Augenblicke mit der linken Hand die Klingelschnur und schellte.

Der Rector stieß eine leise Verwünschung aus und rief: „Wir sehen uns wieder!" Dann stürzte er in höchster Aufregung aus dem Zimmer.

Zwanzigstes Capitel.

Die Katastrophe.

Elsbeth sank erschöpft auf das Sopha und blieb einige Minuten regungslos auf demselben liegen.

So entrüstet sie auch die Verdächtigung Römhild's und Doctor Werther's zurückgewiesen hatte, so war doch ein gewisser Eindruck bei ihr zurückgeblieben, und sie sann nun darüber nach.

Wäre wirklich jener Doctor Werther der unbekannte Briefschreiber, so müßte doch Römhild die Sache gewußt haben, und seine Handlungsweise würde dann den Schein der Unaufrichtigkeit gewinnen. Ja, Römhild müßte sogar auch als ein Feind ihres Vaters gelten, und dieser Gedanke war ihr entsetzlich.

Sie schauderte plötzlich und rief: „Mein Gott, welche Ursache muß wohl einer solchen Rache zu Grunde liegen? Sollte sich mein Vater wirklich so vergangen haben, daß jener Mann zu solch' schrecklicher Rache getrieben werden kann?"

Nach den Worten bedeckte sie ihr Antlitz mit beiden Händen, und Thränen des tiefsten Schmerzes entrannen ihren Augen.

Da kam ihr plötzlich der Gedanke, bei dem Maler Bernhard Auskunft, womöglich Beruhigung zu holen.

„Ja, es muß eine Schuld meines Vaters vorhanden sein, und ich fürchte, daß meine gute Mutter davon berührt worden ist. Der Zwiespalt mit dem Oheim kann nicht durch eine unbedeutende Ursache hervorgerufen

sein. Mein Gott, wie lange habe ich mich gesehnt, etwas Näheres über das Schicksal meiner Mutter zu hören, und jetzt, in diesem Augenblicke, fürchte ich mich vor einer etwaigen Enthüllung der Vergangenheit! Mir ahnt, daß ich Dinge hören werde, die meine ängstlichsten Befürchtungen noch übersteigen. Nein, nein, ich kann nicht, ich will nicht forschen; ich mag den Schleier nicht lüften, der über diesem Geheimnisse liegt. Ich ergebe mich in das Geschick, wie es Gott über mich verhängt hat."

Nach den Worten lehnte sie sich wieder in die Sophaecke zurück, faltete die Hände und schaute mit schmerzlichen Blicken vor sich nieder.

Da trat Mamsell Rose ins Zimmer.

Bei ihrem Anblicke fuhr Elsbeth auf und rief: „Rose, Du kommst im rechten Augenblicke; setze Dich zu mir nieder! Jetzt lasse ich Dich nicht mehr davon, bis Du mir das Geheimniß, das meine Mutter umgiebt, offenbart hast."

Dabei erfaßte sie die Hand der Mamsell und zog Rose zu sich hernieder.

Die Alte war sehr blaß geworden und stammelte: „Mein Gott, kommen Sie schon wieder mit dieser Forderung! Ich bitte Sie, Elsbeth, quälen Sie mich nicht; ich kann und darf es Ihnen nicht sagen."

„Warum darfst Du mir's nicht sagen?" forschte Elsbeth.

„Weil ich Ihrer Mutter Verschwiegenheit durch einen Schwur gelobt habe," antwortete Mamsell Rose und senkte den Blick zu Boden.

„Du hast meiner Mutter Verschwiegenheit gelobt, Verschwiegenheit gegen ihr Kind?" flüsterte Elsbeth.

„Ja, ja, das heißt so lange, bis ein Anderer kommt, der meine Zunge löst und der Ihnen Aufschluß über Alles geben wird, was jetzt noch dunkel und verborgen vor Ihren Augen liegt."

„Ein Anderer?" rief Elsbeth hastig. „Rose, Du weißt, wer der Andere ist! Nenne mir seinen Namen!"

„Nein, nein, ich kann, ich darf auch das nicht," stöhnte die Alte.

Einen Augenblick schwieg Elsbeth; dann aber versetzte sie:

„Nun denn, Rose, so höre, was ich eben erlebt habe! Bereits gestern ist mir durch den Banquier Dornburg mitgetheilt worden, daß wir am Vorabende unseres Ruins stehen."

„O Du mein Gott," rief die Alte, „ist es wirklich schon so weit?"

„Es ist so weit," fuhr Elsbeth gefaßter fort. „Doch höre das Schreckliche: Mein Vater ist nicht verreist, sondern er ist geflohen!"

Mamsell Rose rang die Hände und stöhnte.

„Das Haus Mühlberg ist der Schmach und Schande verfallen; denn der Bankerott ist ein betrügerischer," fuhr Elsbeth fort.

„Elsbeth," schrie die Alte, „wer hat Ihnen das gesagt? Woher wissen Sie das Schreckliche?"

„Ich ahnte es bereits aus den Andeutungen des Banquiers; aber vor Kurzem habe ich es aus dem Munde des Rectors erfahren, der — wie es schien — vollständig in die Verhältnisse eingeweiht war."

Die Alte starrte mit entsetzten Augen ihr Pflegekind an und stammelte: „Rector Raimund? Was hat er Ihnen gesagt?"

Elsbeth theilte nun der Alten den Antrag des Rectors mit und verhehlte ihr kein Wort, das zwischen ihnen Beiden gefallen war. Bei den Worten, welche Doctor Werther der Rache an Mühlberg beschuldigten, zuckte die Alte zusammen, und ihre Lippen zitterten in krampfhafter Bewegung, während sie stöhnend die Hände rang.

Nachdem Elsbeth geendet, schaute sie der Alten einige Secunden in die Augen und flüsterte dann: „Wirst Du jetzt auch noch schweigen?"

„Ich kann nicht anders," stöhnte Mamsell Rose.

„Rose, Du sollst mir nur sagen, ob die Eltern glücklich zusammen gelebt haben," flüsterte Elsbeth und ergriff die Hand der Alten, welche sie zärtlich drückte.

„Glücklich? Ach, Du mein Gott, Ihre Frau Mutter hat wohl keine glückliche Stunde an der Seite des Herrn Mühlberg verlebt!"

„Das ahnte ich," seufzte Elsbeth. Und lauter versetzte sie: „Und Du kennst jedenfalls auch die Ursache, warum sie nicht glücklich zusammen gelebt haben, oder ist dies das Geheimniß, welches Du nicht verrathen darfst, so sage mir, ob sie sich vor ihrer Vermählung geliebt haben."

„Sie fragen zu viel, Elsbeth, und ich weiß nicht, ob ich jetzt reden darf, da ich vermuthe, daß wir sehr nahe einer entscheidenden Stunde stehen."

„Rose, Du weißt, was morgen über uns hereinbricht. Wir sind Beide verlassen und wissen nicht, wohin wir uns wenden sollen. Ich bitte

Dich nochmals, schon aus diesem Grunde sage mir endlich, was ich so gern wissen möchte, damit ich morgen weiß, wo ich eine Zuflucht finden kann."

„Der Schutz, den Sie nothwendig haben, ist schon gefunden, Fräulein Elsbeth. Wer sollte es anders sein, als Ihr Oheim? Er wird Sie mit Freuden in seine Familie aufnehmen. Doch es ist besser, Sie erfahren bereits heute Einiges, damit Ihnen dasselbe nicht zu sehr überraschend kommt. Ihre Frau Mutter liebte einen Anderen; dieser Andere wurde von Mühlberg verrathen und verleumdet, und Mühlberg erheuchelte sich bei Ihren Großeltern die Hand Ihrer Frau Mutter, die ihm allerdings mit Widerwillen, aber auf zwanghaften Befehl der Großeltern gegeben wurde. Daß die Ehe unter diesen Umständen keine glückliche war, werden Sie sich denken können. Ohne Ihrem Herrn Vater weiter näher zu treten, so muß ich doch gestehen, daß es ihm meistentheils um das Vermögen zu thun gewesen ist. Ihre Frau Mutter welkte in den ersten drei Jahren dahin. Das ist Alles, was ich Ihnen sagen kann."

Elsbeth, welche wohl eine solche Enthüllung bereits erwartet hatte, nahm die Kunde sehr gefaßt auf und sprach:

„Jetzt erkläre ich mir auch die Abneigung des Vaters zu mir. Er hat meine Mutter nicht geliebt, und da ich das Ebenbild meiner Mutter sein soll, so ist es wohl natürlich, daß er mich auch niemals geliebt hat. Nun denn, ich vergebe ihm und denke auch ohne seine Hilfe durch das Leben zu kommen."

„Ja, ja, Fräulein Elsbeth, fassen Sie Muth; ich denke, die Prüfungszeit ist vorüber, und aus dem Unglücke wird Ihnen das größte Erdenglück erblühen; die Zeit Ihrer Leiden ist vorüber."

Mit den Worten erhob sich Mamsell Rose.

„Du sprichst abermals geheimnißvoll, als ob Du wüßtest, was mir bevorsteht. Doch ich will nicht in Dich dringen; ich bin gefaßt auf Alles, was da kommen mag."

In dem Augenblicke klopfte es leise an der Thür des Zimmers, und der Diener trat bald darauf ins Gemach, um Elsbeth ein Billet zu überreichen, das soeben für sie abgegeben worden war.

Kaum hatte Elsbeth einen Blick auf die Adresse geworfen, als sie ganz überrascht ausrief: „Ah, das kommt von meinem Unbekannten!"

Hastig öffnete sie das Billet und las:

„Erschrecken Sie nicht, wenn eine unglückliche Stunde morgen über Sie hereinbrechen sollte! Werden Sie nicht muthlos, sondern bleiben Sie ruhig und gefaßt. Was auch geschehen wird, es geschieht nur zu Ihrem Wohle und zu Ihrem Besten! Bleiben Sie den morgenden Tag in Ihrem Zimmer und lassen Sie sich durch nichts beirren; aus der Stunde des Unglückes wird Ihnen die größte Freude erblühen. Nehmen Sie diese Worte als eine Stimme aus dem Jenseits auf und glauben Sie, es sei eine Mahnung Ihrer seligen Mutter. Der Unbekannte."

„Rose, kennst Du diesen Unbekannten?" fragte Elsbeth hastig.

Die Alte erbebte. „Ich kenne ihn," stotterten ihre Lippen.

„Und willst Du mir die Wahrheit sagen, wenn ich seinen Namen errathe?" fuhr Elsbeth fort.

„Nein, Elsbeth. Ich bitte Sie, fragen Sie nicht; weiter darf ich nicht gehen; aber das Eine kann auch ich Ihnen rathen: Vertrauen Sie den Worten, glauben Sie fest daran, und was auch geschehen mag, bleiben Sie fest und unbeirrt!"

Nach den Worten eilte Rose aus dem Zimmer.

„Seltsam!" murmelte Elsbeth. „Ob Wahrheit in den Worten des Rectors liegen sollte? Doch — ich will nicht weiter nachdenken. Ein unedles Motiv kann nicht zu Grunde liegen, dafür bürgt mir Doctor Römhild."

Während sich diese Scene hier abspielte, finden wir Doctor Werther und Capitain Bonnard in eifrigem Gespräche.

„Du siehst, daß Alles seinen natürlichen Lauf geht und sich nach unserem Wunsche fügt. Die Nachrichten über Mühlberg's Reise sind sicher, und er kann uns nicht entgehen. Noch ist der Mann nicht gedemüthigt und geläutert genug, um den letzten Schritt thun zu können, und ich halte es für nothwendig, daß ihm nichts erspart werde. Er muß den Kelch bis auf die Neige leeren; erst dann verspreche ich mir ein gutes Ende," begann Werther.

„Ich füge mich Deinen Anordnungen. Hier ist auch noch ein Brief aus Rom angekommen," erwiderte Bonnard und überreichte Werther den Brief.

Dieser öffnete denselben und überflog den Inhalt mit raschen Blicken.

„Das hatte ich erwartet," versetzte er. „Du wirst dem Baron das nöthige Geld senden und ihn veranlassen, daß er nach Paris kommt; dort mag das Finale dieses Dramas abgespielt werden. Erst müssen sie Beide vollständig entlarvt sein."

„Ich fürchte nur, daß Beiden die sittliche Kraft fehlen wird, um das von Dir gewünschte Ende herbeizuführen," versetzte Bonnard.

„Ist dies der Fall, so können wir's nicht ändern, und das Schicksal mag seinen Lauf gehen. Ich hoffe jedoch, wenigstens was Mühlberg betrifft, daß noch so viel Fond in ihm sein wird, um die Sache nach meinem Wunsche zum Austrage bringen zu können. Was den Baron anbelangt, so mag er fallen; an ihm verliert die Welt nichts. Ich werde jetzt noch zu Bernhard fahren und ihn für morgen instruiren."

Capitain Bonnard nahm die Papiere und Briefschaften, welche ausgebreitet auf dem Tische lagen, zusammen, steckte sie zu sich und erhob sich von seinem Sitze.

Doctor Werther war ebenfalls aufgestanden.

„Ich wünsche nur, daß der morgende Tag glücklich vorübergeht," murmelte Bonnard.

„Davor habe ich keine Angst, mein lieber Freund; thue nur Deine Schuldigkeit, so wie wir es verabredet haben, und ich werde zur rechten Zeit da sein, um dem Drama eine andere Wendung zu geben," lächelte Werther und reichte dem Capitain seine Hand.

Nach einem herzlichen Händedrucke schieden sie voneinander.

In wenigen Minuten begab sich Werther nach der Wohnung des Malers Bernhard.

Noch eine Person befand sich diesen Abend in der furchtbarsten Unruhe. Es war der alte Cassirer Lampert.

Von Stunde zu Stunde hatte er auf eine Nachricht von seinem Chef gewartet, die aber nicht eingetroffen war.

Er wußte, daß morgen der Termin fällig war, an welchem die enormen Zahlungen geleistet werden sollten, und doch war kein Geld in der Casse vorhanden.

Seine Unruhe steigerte sich zur höchsten Qual, als er auch am Spätabende noch keine Nachricht von Mühlberg erhalten.

Sich wohl bewußt, was morgen folgen würde, sah er doch nirgends einen Ausweg zur Rettung.

Ohne alle Instruction von seinem Chef, mußte er die Sachen gehen lassen, wie es eben kam, und er erkannte, daß er einer großen Verantwortung entgegen ging.

Bis jetzt hatte ihn immer noch die Hoffnung seines Principals aufrecht erhalten, und die Ruhe und die Gewißheit Mühlberg's, als er abreiste, imponirte dem alten Manne auch jetzt noch.

„Nein, nein," rief er, „und ist er heute nicht gekommen, so kommt er gewiß morgen zurück. Daß er nicht geschrieben, ist eben ein Beweis, daß er die Mittel erreichte, um den Sturz von uns abzuhalten. Ja, es war nicht möglich, ich konnte dem Fräulein noch nichts sagen, und Gustav wird schelten, wenn er nach Hause kommt."

Kaum hatte der Alte diese Worte ausgesprochen, als sein Sohn ins Zimmer trat.

„Nun," rief er, „hast Du mit Fräulein Elsbeth gesprochen?"

„Nein," war die Antwort des Vaters.

„Na, aber auf was wartest Du denn noch? Du siehst doch, daß Mühlberg Dich allein gelassen hat; er kann den Ruin nicht mehr abhalten, und, offen gestanden, ich fürchte, daß er möglicherweise die Summe, auf die er gerechnet, erhoben hat und damit flüchtig geworden ist."

„Gustav, wie kannst Du einen solchen nichtswürdigen Verdacht hegen! Herr Mühlberg ist ein Ehrenmann —"

„Ein Ehrenmann, der seine Bücher fälscht," fiel der Sohn höhnisch ein.

Der Alte fuhr zusammen. Die Worte trafen ihn wie ein Donnerschlag. Er konnte dem Ankläger nichts darauf antworten.

Stöhnend sank er wieder auf das kleine Sopha und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

„Ich begreife Dein grenzenloses Vertrauen nicht," fuhr der Sohn fort. „Du mußt doch schon längst überzeugt sein von der Unehrlichkeit Mühlberg's. Ihr habt doch fortwährend manipulirt, um Euch von Monat zu Monat aufrecht zu erhalten. Die Schlinge ist gelegt; es bedarf nur

eines Ruckes, um sie zuzuziehen, und verlaß Dich darauf, morgen geschieht es."

„Mein Gott, ich überlebe diese Stunde nicht!" stöhnte der Alte.

„Unsinn! Was ist da weiter dabei? Du bist alt genug, hast auch gearbeitet Dein Leben lang genug, um Dich zur Ruhe zu setzen. Jetzt liegt's an mir, vorwärts zu kommen, und — unter uns gesagt — der Anfang ist bereits gemacht; ich steuere dem Ziele entgegen, dessen Erreichung uns mit einem Schlage in die Höhe helfen soll."

„Gustav, Du träumst! Was hast Du für ein Ziel vor Augen?"

„Wenn Du vernünftig bist, Vater, und schweigen kannst, sowie auch auf meine Pläne eingehst, so will ich Dir's schon sagen."

„Gustav, wenn Dein Ziel ein ehrliches ist, so rechne auf meine Verschwiegenheit; im anderen Falle bedenke, daß Du der Sohn eines ehrlichen Mannes bist und daß Du meine grauen Haare mit Herzeleid in die Grube bringen würdest, wenn ich sehen müßte, daß mein Sohn auf schlechtem Wege sich empor schwingen wollte," versetzte der alte Lampert mit ernster Stimme.

Doch sein Sohn lächelte und erwiderte:

„Sei beruhigt; es kann kein ehrlicheres Ziel geben, als welches ich verfolge. Du hast mich zum Kaufmanne bestimmt; was aber ist ein Kaufmann ohne Vermögen? Dieses zu erringen, bietet sich mir die beste Gelegenheit, und ich werde sie nicht unbenutzt vorüber gehen lassen."

„Aber, Mensch, sage mir nur, was Du vor hast!"

„Versprich mir, daß Du meinen Plan mit dem Rector unterstützest; denn darauf kommt's an, ob auch ich mein Ziel erreiche," versetzte der junge Lampert.

„Wie kann ich Eure Pläne unterstützen, wenn ich nicht weiß, ob Fräulein Elsbeth den Antrag des Rectors annehmen wird!"

„Du sollst ihm eben dazu behilflich sein, und deshalb habe ich Dir gerathen, Elsbeth bei uns aufzunehmen. Du begehst kein Unrecht, wenn Du sie auf die Vortheile aufmerksam machst, die ihr durch eine Verbindung mit dem Rector erwachsen. Weiter verlange ich ja nichts von Dir."

„Mein Gott, wenn es so weit kommen sollte, das kann ich schon thun. Aber ich sehe immer noch nicht ein, wie die Sache mit Deinem ehrgeizigen Plane zusammenhängt."

„Gut; Du versprichst also, meinen Wunsch zu erfüllen? Nun, so höre meinen Plan! Banquier Dornburg ist reich, sehr reich; nur zwei Kinder sind die Erben seines Reichthums. Paul Dornburg ist so gut wie verloren —“

„Was sprichst Du?“ fuhr der Alte auf.

„Bleib' ruhig, Vater, sonst muß ich schweigen.“

„Mein Gott, was ist das für eine Welt!“ seufzte der Alte. „Nichts wie Intrigue und geheime Pläne! Was ist mit dem jungen Dornburg?“

„Paul Dornburg ist in den Händen der Socialdemokraten; er verläßt nächstens die Stadt, um nach Paris zu gehen; was ihm dort begegnen kann, das liegt in der Zukunft verborgen. Seine Abreise aber ist einer Lossagung von seinem Vater vollständig gleich. Der Alte wird es nie verschmerzen können, daß sein einziger Sohn sich gegen seinen Willen auflehnt. An einen Eintritt in das Geschäft von Seiten Paul's ist nicht mehr zu denken. Doch ich will ihm alles Gute wünschen! Nun bleibt noch Anna, und an diese knüpft sich mein Ziel.“

„Herr Gott, Junge, verstehe ich Dich recht?“ rief der Alte.

„Wenn Du vermuthest, daß ich nach der Hand der reichen Banquiertochter trachte, so hast Du mich recht verstanden,“ versetzte lächelnd der junge Lampert.

„Wie, Du willst der Schwiegersohn des reichen Dornburg werden?“ fragte der Alte ganz erstaunt.

„So ist es,“ antwortete Gustav.

Einige Minuten vergingen in tiefem Schweigen; dann rief der Alte plötzlich:

„Mensch, Du träumst, oder es ist nicht mehr ganz richtig in Deinem Kopfe! Wie kannst Du glauben, daß Dornburg jemals in eine solche Verbindung willigen würde!“

„Denke nicht zu gering von Deinem Sohne, Vater; laß das nur meine Sache sein. Ich fange selten etwas an, ohne zu wissen, daß ich es auch durchführen kann. Ich sage Dir, ich heirathe Fräulein Anna Dornburg und werde der Nachfolger ihres Vaters.“

„Träume ich denn oder wache ich?“ rief der Alte starr vor Erstaunen. „Gustav, mit Dir ist es wahrhaftig nicht mehr richtig!“

„Warte die Zeit ab, Vater; nur das Eine thue für mich, daß Du behilflich bist, Elsbeth für den Rector zu gewinnen; geschieht dies, so ist mein Plan so gut wie erreicht."

„Aber sage mir doch bloß, wodurch Du zum Ziele gelangen willst."

„Durch die Freundschaft des Rectors. Damit aber begnüge Dich," antwortete Gustav Lampert.

„Nein, Gustav, damit begnüge ich mich nicht. Ich ahne, daß Du doch schlechte Mittel anwenden willst, um zum Ziele zu gelangen, und dazu biete ich meine Hand nicht."

Das Gesicht des jungen Mannes verfinsterte sich.

Doch noch einmal wurde er Herr über seine zornige Aufwallung, und das bereits auf der Zunge schwebende scharfe Wort unterdrückend, erwiderte er: „Vater, willst Du wirklich dem Glücke Deines Sohnes entgegen sein?"

„Gustav, wer würde sich mehr freuen als ich, wenn es Dir wohl geht! Aber ich bitte Dich um Gotteswillen, versuche Dein Glück nicht auf schlechtem Wege zu erringen. Ich glaube Dich zu durchschauen; Du willst Dir die Hand des Fräuleins mit Gewalt erringen, das heißt, den Banquier zwingen, zu wählen unter der Schande seiner Tochter oder Dich als Schwiegersohn, Ist es so? Gestehe es offen!"

Der junge Lampert zuckte mit den Achseln.

„Und wenn es so wäre?" versetzte er.

„So wärest Du ein Schurke, und von der Stunde an würde ich Dich nicht wieder als meinen Sohn erkennen."

Der Alte sprach diese Worte mit dem letzten Reste seiner Kraft und schloß halb ohnmächtig die Augen.

Mit einem wüthenden Blicke trat der Sohn dem Alten näher; doch die bleichen Züge des Vaters hielten ihn ab, seinem Zorne Ausdruck zu geben. Er knirschte mit den Zähnen und murmelte: „Hoffentlich besinnst Du Dich noch anders."

Nach den Worten verließ er das Gemach. —

Der verhängnißvolle Tag für das Haus Mühlberg war angebrochen. Unheimliche Stille herrschte in dem Comptoir.

Das Personal schritt unbeschäftigt in den Räumen umher, und auf allen Gesichtern lag ein ängstlicher, erwartungsvoller Zug.

Nur leise flüsternd unterhielt man sich miteinander.

Der alte Lampert saß regungslos an seinem Pulte und hatte noch keinen Laut von sich gegeben.

Von Zeit zu Zeit blickte er nur nach seiner Uhr, und je weiter die Zeit rückte, desto ängstlicher wurde der Ausdruck seines Gesichtes.

Jetzt war die Stunde, in welcher die letzten Postsachen Vormittags gebracht wurden, und er erwartete mit Sehnsucht den abgesandten Laufburschen.

Bis diesen Augenblick hatte ihn die Hoffnung, daß Mühlberg etwas von sich hören lassen würde, noch nicht verlassen.

Der Bursche trat ein.

Mit zitternden Händen wurde die Tasche geöffnet, und mit gierigen Blicken suchte der Alte auf den eingegangenen Briefen nach der Handschrift seines Chefs.

Doch vergebens; es war kein Brief vorhanden.

Laut seufzend sank er wieder zurück auf seinen Stuhl und ließ die Briefe ganz unbeachtet.

Die Collegen schauten ebenso ängstlich auf den alten Mann.

Endlich trat einer vor und fragte, ob er die Briefe öffnen solle.

Lampert nickte nur mit dem Kopfe.

Der Buchhalter nahm die Briefe und öffnete sie. Aber bereits beim ersten Briefe wurde sein Gesicht noch blässer, als es schon war; mit einem Seufzer legte er den Brief auf das Pult des Alten.

Der Inhalt des zweiten Briefes schien nicht besser zu sein, und so ging es durch alle zehn eingegangenen Briefe.

„Herr Lampert," versetzte er mit bebender Stimme.

„Nun, was giebt's?"

„Zehn Proteste!" war die kurze Antwort, und der Buchhalter trat wieder zu seinen Collegen zurück.

Lampert erhob sich endlich, ergriff mit zitternden Händen die eingegangenen Papiere und warf sie, ohne sie eines Blickes zu würdigen, in das Fach seines Pultes.

Da öffnete sich die Thür des Comptoirs, und ein Herr trat in Begleitung zweier Gerichtspersonen ins Gemach.

„Ich bitte, mich zu dem Chef des Hauses, Herrn Mühlberg zu führen!“ begann der Fremde.

Lampert hatte sich erhoben und stand ihm gegenüber, indem er versetzte: „Bedauere; Herr Mühlberg ist verreist. Ich stehe jedoch dem Herrn zu Diensten.“

„Sie haben Vollmacht?“

„Mein Name ist Lampert; ich bin Cassirer und Procurist des Hauses Mühlberg.“

„Schön,“ versetzte der Fremde, der kein Anderer war als Capitain Bonnard; „ich bitte, diese Papiere durchzusehen.“

Lampert öffnete das Päckchen, welches ihm Bonnard übergab, und stand starr wie eine Bildsäule.

„Nun, sind Sie im Stande, diese Angelegenheit zu ordnen?“ versetzte Bonnard.

„Nein, ich habe keine Instruction,“ tönte es matt über die Lippen des Alten.

„Nun denn, meine Herren, so thun Sie Ihre Pflicht,“ versetzte Bonnard, indem er sich an seinen Begleiter wendete.

„Im Namen des Gesetzes fordere ich die Bücher des Hauses Mühlberg. Das Geschäft ist von dieser Stunde geschlossen.“

Es war geschehen.

Die Katastrophe war eingetreten.

Wie vom Winde zerstoben entfernte sich das übrige Personal; nur der Cassirer Lampert mußte aushalten, um den Gerichtspersonen bei ihrer Beschäftigung behilflich zu sein, die nöthigen Angaben zu machen und die vorgelegten Fragen zu beantworten.

Nachdem in den Geschäftsräumen die Versiegelung stattgefunden, verlangte nun auch der Beamte, nach den Räumen der Privatwohnung geführt zu werden.

Das war für Lampert der schrecklichste Augenblick.

„Wollen Sie mir nicht gestatten, dem Fräulein vorher Nachricht von Ihrer Anwesenheit zu geben?“ fragte er.

„Das ist gegen die Instruction; wir können keine Ausnahme machen. Bitte, gehen Sie voran!“ entschied der Beamte.

Mit wankenden Knieen schritt Lampert voraus.

Er suchte es jedoch so einzurichten, daß er vorher in andere Gemächer trat, um womöglich Gelegenheit zu geben, daß Elsbeth vorher das Unglück erfahren könnte.

Seine Vorsicht war gut berechnet.

Mamsell Rose sah den Besuch und ahnte den Zweck desselben.

Mit thränenden Augen und erhobenen Händen trat sie zu Elsbeth und theilte dieser die Sache mit.

Gefaßt und würdevoll trat Elsbeth den Beamten des Gerichtes entgegen.

Als auch hier das Geschäft der Gerichtsbeamten beendet war, fragte sie: „Und wie lange ist es mir gestattet, noch in der Wohnung zu bleiben?“

„Das kommt ganz auf diesen Herrn an. Vorläufig steht Ihnen dieses Zimmer auf vierundzwanzig Stunden zur Disposition.“

„Ich danke Ihnen, mein Herr!“ versetzte Elsbeth und lehnte sich heftig erregt an die Lehne des Sophas, während die Herren das Gemach verließen.

Einige Minuten vergingen.

Mamsell Rose saß heftig weinend in einem Lehnstuhle, während Elsbeth, starr vor sich niederblickend, noch unbeweglich auf der Stelle stand.

Plötzlich aber rang sie die Hände und rief mit thränenerstickter Stimme:

„Mein Gott, so ist es denn geschehen! Verlassen in Schmach und Schande! O, Vater, Vater, beschütze Dein Kind!“

Mit den Worten sank sie auf ihre Kniee nieder.

Da öffnete sich leise die Thür, und langsam trat eine hohe, schwarzgekleidete Männergestalt ein.

Einen Augenblick richtete dieser Mann sein Auge auf das knieende Mädchen.

Sein Gesicht zuckte vor tiefer Erregung, und aus seinen Augen perlten die Thränen.

Langsam schritt er vorwärts, blieb dicht vor Elsbeth stehen, ergriff dann ihre beiden Hände, mit welchen sie ihr Gesicht bedeckt hatte, und versetzte mit zitternder Stimme:

„Elsbeth, im Namen Ihrer Mutter, fassen Sie Muth! Ich bin der Unbekannte!“

„Im Namen meiner Mutter?" schrie Elsbeth und sprang auf.

Plötzlich aber fuhr sie zurück und starrte dem Manne erstaunt ins Gesicht.

„Herr," rief sie, „ich habe Sie schon gesehen!"

„Ja, Elsbeth, Sie haben mich gesehen; mein Name ist Doctor Alfred Werther; früher aber nannte ich mich Alfred Eberty."

„Herr mein Gott, so ist es wahr!" schrie Elsbeth, und sie wäre zu Boden gefallen, wenn Werther sie nicht in seinen Armen aufgefangen hätte.

„Was ist wahr, Elsbeth?" fragte Werther.

„Sie haben meinen Vater vernichtet aus Rache," stöhnte sie.

„Nein, Elsbeth, mich bewegt kein Gefühl der Rache; nur das Gefühl der Liebe erfüllt in diesem Augenblicke mein ganzes ‚Ich'. Elsbeth, endlich, endlich ist die Stunde gekommen, wo ich helfend, rettend eingreifen kann. Elsbeth, ich habe Ihnen eine Botschaft aus dem Grabe zu überbringen. Elsbeth, ich überreiche Ihnen ein Vermächtniß Ihrer Mutter. Fassen Sie Muth; hier ist die Lösung meines Handelns."

Mit den Worten übergab er Elsbeth jenes Päckchen, welches er von Mamsell Rose erhalten hatte.

„Von meiner Mutter?" stammelte Elsbeth. „Sie — Sie bringen mir Nachricht von meiner Mutter?"

„Ja; ich habe Ihrer Mutter einst nahe gestanden."

„Ja, ja, ich weiß es; Rose — Rose hat mir's gestern gesagt," rief Elsbeth.

Doctor Werther aber erschrak und richtete seinen Blick fragend nach der alten Mamsell.

Doch diese blickte ihn mit thränenden Augen an, erhob die Hände flehend zu ihm empor und versetzte: „Doctor Eberty, nicht Alles — nicht Alles!"

Weiter konnte sie nicht sprechen. Schluchzen unterdrückte ihre Stimme.

„Nicht Alles?" wiederholte Werther. „Elsbeth, ich bin heute am Ziele meines Hoffens, meines Leidens, meiner Sehnsucht angekommen. Oeffnen Sie dieses Päckchen. Doch vor allen Dingen sagen Sie mir: Kennen Sie die Handschrift Ihrer Mutter?"

„Ja, ja; Rose hat mir einen Brief, das Vermächtniß meiner geliebten

Mutter, an meinem Confirmationstage überreicht. O, ich trage diesen Brief stets auf meinem Herzen; ich kenne die Schriftzüge der Geliebten."

„Nun, so lesen Sie! Aber ich bitte, fassen Sie Muth, seien Sie stark; denn Sie werden erfahren, wie Ihre arme Mutter von einem Scheusal in Menschengestalt betrogen, gefoltert worden ist."

Elsbeth rang nach Fassung.

Jedes Wort drang ihr wie ein Dolchstich durch die Seele; aber der Himmel stärkte sie; sie erlag nicht diesem Schlage; ihre Kraft verließ sie nicht, und mit fester Hand öffnete sie das Päckchen, nahm die Briefe heraus und rief nach dem ersten Blicke, den sie auf die vergilbten Schriftzüge warf: „Ja, das ist die Hand meiner Mutter!"

Heftig preßte sie das Blatt an ihre Lippen.

„Nun denn, Elsbeth, noch einmal bitte ich Sie, alle Kraft Ihrer Selbstbeherrschung zusammen zu nehmen. Es ist ein heiliger Moment, in dem wir uns befinden; diese Minute entscheidet über zwei Herzen, die sich so lange fern gestanden haben. Haben Sie Kraft, Alles zu ertragen, so bitte ich, lesen Sie!"

„Ich bin gefaßt; Gott wird mir beistehen," versetzte Elsbeth und öffnete den Brief.

Doctor Werther war sich kaum ähnlich. Wo war die männliche Ruhe geblieben, die ihn stets unter allen Anderen auszeichnete? Wo waren die ruhigen, überlegenden Gesichtszüge, wo das freundliche und doch herrschende Auge des Mannes geblieben?

Mit wankenden Knieen, mit zitternden Händen und bebenden Lippen, mit ängstlichen Augen und Gesichtszügen schaute er auf das Mädchen, welches mit fliegender Hast den Inhalt des Briefes durchflog.

Jetzt ließ sie die Hand mit dem Briefe sinken. Ein Blick flog über die Gestalt des Doctors. Noch einmal hob sie das Blatt empor und schaute hinein; aber im nächsten Augenblicke ließ sie es zu Boden fallen, und mit dem Rufe: „Mein Vater!" stürzte sie in die Arme des Doctors. Dieser aber drückte die Jungfrau zärtlich an sein Herz und rief mit bebender Stimme:

„Ja, Elsbeth, ich bin Dein Vater und danke meinem Gott, daß ich endlich, endlich mein armes gequältes Kind wiedergefunden habe!"

Während dieser Worte träufelten die Thränen auf die Locken seines Kindes. Eine tiefe Stille herrschte in dem Gemache, und nur das laute Schluchzen der Mamsell Rose, die herbeigekommen und vor dem festumschlungenen Paare niedergekniet war, unterbrach das heilige Schweigen.

Endlich löste sich Doctor Werther sanft aus der Umarmung der Tochter und drückte einen zärtlichen Kuß auf die reine Stirn der Jungfrau. Dann wendete er sich zu Rose und sprach:

„Steh' auf, treue Seele; auch für Dich ist der Erlösungstag angebrochen. Ich ahne, was Du die Jahre über gelitten haben magst, und weiß Deine Treue, welche Du der Seligen bewiesen, zu schätzen. Unter Deinen Augen, unter Deiner Obhut ist Elsbeth empor gewachsen und gediehen an Leib und Seele. Du hast Mutterstelle an ihr vertreten und Deinen Schwur erfüllt, den Du der sterbenden Mutter gegeben. Nun, wohlan, wir wollen uns niemals mehr trennen; Du gehst mit uns und bleibst die mütterliche Freundin unserer Elsbeth."

„O, mein Vater, wie gut Sie sind!" rief Elsbeth und sank der treuen Rose an die Brust.

Diese aber konnte vor Bewegung keine Worte finden; nur ihr Auge sagte dem Doctor deutlich, was sie empfand.

Da wurde plötzlich die Thür aufgerissen, und Paul Dornburg stürmte in das Gemach.

Einundzwanzigstes Capitel.

Unerwartete Wendung.

Bevor wir in unserer Erzählung weiter fortfahren, müssen wir noch etwas nachholen, um den plötzlichen Eintritt Paul Dornburg's zu erklären.

Die Schließung des Mühlberg'schen Geschäftes war sofort bekannt geworden, und ein Freund des jungen Lampert, ein Commis des gefallenen Hauses, eilte nach dem Banquierhause, um dort die Neuigkeit dem jungen Lampert zu überbringen.

Dieser hatte nichts Eiligeres zu thun, als das Ereigniß dem Banquier Dornburg mitzutheilen.

Der alte Herr, obgleich er ja vorbereitet auf diese Katastrophe war, erschrak doch gewaltig, und wie ein Blitz kam ihm der Gedanke, daß jetzt der rechte Augenblick gekommen war, um eine Sinnesänderung Elsbeth's zu erreichen.

Sein Sohn war noch nicht im Comptoir erschienen, und er begab sich deshalb in das Zimmer Paul's.

Wenn Paul auch von einem so grenzenlosen Leichtsinne befangen war, so befand sich doch in seinem Herzen ein tiefes Gefühl der Liebe zu seiner verlorenen Braut.

Der Schlag hatte ihn mehr getroffen, als er zeigen wollte, und die Zustimmung, welche er seinen Freunden gegeben, war mehr im Taumel der leidenschaftlichen Erregung, wir könnten wohl sagen, der Verzweiflung gethan worden.

Nachdem der erste Rausch vorüber, wurde es ihm immer klarer, welchen Verlust er erlitten und welcher traurigen Zukunft er entgegen ging.

Nach einer ziemlich schlaflos verbrachten Nacht schritt er in seinem Zimmer schon seit mehreren Stunden schweigend auf und nieder.

Nur der eine Gedanke erfüllte seine Seele, der Gedanke an Elsbeth. Unfähig, etwas Anderes zu denken, hatte er bis jetzt gezögert, nach dem Comptoir zu gehen; aber so sehr er auch grübelte und nach einem Auswege suchte, die feste Entschlossenheit Elsbeth's stand wie ein furchtbares Gespenst vor seinen Augen.

Mit finsteren, umschleierten Blicken empfing der junge Mann seinen Vater.

Aber auch der Banquier erschrak über das Aussehen seines Sohnes. Fast hätte er den Zweck seines Kommens vergessen.

„Mein Gott, Paul, bist Du krank?“ rief er ihm entgegen.

„Krank wohl nicht, mein Vater; außerdem mein Gemüthszustand könnte als krankhaft bezeichnet werden.“

Diese Worte erinnerten den Banquier wieder an den Zweck seines Kommens.

„Du nimmst Dir also die Sache sehr zu Herzen, Paul?“ fragte er.

„Meine fernere Zukunft hängt davon ab, Vater; Du weißt es.“

„Nun denn, Paul, es ist geschehen, was wir befürchtet haben. Soeben ist der Bankerott des Hauses Mühlberg constatirt. Die Beamten sind noch beschäftigt, die Siegel anzulegen.“

Mit starrem Auge schaute der Sohn zu seinem Vater. Dann fuhr er plötzlich mit der Hand an seine Stirn und murmelte:

„Und Elsbeth? Sie wäre somit hilflos?“

„So ist es, mein Sohn.“

„Willst Du Dich ihrer annehmen, mein Vater?“

„Wenn Du versuchst, ihren Trotz zu brechen, und wenn Du sie mir wieder als Deine Braut entgegenführst, so will ich Euch mit Freuden begrüßen.“

„Nun denn, ich will hin, ich will sie sehen und will auf meinen Knieen Abbitte leisten. Bist Du zufrieden damit, mein Vater?“

Der Banquier schaute mit freudigen Augen nach seinem Sohne und

versetzte: „Gott segne Dich, mein Kind! Eile, und der Himmel stehe Dir bei!“

Ein Händedruck, und Paul Dornburg stürmte davon.

Er kam ungehindert bis in das Zimmer, in welchem Werther mit den beiden Frauen sich befand.

Nur der alte Lampert ging vor der Zimmerthür auf und ab, konnte aber dem ungestümen Jünglinge den Eintritt in das Gemach nicht verwehren.

Elsbeth wurde leichenblaß und lehnte sich zitternd an die Brust Werther's, als Paul Dornburg ins Zimmer getreten war.

„Elsbeth,“ rief dieser, „ist es denn wirklich wahr? Ich höre soeben, daß Dich Dein Vater verlassen hat, daß er der Strafe entflohen und Dich schutzlos zurückgelassen hat.“

„Schutzlos? Wer sagt Dir das, Paul, daß ich schutzlos bin?“ versetzte Elsbeth mit ruhiger Stimme und erfaßte die Hand des Doctors.

Doch Paul Dornburg war in solcher Aufregung, daß es schien, als ob er die Frage der Jungfrau überhört habe.

Hastig trat er näher, ergriff fast mit Gewalt die andere Hand des Mädchens, sank vor ihr auf seine Kniee nieder und rief:

„Elsbeth, Du hast mich von Dir gestoßen, ohne mich zu hören. Ich habe diesen Schlag ertragen, da ich mich Deiner unwerth gemacht habe; jetzt aber, Elsbeth, nachdem ich tief bereut, was ich aus Leichtsinn gethan, und nachdem ich bereits über meine Zukunft entschieden und gesonnen war, die Stadt und das Vaterhaus vielleicht für immer zu verlassen, jetzt höre ich von Deinem Unglücke. Elsbeth, so wahr, so tief hat wohl noch kein Mensch bereut, als ich das, was ich in leichtsinnigem Uebermuthe gethan habe. Elsbeth, Du siehst mich zu Deinen Füßen; kannst Du mir verzeihen, so sei versichert, daß mit Deiner Verzeihung auch jeder Funke meines Leichtsinnes aus meinem Herzen gewichen sein soll. Ich beschwöre Dich, Elsbeth, laß die Vergangenheit ruhen, vergiß den Augenblick meiner Schwäche, reiche mir die Hand zur Versöhnung, und ich will von nun an nur allein Dir gehören und Dir leben! Elsbeth, erbarme Dich über mich und meine Familie! Mein Vater wird Dich mit offenen Armen empfangen, und wir wollen ein neues Leben beginnen. Elsbeth, vergieb und sei mein!“

Mit Gewalt zog Paul die Hand der Jungfrau an seine Lippen und schaute dann flehend zu ihr empor.

Doctor Werther war einen Schritt zurückgetreten und schaute mit ernstem Blicke auf den jungen Mann herab.

Mamsell Rose stand zitternd und zagend hinter Elsbeth und flüsterte: „Vergebet, so wird Euch vergeben!"

Doch Elsbeth war merkwürdig ruhig und gefaßt geworden.

Die Worte des Jünglings schienen ganz den entgegengesetzten Eindruck auf sie gemacht zu haben, als Paul erwartet hatte.

Sanft löste sie ihre Hand aus den Händen Paul's und versetzte mit fester Stimme:

„Steh' auf, Paul; zwischen uns ist jedes Band gelöst. Ich vergebe Dir den Schmerz, den Du mir bereitet hast; aber Du hast mein Wort, das ich Dir noch einmal wiederhole: Deine Gattin kann ich niemals werden! Mögest Du in der Zukunft noch das Glück finden, das Du zu erringen strebest! Ich werde mich freuen, wenn es Dir wohl geht."

Langsam erhob sich Paul und versetzte:

„Du stößest mich also noch einmal zurück? Nun denn, Elsbeth, so gieb mir wenigstens die Beruhigung mit, daß Du nicht hilflos der Zukunft überlassen bist."

„Beruhige Dich, Paul; ich stehe nicht so schutzlos da, wie Du meinst. Hier ist mein Beschützer!"

Mit den Worten trat Elsbeth auf Doctor Werther zu und lehnte sich vertrauensvoll an seine Schulter.

Jetzt erst erkannte Paul den Doctor.

Ein zorniger Blitz funkelte aus seinen Augen, und er rief:

„Haha, Sie also sind hier? Das war das Ende der Intrigue, die Sie eingefädelt haben. Nun denn, mein Herr, mit Elsbeth bin ich fertig; doch ich denke, wir Beiden haben noch ein ernstes Wort miteinander zu reden."

„Wenn Sie, junger Mann, einen guten Rath von mir annehmen wollen, so bin ich bereit, das Wort mit Ihnen zu sprechen."

„Ha, einen guten Rath! Herr, verhöhnen Sie mich nicht! Sie sind schuld an meinem Leichtsinne, und Sie sind jedenfalls auch schuld an dem

Fallissement dieses Hauses. Sie sind ein Intriguant; Sie werden mir Rede stehen!"

„Was Sie von mir halten, kann mir gleichgiltig sein. Ich habe Ihnen nur zu erklären, daß Elsbeth von nun an unter meinem Schutze steht und daß ich sie vor allen Gefahren, allen Anfechtungen und auch ganz besonders vor Ihnen zu schützen im Stande bin. Was Sie mir aufbürden, gebe ich Ihnen zurück. Nicht eine Intrigue ist es, die ich ausgeführt, es war nur die Nothwendigkeit, meiner Schutzbefohlenen die Augen zu öffnen, um sie vor einer traurigen Zukunft zu bewahren. Es wird das Beste für Sie sein, Sie verlassen in Frieden dieses Gemach, und wenn Sie die Worte eines ehrlichen Mannes annehmen wollen, so rathe ich Ihnen, lassen Sie die Ereignisse dazu dienen, sich selbst zu erkennen, Ihre phantastischen Ideen aufzugeben und als ein gehorsamer Sohn in die Arme des Vaters zurückzugehen. Es liegt an Ihnen, ob Sie das Glück Ihrer Familie wollen oder nicht. Und nun, denke ich, sind auch wir fertig."

„Gut gespielt; Sie sind ein echter Komödiant und —"

„Genug, Paul," fiel Elsbeth dem jungen Manne ins Wort; „ich dulde nicht, daß Du den beleidigst, in dessen Schutz ich stehe. Du bist zu mir gekommen, um die letzte Antwort zu hören; sie ist Dir gegeben worden, und nun lebe wohl!"

Paul Dornburg zögerte noch. Man sah, welch' heftiger Kampf in seinem Innern entbrannt war.

Da trat Elsbeth einen Schritt auf ihn zu, reichte ihm die Hand und versetzte:

„Paul, es muß sein; laß uns in Frieden scheiden. Lebe wohl und werde glücklich!"

Da ergriff Paul die Hand Elsbeth's, drückte sie leidenschaftlich und rief: „Du hast mein und Dein Geschick entschieden; lebe wohl!"

Hastig griff er nach Hut und Stock und eilte aus dem Gemache.

Krachend flog die Thür hinter ihm zu.

„Der Unglückliche! Er läuft in sein Verderben!" murmelte Doctor Werther.

„Ich konnte ihn nicht retten, mein Vater," flüsterte Elsbeth.

„Nein, nein, mein Kind, Du hast keine Schuld an ihm. Doch nun komm und setze Dich zu mir; ich bin Dir einige Aufklärung schuldig.“

Mit den Worten führte der Doctor das Mädchen zum Sopha und ließ sich an ihrer Seite nieder.

Da klopfte es abermals an der Thür.

„Ah,“ murmelte Doctor Werther, „siehst Du, die Aufklärung kommt schon; ich werde nicht nöthig haben, erst viele Worte zu machen.“

Die Thür öffnete sich, und Capitain Bonnard trat mit dem Maler Bernhard und dem Cassirer Lampert in das Gemach.

„Mein Oheim!“ rief Elsbeth und eilte auf den Maler zu, der sie innig bewegt in seine Arme schloß.

Werther war ebenfalls aufgestanden, und die beiden Freunde drückten sich herzlich die Hände.

Darauf stellte er Elsbeth Bonnard vor und nöthigte sie dann sämmtlich, Platz zu nehmen.

Auch der Cassirer Lampert wurde herbeigerufen. Der alte Mann hatte noch Thränen in den Augen, und in seiner Gutherzigkeit ging er auf Elsbeth zu und versetzte:

„Fräulein Elsbeth, wenn Sie einem alten Manne und einem treuen Diener Ihres Vaters eine Freude machen wollen, so nehmen Sie sein Anerbieten an. Ich bitte, kommen Sie mit zu mir; was ich besitze, will ich ehrlich mit Ihnen theilen und Ihnen den Schutz gewähren, den Sie bedürfen.“

Doctor Werther blickte wohlgefällig auf den alten Mann. Elsbeth reichte ihm die Hand und lächelte unter Thränen.

„Dank, meinen herzlichsten Dank, mein guter Lampert! Vergeben Sie mir, daß ich Ihr liebevolles Anerbieten ausschlagen muß; ich habe bereits einen Retter und Beschützer gefunden. Dieser edle Mann ist es, der Vaterstelle an mir vertreten wird.“

Ein forschender Blick überflog die Person des Doctors, und Lampert versetzte:

„Mein Gott, so wollen Sie uns wirklich verlassen?“

„Nein, mein guter Mann, Fräulein Elsbeth wird Sie und überhaupt vorläufig dieses Haus nicht verlassen,“ fiel nun Doctor Werther ein, „und

was geschehen ist, wird in der nächsten Stunde vollständig geordnet sein. Ich allein bin der Hauptgläubiger des Hauses Mühlberg; auf meine Veranlassung ist die Katastrophe ausgebrochen, weil ich es für nöthig fand. Auf meine Veranlassung wird jedoch die Firma Mühlberg von Schmach und Schande befreit werden. In einer Stunde ist Herr Louis Bernhard der Vertreter und Geschäftsführer des Hauses Mühlberg, und Sie, mein Freund, werden Ihrem neuen Principal hoffentlich mit derselben Treue zur Seite stehen, wie Sie es bisher gethan haben."

Der alte Lampert traute seinen Ohren nicht.

Zitternd und bebend stand er da und starrte erstaunt den Doctor an.

Aber auch Elsbeth konnte die Situation nicht erklären; auch sie blickte erwartungsvoll auf den Doctor.

Dieser fuhr fort, indem er sich an Bonnard wendete:

„Hast Du bereits die nöthigen Schritte gethan?"

„Es ist geschehen, mein Freund."

„Und Du, Bernhard?" fragte Werther.

„Ich bin bereits eingetragen. In einer Stunde werden die Siegel entfernt sein, und das Geschäft beginnt von Neuem."

„Nun denn, so möge ein günstiger Stern über dem Hause weiter walten!" rief Doctor Werther und reichte den drei Männern nacheinander die Hand.

Dann neigte er sich zu Elsbeth und flüsterte:

„Siehst Du, mein Kind, das war die erste Rache, die ich an Mühlberg genommen habe."

Elsbeth konnte weiter nichts erwidern, als die Worte: „Mein guter Vater!"

Lampert hatte sich endlich von seinem Erstaunen erholt und drückte nun seine Freude über diese unerwartete Wandlung auf so naive und herzliche Weise aus, daß Alle über das Glück des Alten höchst erheitert wurden.

Das Gespräch wurde bald durch die Ankunft der Gerichtspersonen unterbrochen.

Es geschah, wie Werther gesagt hatte; in einer Stunde war Alles vorüber, und der Cassirer Lampert saß an seinem Platze bei einer gefüllten

Casse und benachrichtigte die anderen Gläubiger von der Zahlungsfähigkeit seines Hauses.

Fräulein Elsbeth aber fuhr mit Doctor Werther, Capitain Bonnard und ihrem Oheim nach dem Palais der Gräfin Dreschinski. —

Doctor Römhild, welcher von den Vorgängen im Hause Mühlberg's nichts ahnte, aber doch von Doctor Werther die Andeutung erhalten hatte, daß heute ein wichtiger Tag für Fräulein Elsbeth angebrochen sei, befand sich in gewaltiger Aufregung, als er von Comtesse Cäcilie erfuhr, daß die Gräfin noch zu Mittag den Besuch Elsbeth's erwartete.

Wenn er auch überzeugt war, daß Doctor Werther die Katastrophe, welche eintreten sollte, herbeigerufen, so befremdete ihn doch die Nachricht, daß Elsbeth, wie es den Anschein hatte, in die gräfliche Familie eintreten solle.

Der Eindruck dieser Nachricht prägte sich auch in seinem erstaunten Gesichte aus, ohne daß er im Stande war, seine Erregung zu verbergen.

Die Comtesse hatte ihm die Kunde nicht ohne einen gewissen forschenden Blick mitgetheilt, und die Rosen ihrer Wangen erblichen einigermaßen, als sie die Bewegung des Doctors bemerkte. Doch schnell gefaßt, fuhr sie fort:

„Sie sind doch wohl schon durch jenes Ballabenteuer etwas näher mit dem Fräulein Elsbeth bekannt geworden? Es wäre mir angenehm, wenn ich von Ihnen eine Schilderung über das Wesen und den Charakter meiner zukünftigen Freundin erfahren könnte."

„Also soll Fräulein Elsbeth künftig wirklich in Ihrer Familie wohnen?" fragte Römhild.

„So viel ich von meiner Mutter gehört habe, soll das geschehen, und aller Erwartung nach hat Herr Doctor Werther uns eine Ueberraschung aufgehoben."

„Noch eine Ueberraschung?" fragte Römhild immer erstaunter und mit erregter Stimme.

„Allerdings," versetzte Comtesse Cäcilie und erhob sich von dem Clavier, an welchem die Unterhaltung stattfand, während eine leichte Wolke über ihre hohe, schöne Stirn streifte.

„Das ist mir sonderbar," murmelte Römhild.

„Ja, wahrhaftig," tönte es über die bebenden Lippen der Comtesse.

„Es scheint mir ganz so, als ob Sie von dieser Kunde ziemlich erregt wären! Sie nehmen wohl großen Antheil an dem Geschicke des Fräuleins?"

Jetzt stutzte Römhild.

Die Sprache der Comtesse überraschte ihn und erfüllte ihn zugleich mit einem ängstlichen Gefühle.

Er erkannte, daß es ein entscheidender Augenblick war und daß er fest und entschlossen sein mußte. Mit lächelnder Miene versetzte er:

„Sie haben ganz Recht, gnädige Comtesse; mich interessirt Fräulein Elsbeth deshalb, weil sie von nun an unter dem Schutze des Herrn Doctor Werther steht und weil ich, gleichsam als ein Werkzeug in dessen Hand, das Meinige dazu beigetragen habe, um die heutige Entscheidung, die ich allerdings noch nicht kenne, herbeizuführen."

„Als Werkzeug des Herrn Doctor Werther?" flüsterte die Comtesse.

„So ist es. Ich war so glücklich, bereits einmal das Vertrauen des Herrn Doctors zu rechtfertigen," erwiderte Römhild.

Die Comtesse erröthete und versetzte: „Wofür ich Ihnen stets dankbar sein werde."

Sie hatte sehr wohl erkannt, worauf Römhild anspielte.

„Doch," fuhr sie fort, „wir verplaudern die Zeit, und ich möchte gern diese kleine Pièce noch einüben. Wenn Sie so gütig sein wollen —"

Mit den Worten nahm sie wieder vor dem Clavier Platz.

Römhild rückte auch seinen Stuhl wieder zurecht und nahm nach einer Verbeugung mit den Worten: „Ich stehe ganz zu Ihren Diensten!" neben ihr Platz.

Sie spielten nun einige Zeit zusammen und waren, wie es schien, mit ihren Gedanken ganz bei der Arbeit.

Da klopfte es an der Thür des Zimmers, und eine Dienerin rief sie Beide in den Salon der Gräfin.

„Aha, die neue Freundin ist jedenfalls schon angekommen," flüsterte Comtesse Cäcilie.

Römhild bot ihr mit einer Verbeugung den Arm an, den sie auch annahm, und führte sie nach dem Salon.

Dort waren die Personen aus dem Hause Mühlberg's allerdings schon versammelt.

Beide jungen Leute warfen zuerst, als sie eintraten, ihren Blick auf Elsbeth, und auch Elsbeth war auf das Erscheinen der Comtesse gespannt.

Nur mit großer Gewalt unterdrückten die beiden Mädchen den Eindruck, den sie gegenseitig empfunden hatten.

Die Gräfin nahm ihre Tochter in Empfang, und Römhild trat zu den Freunden und begrüßte Bernhard und Elsbeth.

Doch das ernste und auch wieder verklärte Gesicht Doctor Werther's fiel ihm ganz besonders auf.

Er hatte aber nicht lange Zeit, darüber nachzudenken; denn Doctor Werther ergriff das Wort, indem er Elsbeth sanft an sich zog, und versetzte:

„Mein junger Freund, Herr Doctor Römhild, Sie sehen mich heute als einen sehr glücklichen Mann. Die gefürchtete Katastrophe ist zwar hereingebrochen, aber auch glücklich beseitigt, und hier ist die Errungenschaft, die mir aus derselben erblüht ist. Ich stelle Ihnen in der Person Fräulein Elsbeth's meine — Tochter vor!"

„Tochter?" tönte es gleichzeitig über die Lippen Römhild's und der Comtesse Cäcilie.

Letztere war überrascht von ihrem Sitze aufgesprungen und starrte Elsbeth ganz erstaunt an.

„Diese Nachricht bedarf einiger erläuternder Erklärungen," begann Doctor Werther, sich abwechselnd an die Comtesse und Römhild wendend, und theilte dann sein Verhältniß zu der Mutter Elsbeth's, sowie die Verrätherei und schlechte Handlungsweise Mühlberg's den beiden erstaunten Personen mit.

„Natürlicherweise," fuhr er fort, „wurde unsere Verbindung als ungesetzlich betrachtet und die Mutter Elsbeth's deshalb gezwungen, eine zweite Ehe mit Mühlberg einzugehen. Was sie dadurch gelitten, läßt ihr frühes Hinscheiden erkennen. Erst durch ihr Vermächtniß, welches mir durch die Hilfe der treuen Rose zugestellt wurde, habe ich erfahren, daß Elsbeth meine Tochter ist. Das Benehmen Mühlberg's meinem Kinde gegenüber bestätigt die Kunde, und ich bin glücklich, nun endlich frei und ungehindert meine Rechte als Vater beanspruchen zu können. Durch die Güte der Frau Gräfin ist es mir gestattet, mein Kind von jetzt an bei mir zu

haben, und ich wünschte nichts sehnlicher, als daß Sie, theuere Cäcilie, meinem Kinde eine schwesterliche Freundin sein möchten."

Die Gräfin Dreschinski war so erregt, daß ihr die Thränen in die Augen traten und sie nur mit Mühe die Worte flüstern konnte:

„Kommen Sie an meine Brust, mein Kind; ich will versuchen, auch an Ihnen Mutterstelle zu vertreten."

Der Doctor führte sein Kind der Gräfin entgegen.

Mit tiefer Rührung umarmte diese die stillweinende Elsbeth und legte sie dann auch ihrer Tochter, der Comtesse, mit den Worten in die Arme:

„So, meine Kinder, liebt Euch gleich Schwestern, und der Segen Gottes sei mit Euch Beiden!"

Mit eigenthümlichen Gefühlen umarmte die Comtesse die so plötzlich gefundene neue Schwester.

Obgleich sie Kenntniß von dem Verhältnisse des Doctors zu ihrer Mutter hatte und die edle Aufopferung des Mannes, seiner Rechte vor der Welt zu entsagen, kannte, weshalb sie die größte Hochachtung für Werther empfand, so hatte doch die Offenbarung dieses Geheimnisses eine unangenehme Empfindung, die sie sich selbst nicht erklären konnte, in ihrem Herzen erregt.

Die Begrüßung Elsbeth's war zwar freundlich und der Situation angemessen, aber nicht so aufrichtig und herzlich, wie sie hätte sein können.

Ein inneres Gefühl sagte ihr, daß Elsbeth einen entscheidenden Einfluß auf ihr ferneres Lebensglück ausüben würde.

Unwillkürlich richtete sie ihre schönen Augen mit einem ängstlichen Ausdrucke auf Römhild, so daß dieser in demselben Momente ebenfalls ein Gefühl des Unbehagens in seinem Herzen empfand.

Nachdem die ersten Minuten dieser aufregenden Scene vorüber waren, kamen auch nach und nach die Gemüther wieder zur Ruhe, und ein gemeinschaftliches Mahl brachte bald eine freudige und gehobene Stimmung unter die Gesellschaft.

Wuthentbrannt war Paul Dornburg nach Hause gekommen und hatte seinem Vater das Scheitern seines letzten Versuches in der heftigsten Erregung mitgetheilt.

Der alte Herr gerieth darüber selbst in Harnisch und war geneigt, die Machination Werther's zu verwünschen.

Da sprang plötzlich Paul Dornburg von dem Stuhle, auf welchen er sich geworfen hatte, auf und versetzte, indem er seinem Vater gegenüber trat: „Halt! Rechte nicht mit dem Laufe des Schicksals; es war bestimmt, daß mir solches widerfahren mußte; das Geschehene hat mich zur vollständigen Reife gebracht. Meine Zukunft ist entschieden; ich widme mich den Ideen meiner Gesinnungsgenossen. Unterbrich mich nicht, mein Vater!" fuhr er fort, als der Banquier erschrak und ihm ins Wort fallen wollte. „Es muß sein; das Schicksal zeichnet mir selbst meinen Weg vor. Ich wäre nie ein glücklicher und zufriedener Mann geworden, wenn ich auch mein Ziel, das heißt, Elsbeth, errungen hätte und meinen Beruf nach Deinem Willen erwählte. Die Sehnsucht nach der Verwirklichung meiner Ideen hätte mich verzehrt, und wer weiß, wozu es noch gekommen wäre! Jetzt bin ich frei, ein freier Mann, und bin willens, nach innerem Berufe und nach innerer Neigung thätig zu sein. Mein Vater, ich scheide noch diesen Abend und gehe als Vorkämpfer für eine bessere Zukunft des Volkes meiner Mission entgegen. Versuche nicht, meinen Entschluß zu ändern; ich erkläre Dir im Voraus, daß das vergebliche Mühe wäre; denn selbst eine Verstoßung und Enterbung von Deiner Seite würde mich nicht abhalten, meinen Willen durchzuführen. Ich bitte Dich, bereite die Mutter und Anna auf meine Absicht vor, damit ich nicht noch genöthigt bin, eine Scene mit ihnen zu erleben, die nur höchst aufregend für beide Theile sein könnte, aber doch nicht zu dem gewünschten Ziele führen würde. Wir sehen uns zum Abende noch einmal wieder, um Abschied zu nehmen; jetzt eile ich, um meine Vorbereitungen zur Abreise zu treffen."

„Paul, Paul, um Gotteswillen!" rief der Banquier und ging einige Schritte dem sich entfernenden Sohne nach.

Doch dieser war rasch zum Zimmer hinaus, und die Thür flog krachend hinter ihm zu.

Vernichtet stand der alte Herr allein im Gemache.

Hoffnungslos wankte er hinweg und sank ermattet in seinen Sessel.

So war denn der schöne Traum seines Lebens, die Hoffnung auf die Zukunft mit einem Schlage vernichtet!

Er selbst, ein feuriger Widersacher der Socialdemokratie, mußte den Schmerz erfahren, daß sein einziger Sohn Reichthum, Rang und Namen verschmähte, um jener Sache, die er eben für eine verlorene, nicht erreichbare hielt, zu dienen.

In ein stürmisches, ungewisses Leben eilte der Sohn hinaus.

Er ahnte, daß er wohl auf den Gedanken, seinen Sohn wiederkehren zu sehen, verzichten müsse. Es war ihm, als betrauere er den Tod seines Erben und Nachfolgers.

Ja, todt und wüst war Alles um ihn her!

So blieb er einige Stunden in tiefem Hinbrüten sitzen, bis er plötzlich durch den Eintritt seiner Frau und Tochter erweckt wurde.

Die Beiden lasen bereits in dem bleichen Antlitze des Vaters eine schreckliche Nachricht, und ihre Befürchtungen sollten sich auch bald erfüllen; denn Dornburg zögerte nicht länger, ihnen die bevorstehende Abreise Paul's mitzutheilen.

So schwer der Schlag auch war, so fühlten sie doch Alle, daß jeder Versuch und jedes Wort vergebens war und daß es galt, Standhaftigkeit zu zeigen und sich ruhig in das Schicksal zu ergeben.

Wenn Paul Dornburg die Scene des Abschiednehmens befürchtet hatte, so täuschte er sich.

Er fand in dem Augenblicke, als dies geschah, die Familie ruhig und gefaßt.

Der Vater versetzte: „Du hast Deine Zukunft, Dein Loos selbst gewählt und wirst auch die Folgen tragen müssen. Der Himmel stehe Dir bei!“

„Gott schütze Dich!“ flüsterte die Mutter. „Und wenn Du bereuest, was Du gethan, so vergiß nicht, daß daheim ein treues Mutterherz Deiner wartet. Lebe wohl!“

„Lebe wohl!“ hauchte auch Anna. „Ich wollte, ich könnte mich auch begraben lassen,“ flüsterte sie ihm leise zu.

Der junge Mann riß sich los, um seine Bewegung zu verbergen.

Noch ein Kuß, ein Händedruck den Geliebten, und fort war er.

Lange Zeit noch saßen die soeben Verlassenen in tiefes Nachdenken versunken, und Keines wagte die peinliche Stille zu unterbrechen. Nur

ein Stöhnen des Banquiers war vernehmbar; denn wenn er auch das Schlimmste befürchtet hatte, so hegte er doch noch bis zum letzten Momente eine Hoffnung, die ihm nun unwiderruflich vernichtet war.

Endlich erhob er sich, und mit großer Anstrengung seine Schwäche unterdrückend, versetzte er mit fester Stimme:

„Nun, so mag er denn gehen; ich habe keinen Sohn mehr. Ich habe gethan, was ich thun konnte, um ihn seinem gewissen Verderben zu entreißen; doch nun werde ich kein Glied mehr für ihn rühren. Wie er sich gebettet, so wird er auch schlafen.“

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer.

Als Paul Dornburg das elterliche Haus verlassen, stürmte er in größter Aufregung die Straßen entlang. Der Zug, der ihn seinem Bestimmungsorte zuführen sollte, ging erst in einer Stunde, und somit hatte er noch Zeit, dem Volksmanne einen Besuch abzustatten. Dort angekommen, fand er den Präsidenten des Vereins seiner Gesinnungsgenossen anwesend, welche Beiden, wie es schien, in sehr fröhlicher Stimmung waren.

„Ah, da sind Sie ja schon, Herr Dornburg! Wir sprachen soeben darüber, wie wir Ihre Aufopferung für das Wohlergehen des Volkes durch einen würdigen Abschied am Bahnhofe begehen wollen,“ rief der Volksmann, als Paul Dornburg ins Zimmer trat.

„Meine Herren,“ begann dieser, „so sehr mich auch Ihr Bestreben ehrt, so muß ich doch für die mir zugedachte Auszeichnung danken, da ich durchaus in aller Stille mich von hier entfernen möchte. Ich bin nur gekommen, um mir noch einige Erläuterungen zu meiner Instruction zu erbitten!“

„Wir stehen ganz zu Ihren Diensten!“ versetzte der Präsident mit kriechender Freundlichkeit, indem er Dornburg einen Sessel zurecht rückte und ihn einlud, ihnen gegenüber Platz zu nehmen.

Das that er denn auch. Die beiden Volksbeglücker beeilten sich nun nach Kräften, dem Wunsche Dornburg's zu entsprechen.

Als dies beendet war, erhob sich der neue Verfechter der Volksrechte und sprach: „Nun denn, so scheide ich von hinnen in der Hoffnung, meiner mir gestellten Aufgabe gerecht werden zu können!“

„O, mein Herr Dornburg,“ erwiderte der Präsident, „die Sache des

Volkes ruht in guten Händen, wenn Sie es übernehmen, für sie zu wirken! Aber Sie werden uns doch gestatten, daß wir Ihnen wenigstens das Geleite bis zum Bahnhofe geben dürfen? Der von uns bestellte Wagen steht schon bereit, und wir bitten Sie, nehmen Sie als Zeichen unserer größten Hochachtung diesen kleinen Dienst an!"

Paul Dornburg, der durch das Gespräch mit seinen Gesinnungsgenossen seine Ruhe wiedergefunden und nun mit Leib und Seele dieser Sache zu dienen bereit war, hatte das in letzter Zeit Erlebte in diesem Augenblicke ganz vergessen, ja, es überkam ihn sogar ein gewisses Gefühl des Behagens und der Lebensfreudigkeit. Er nahm daher auch das Anerbieten an.

Sie gelangten schnell zu ihrem Ziele und hatten daher immer noch Zeit, noch einmal in dem Restaurant des Bahnhofes einzusprechen. Aber kaum hatten sich die Männer niedergelassen, als mit schelmischem Lächeln im Gesichte die Tänzerin Atout herbeigetrippelt kam und mit einem komischen Erstaunen vor Dornburg stehen blieb.

Dieser war anfangs überrascht; aber als das leichtlebige Geschöpf mit einem Augenblinzeln erklärte, daß sie es nicht über das Herz gebracht hätte, ihn so einsam scheiden zu sehen, da überkam ihn plötzlich wieder eine Anwandlung seines Leichtsinnes, und er lud sie ein, mit an dem Tische Platz zu nehmen.

„Nein, das ist aber nicht schön von Ihnen, Herr Dornburg, daß Sie Ihre Freunde so ohne Weiteres verlassen wollen; ein kleines Souper wäre doch wohl hier am Platze gewesen; denn hätte ich nicht zufällig von Ihrem Vorhaben Kenntniß erhalten, so wäre selbst ich, Ihr Liebling, um den letzten Gruß gekommen. Ich habe doch immer so viel auf Sie gehalten; das wissen Sie ja."

„Ja, ja, mein niedlicher Kobold," erwiderte Paul Dornburg, auf den leichten Ton der Tänzerin eingehend. „Sie sind die Einzige, die mir treu geblieben, so lange ich noch der Sohn des reichen Banquiers war; aber ob Sie auch jetzt noch an mich denken werden, das ist eine andere Frage."

„Wie, sind Sie nicht mehr der reiche Banquierssohn?" fragte die Tänzerin erstaunt.

„Ehe ich Ihnen diese Frage beantworte, erklären Sie mir erst, wie Sie erfahren haben, daß ich von hier zu scheiden im Begriffe stehe!“

„Ah, nichts leichter als das,“ erwiderte die kleine Atout, indem sie mit ihrem Fächer auf die Platte des Tisches klopfte. „Ich kam soeben aus der Probe, als mir der junge Lampert begegnete, der mir mit größter Eile diese Neuigkeit mittheilte.“

„Wie, Lampert? Wie kommt der junge Mensch zu dieser Kenntniß, da außer diesen Herren doch nur meine Angehörigen davon unterrichtet sind?“

„Ja, das weiß ich nicht,“ versetzte die Tänzerin naiv. „Aber nun sagen Sie, Herr Dornburg, warum Sie nicht mehr der reiche Banquierssohn sein sollen.“

„Nun, einfach aus dem Grunde, weil mich mein Vater wegen meiner nunmehrigen Lebensaufgabe verstößt,“ erwiderte Dornburg.

„Was, verstößt? Und Ihre Marmorbraut hat sich also nicht erweichen lassen?“

Eine Antwort hierauf schnitt der eintretende Portier ab, indem er den Abgang des Zuges verkündigte.

Rasch sprangen die vier Personen auf und eilten nach dem Perron.

„Nun, viel Vergnügen im schönen Paris, da Sie mich doch einmal nicht mitnehmen, Sie Ungetreuer!“ rief die Tänzerin noch zum Fenster des Waggons hinein. „Aber halt, ich werde Ihnen noch etwas auf den Weg mitgeben, damit Sie wenigstens an mich denken sollen.“

Bei diesen Worten hatte das kleine Geschöpf sich auf die Zehenspitzen erhoben, und ehe es sich Dornburg versah, hatte sie ihm einen schallenden Kuß auf die Stirn gedrückt.

Die beiden Begleiter verabschiedeten sich nun zum letzten Male auch von Dornburg und wünschten seiner Mission ein gutes Gelingen.

Da ertönte das Glockenzeichen; ein gellender Pfiff der Locomotive antwortete, und fort rollte der Zug.

Rector Raimund hatte den Tag in fieberhafter Aufregung zugebracht. Mehr als zehnmal war er an dem Hause Mühlberg's vorüber gegangen und hatte sowohl die Versiegelung, als auch die Wiedereröffnung und Fortsetzung des Geschäftes gesehen, ohne jedoch den Muth zu haben, hinein

zu gehen und sich nach den Ereignissen, die so wunderbare Wendung genommen, zu erkundigen. Auch daheim war er höchst erregt und wartete auf eine Nachricht durch den jungen Lampert.

Doch dieser fand sich erst zum Abende ein. Von ihm erfuhr er nun die Ereignisse und erkannte, daß seine Hoffnung eine vollständig verlorene war. Zorn=, Haß= und Rachegefühle wütheten in seiner Brust.

Lampert ließ ihn ruhig austoben und versetzte dann:

„Noch ist ja nicht Alles verloren, Herr Rector. Elsbeth ist zwar jetzt noch schwieriger zugänglich als bisher; aber ich getraue mir einen Ausweg zu finden, der Sie doch noch zum Ziele führen kann.“

„Mensch, wollen Sie das Unmögliche möglich machen?“ rief der Rector auffahrend.

„Unmögliches will ich nicht versuchen; aber wenn nur irgend eine Möglichkeit vorhanden ist, so wollen wir nicht verzagt sein. Aber ich denke, eine Hand wäscht die andere. Ich erwarte von Ihnen ebenfalls, wie ich Ihnen schon angedeutet, einen Dienst.“

„Sprechen Sie, Lampert!“

„Nun, antworten Sie mir vorher, ob Sie wirklich und wahrhaftig, wenn keine Aussicht eintritt, Fräulein Elsbeth zu erreichen, auch auf Anna Dornburg verzichten wollen?“ fragte Lampert.

„Anna Dornburg? Wie können Sie so fragen? Ich habe das Mädchen nie geliebt und werde sie nie heirathen.“

„Ist das Ihr wirklicher Ernst?“

„Ganz bestimmt; das kann ich Ihnen zuschwören.“

„Sie würden also durchaus keine Einwendung machen, wenn sich ein anderer Bewerber einfinden würde?“

„Nein, gewiß nicht.“

„Nun gut, das wäre abgemacht. Der andere Bewerber hat sich nun bereits gefunden und wünscht, durch mich Sie zu bewegen, ihm dadurch seine Werbung leichter zu machen, daß Sie Ihr ehemaliges Verhältniß zu der reichen Banquierstochter an die Oeffentlichkeit bringen.“

Der Rector fuhr zurück wie von einer Natter gebissen. Das war ihm denn doch ein etwas zu starkes Verlangen.

Wenn er auch für seine Zwecke sich nicht scheute, den Verleumder und

Verräther zu spielen, so nahm er doch Anstand, dieses Handwerk zum Nutzen für Andere zu treiben.

„Nein," versetzte er, „das thue ich nicht."

„Nun, somit ist unser Verhältniß gelöst, und ich muß es Ihnen selbst überlassen, wie Sie zu Ihrem Ziele gelangen."

Mit den Worten erhob sich Lampert und wollte fort.

„Mensch, bringen Sie mich nicht zum Aeußersten! Was geht Sie der andere Bewerber an?"

„Er geht mich sehr viel an, und Sie werden darüber eine nähere Erklärung finden, wenn ich Gewißheit habe, daß Ihre Liebschaft mit Anna Dornburg in der Stadt cursirt. Ueberlegen Sie sich die Sache; ich komme in einigen Tagen wieder."

Mit den Worten entfernte sich Lampert, ohne die Aufforderung, noch zu bleiben, zu berücksichtigen.

„Er ist ein Schurke, dieser Lampert!" knirschte Raimund. „Mir eine solche Gemeinheit zuzumuthen! Aber was thue ich nicht Alles um Elsbeth willen! Die Sehnsucht nach dem Besitze dieses Mädchens reibt mich auf. Es ist, als ob ein böser Geist mir dieses Gefühl eingeflößt hätte. Ich kenne mich selbst nicht wieder; es ist eine Wandlung mit mir vorgegangen, und Leidenschaften sind in mir erweckt worden, von denen ich früher keine Ahnung hatte. O, Raimund, Raimund, Du bist tief gesunken!"

Ende des zweiten Theiles.